Dr. Joseph Goebbels

Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei



Joseph Goebbels / Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei

Joseph Goebbels

Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei


Eine historische Darstellung in Tagebuchblättern

(Vom 1. Januar 1932 bis zum 1. Mai 1933)



19 41

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München



33. Auflage / 521.—540. Tausend

Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München

Dieses Buch widme ich

dem Führer

Berlin, am 30. Januar 1934

Vorwort

Die historischen Umwälzungen, die sich mit dem 30. Januar 1933 beginnend und von da ab für jedermann sichtbar im öffentlichen Leben des Reiches vollzogen haben, sind von einer Bedeutsamkeit und Tragweite, deren Ausmaße im Augenblick noch ganz unvorstellbar sind. Ganz mit Recht trägt dieser Prozeß den Namen der deutschen Revolution, denn es handelt sich in der Tat um eine Umwertung aller Werte, um den Sturz einer Gedankenwelt, die bis dahin als gegeben, selbstverständlich und unabänderlich vom ganzen deutschen Volk hingenommen wurde. Dieser Prozeß vollzog sich in einer atemberaubenden Aktivität und mit einem Tempo, das man bis dahin, wenigstens in politischen Dingen, in Deutschland nicht gewöhnt war. Seine Ergebnisse haben das wirtschaftliche, kulturelle und politische Leben der Nation auf eine ganz neue Basis gestellt. Nicht nur, daß die seit 1918 herrschende und dem deutschen Wesen vollkommen fremde Geisteswelt ihre Ablösung gefunden hat; auch ihre Träger, und zwar die Personen wie die Parteien, haben das Feld der öffentlichen Wirksamkeit räumen und den Platz freigeben müssen für neue Menschen und neue Ideen.

Es liegt wohl am Tempo, mit dem sich diese Umwälzung vollzog, und an der Selbstverständlichkeit, mit der sie von den breiten Massen des Volkes durchgeführt oder doch hingenommen wurde, daß ihre Ergebnisse heute als feststehende Tatsachen in das Feld der Erscheinungen hineingerückt sind, und daß niemand in Deutschland auch im leisesten nur noch daran zu zweifeln wagt, daß sie für alle ausdenkbare Zeit unabänderlich geworden sind. Dieser Umstand hat seine Licht- und seine Schattenseiten. Zu jenen gehört die feste Stabilität des wirtschaftlichen und politischen Lebens, die sich nach Vollzug der Umwälzung in Deutschland allgemach und allüberall herausgebildet hat. Die latente Krise, die seit Jahren über Deutschland stand, und die ihre eigentliche Ursache in der Unausgeglichenheit des Kräfte-

verhältnisses fand, ist gänzlich überwunden. Die Regierung steht nun wieder als starkes Willenszentrum an der Spitze des Landes, und von ihr aus gehen die Ströme neuer Energien und neuer Entscheidungen durch die Volksmassen bis zum letzten Mann im letzten Dorf. Die Selbstverständlichkeit aber, mit der diese Tatsachen hingenommen werden, verführt den Zeitgenossen, der, in den Dingen stehend, vielfach den Überblick und die historische Sehweite darüber verliert, manchmal dazu, der ganzen Entwicklung gegenüber überheblich oder gar ungerecht zu werden. Man kann das nicht anders als undankbar bezeichnen; denn die Dinge, die sich seit dem 30. Januar 1933 in Deutschland abgespielt haben, sind tatsächlich von historischer Tragweite und in ihrem geschichtlichen Wert nur zu vergleichen mit den ganz großen Umwälzungen, die in vergangenen Jahrhunderten das Dasein der Nationen erschütterten und das Leben der Kulturvölker auf eine vollkommen neue Basis stellten.

Vor dem atemberaubenden Tempo, mit dem sich die deutsche Revolution vollzog, hat der Zeitgenosse nicht selten den Blick dafür verloren, wie überhaupt geschichtliche Prozesse sich abzuspielen pflegen. Das, was gestern noch paradox war, ist heute längst trivial geworden, und was vor einigen Monaten schier unausdenkbar und schlechterdings unmöglich schien, das ist uns nachgerade zu einer Selbstverständlichkeit geworden, von der niemand mehr irgendein Aufhebens macht.

Gerade diejenigen, die im Vollzug der Revolution manchmal fast den Atem zu verlieren drohten, sind heute auch wieder diejenigen, denen alles nicht schnell genug geht. Sie sind meistens sehr wenig an der Vorbereitung des historischen Prozesses unserer Revolution beteiligt gewesen. Sie können deshalb auch kein Urteil darüber abgeben, wie schwer alles geworden ist, welcher ungeheuren Opfer es bedurfte, um dahin zu kommen, wo wir heute stehen, und wie großen Krisen und Belastungen die Umwälzung im Reiche, auch als sie schon gesichert schien, noch ständig ausgesetzt gewesen ist. Sie haben deshalb am allerwenigsten das Recht, ein Werturteil abzugeben über Methode und Tempo des deutschen Umsturzes, dessen eigentliches Geheimnis sich ihren Blicken vollkommen entzieht. Sie täten gut daran, in Demut niederzuknien vor seiner Größe und vor seinem geschichtlichen Umfang und dem Himmel zu danken, daß er möglich geworden ist bei einem durch Krieg und Nachkriegszeit vollends ent-

kräftet scheinenden Volk, von dem vor dem Auftreten der nationalsozialistischen Bewegung alle Welt glaubte annehmen zu müssen, daß ihm zu großen historischen Leistungen für alle Zukunft der Impuls, die Schlagkraft und der heiße Atem ermangele; daß im Gegenteil seine Geschichte endgültig zu Ende geschrieben sei.

Damals war es schwer, an die Zukunft unseres Landes zu glauben, und es gehörte schon ein ungeheures Maß von Idealismus, Selbstbewußtsein und ungebrochenem Kraftgefühl dazu, dem deutschen Volke nicht nur im Geistigen eine Chance zu geben, sondern diese Chance auch praktisch mitvorbereiten zu helfen. Heute ist das anders geworden. Diejenigen, die damals den Kopf am tiefsten beugten und am willigsten bereit waren, ihren Rücken darzubieten für die Peitschenhiebe übermütiger Gegner, tragen heute den Kopf am höchsten; und wenn man sie nicht hin und wieder in die Schranken wiese und ihre ehemalige Mutlosigkeit in Vergleich setzte mit ihrer heutigen draufgängerischen Überheblichkeit, dann würde es nicht lange mehr dauern, daß sie sich als die eigentlichen Träger der deutschen Revolution aufspielten, denen gegenüber diejenigen, die sie wirklich gemacht haben, nur armselige Anfänger und Stümper sind.

Was damals schwer erschien, ist heute leicht, ja bequem: an Deutschland zu glauben und für seine Zukunft unentwegt und mit der ganzen Kraft des Herzens und des immer wachen Verstandes zu arbeiten. Was vor nicht allzu langer Zeit noch als utopisch galt, gehört heute längst zu den Realitäten, die man nach Temperament begeistert oder doch mindestens ohne jede ernstliche Abneigung oder gar Gegenwehr hinnimmt. Es möchte fast scheinen, als hätte es in Deutschland niemals Feinde des Nationalsozialismus gegeben. Sich zu ihm zu bekennen, gehört jetzt zum guten Ton. Seine Ausdrucksformen und Symbole sind vielfach Modesachen geworden, und vor der blitzenden Fassade ihrer Erscheinung entschwindet manchmal leider das in glutenden und schreienden Farben gemalte Bild der Not und des harten männlichen Opfertums unseres Aufstiegs. Es bedeutete einen nicht wieder gutzumachenden Schaden für den Geist und für die Schlagkraft unserer Bewegung, wenn dagegen nicht immer und immer wieder von denen, die für Deutschland und seine Zukunft die Verantwortung tragen, Front gemacht würde. Die deutsche Revolution ist niemals eine Angelegenheit des lauten Pathos und des spießerhaft genügsamen Kitsches gewesen. Sie war hart und heroisch,

zielbewußt und zäh, sie war durchbebt von dem heißen Atem jenes Impulses, der die Bauernkriege oder die Abschüttelung des napoleonischen Joches so groß und so erschütternd gestaltete. Wir haben allen Grund, dem Schicksal dankbar zu sein, daß es uns diese Zeit miterleben ließ. Nicht nur das: daß es uns die Gnade schenkte, an ihr mitzuwirken oder gar sie gestaltend in das Blickfeld der Erscheinungen hineinzuleiten.

Es ist in der Tat die größte geistige und politische Umwälzung aller Jahrhunderte, die sich durch uns und mit uns vollzogen hat. Es wurde uns dabei nichts geschenkt. Im Gegenteil: wir haben alles, was wir heute besitzen und unser Eigen nennen, bitter erkämpft und dafür Opfer gebracht an Gut und Blut in einem Maße, das sie auf ewig mit den großen historischen Werten verknüpfen wird, die sie als Ergebnisse zeitigten. Auch hier hat sich wieder wie bei allen geschichtlichen Prozessen, seien es nun Kriege oder Revolutionen, die Wahrheit des Dichterwortes bestätigt, daß nur der das Leben gewinnt, der es auch einzusetzen bereit und entschlossen ist.

Es ist Sinn und Zweck dieses Buches, in Tagebuchblättern einen Abriß der historischen Ereignisse zu geben, die sich in Deutschland im Verlauf des Jahres 1932 und des Anfanges des Jahres 1933 abgespielt haben. Der Verfasser ist sich darüber klar, daß es nicht in seiner Macht, aber auch nicht in seinem Willen liegt, eine objektiv enthaltsame Historie dieser für Deutschland so entscheidenden Zeit zu geben. Er stand und steht mitten in den Ereignissen. Er war berufen, an ihnen tätig und aktiv mitzuwirken. Es lag weder in seinem Temperament noch in seinem Entschluß, sie aus der Stille einer Studierstube zu beobachten und ihnen eine über der persönlichen Gebundenheit stehende Bedeutung zu geben. Er hat sie von allem Anfang an bewußt bejaht, mit seinen schwachen Kräften mitgeholfen, daß sie Wirklichkeit wurden. Wer also Geschichte im gewöhnlichen Sinne zu finden hofft, der wird hier vergebens suchen.

Was hier niedergelegt ist, wurde geschrieben im Drange und Tempo der Tage und manchmal der Nächte. Es ist noch durchbebt von den heißen Erregungen, die die Ereignisse selbst mit sich brachten, und die jeden mitrissen, der an ihnen tätigen Anteil nahm. Sie sind vom Augenblick gefärbt und auf das stärkste beeindruckt. In den sorgenerfüllten Stunden, da sie niedergelegt wurden, dachte der Verfasser an alles andere als daran, daß sie in so absehbarer Zeit schon

einen Beitrag abgeben würden zur Erkenntnis der Zeit, die hinter uns liegt, und die im besten Sinne des Wortes Ouvertüre ist zum anbrechenden Jahrhundert und aus ihm schon alle Themen, alle Motive und alle historischen Eingänge im Kern enthält.

Sei dem, wie ihm wolle. Das Buch unserer Zeit von der objektiven Warte der geschichtlichen Gelehrsamkeit aus zu schreiben, wird einem Späteren vorbehalten bleiben, der dazu mehr Abstand besitzt, der diese Zeit von einem erhöhteren Standpunkt aus beobachtet und von der Entfernung aus weitere Blickflächen überschaut, als das uns heute überhaupt möglich ist. Ihm liegt es dann auch ob, den Dingen eine andere, vielleicht geistreichere Deutung zu geben, als der Verfasser das kann oder auch nur will. Er schildert nur, was er gesehen und erlebt hat, und zwar so, daß er mit gutem Gewissen davon sagen kann: So war es!

Die deutsche Revolution hat von Führer und Mannschaft Opfer persönlicher und sachlicher Art gefordert, von denen sich die Öffentlichkeit bis heute gar keinen Begriff macht. Der reibungslose Ablauf der Dinge verführt den Unbeteiligten vielfach dazu, anzunehmen, daß die Macht uns ohne unser Zutun wie eine reife Frucht in den Schoß gefallen sei. Diese Ansicht ist um so verhängnisvoller, als sie achtlos an dem Opfergang vorbeigeht, den unsere Bewegung nach dem Gesetz, nach dem sie angetreten ist, gehen mußte, und zuweilen gar zu der Unterstellung führt, daß sie die Macht eigentlich gar nicht verdient hätte. Damit ein für allemal aufzuräumen, ist eigentlicher Zweck dieser Blätter. Wer sie gerecht und unvoreingenommen liest, muß zu dem Ergebnis kommen, daß, wenn einer ein Anrecht auf die Macht besaß, dann wir, daß keinem anderen sie zustand und das, was sich vollzog, nur nach dem unabänderlichen Gesetz einer höheren geschichtlichen Entwicklung sich abspielte.

Und eins noch: die Gegner der nationalsozialistischen Bewegung sind in der Zeit ihrer Opposition niemals müde geworden, einen Keil zwischen den Führer und seine ersten Mitarbeiter zu treiben. Von ihnen aus sehr verständlich; denn sie waren nicht dumm genug, um nicht zu wissen, daß im Bruch der Gemeinschaft in der nationalsozialistischen Führung für sie die einzige Möglichkeit lag, die Bewegung vom Ziele abzubiegen und sie am Ende in der Niederlage und Ergebnislosigkeit zerschellen zu lassen. Nur selten haben sich die Männer, die um Adolf Hitler stehen, dazu entschließen können, gegen

diese Lügenkanonade ihrer Gegner mit Gegenfeuer einzusetzen. Sie wußten sehr wohl, daß sie damit den Presselärm nicht zum Verstummen zu bringen vermochten; so tief sie auch manchmal im Schmutz waten mußten, es gab für sie alle ein Heiliges und Unberührbares, das sie nur notgedrungen und unter stärkstem äußerem Zwang der Öffentlichkeit preisgaben: die Liebe, Treue und Verehrung, die sie unentwegt und niemals wankend in allen Krisen und Erschütterungen dem Führer entgegenbrachten. Neben allem anderen fühlten sie sich gerade darin mit den politischen Truppen, die ihrer Leitung anvertraut waren, einig und solidarisch. Sie teilten mit ihnen die Opfer und teilten mit ihnen die blinde Ergebenheit an den Mann, dem sie sich selbst in die Hand gegeben hatten, so wie sie ihm einmal das Schicksal der deutschen Nation in die Hand geben wollten. Unser Weg zur Macht ist ein Hohelied der Treue, wie es in diesem leuchtenden Glanz nur selten von der Geschichte geschrieben wurde. Und wenn einer aus der ersten Reihe versagte und den Anforderungen, zu denen er scheinbar von der Zeit berufen war, nicht gerecht zu werden vermochte, so diente diese Tatsache lediglich dazu, die Größe und Selbstverständlichkeit der Treue der anderen nur noch sichtbarer zu erhärten und in die Erscheinung treten zu lassen.

Tapferkeit, Mut und Zähigkeit, das waren die Tugenden, die die nationalsozialistische Bewegung vom Führer bis zum letzten Mann auf dem Wege zur Macht beseelten. Mit ihnen haben wir auch die Macht erobert. Sie waren manchmal in Zeiten größter Krisen und verhängnisvollster Belastung schwersten persönlichen Erschütterungen ausgesetzt. Daß sie trotzdem niemals rissen, daß sie sich im Gegenteil, je größer die Gefahren und Versuchungen wurden, um so härter und kompromißloser entwickelten, das ist ein Zeichen dafür, daß der Nationalsozialismus nicht nur zufolge seiner besseren Organisation, sondern auch und vor allem zufolge seiner besseren Führung zum Siege kam.

Über alledem aber stand Gottes Hand. Sie hat den Führer und seine Bewegung sichtbarlich geleitet. Nur die Glaubensarmen sagen, daß das Glück uns verfolgt hätte. In Wirklichkeit hat sich am Führer und an der Partei Moltkes Wort bewahrheitet, daß auf die Dauer eben nur der Tüchtige Glück hat. Was über zehn Jahre lang in der Stille vorbereitet wurde und organisch wuchs, das brach am 30. Januar 1933 und in der Folgezeit wie in einer Springflut über

ganz Deutschland herein. Es gab niemanden im Lande und in der Welt, der sich dem gewaltigen, klingenden Rhythmus dieser Ereignisse hätte entziehen können. Es war, als stände ein ganzes Volk auf aus tiefem Schlafe, schüttelte mit einem Ruck die Ketten ab, die es bedrückten, und erhöbe sich wie ein Phönix aus der Asche eines gefallenen Systems. Und aus der Glut und Begeisterung, mit der sich die Millionenmassen des Volkes Hitler und seiner Idee hingaben, meinte man den Schrei herauszuhören, der schon einmal zur Zeit der Kreuzzüge Deutschland erbeben ließ: „Gott will es!"

Und so wie er uns seinen Segen gab, so hat er ihn den anderen versagt. Zwar riefen sie ihn mit lautem Munde an von ihren Kanzeln und Parteitribünen, aber ihr Werk war nicht sein Werk, ihr Glaube nicht sein Glaube und ihr Wille nicht sein Wille. Es ist kein Zufall, daß Millionen Menschen in Deutschland der heiligen Überzeugung sind, daß der Nationalsozialismus mehr als Politik ist, daß sich in ihm Gottes Wort und Gottes Wille verkündet, daß das Bollwerk, das er gegen den Bolschewismus aufrichtete, nach einer höheren Fügung gedacht ist als letzte Rettung der abendländischen Kulturwelt vor der Drohung der asiatischen Gottesfeindschaft.


Dieses Buch ist ein Denkmal für die kämpfende Partei und SA. Es sagt der Mitwelt mehr, als Stein und Marmor zu sagen vermöchten. In den Monaten, die hier zur Darstellung gebracht werden, konnte man noch feststellen, wer es ehrlich meint und wer zäh und unbeirrt den einmal beschrittenen Weg fortsetzt. Damals galten wir vor der Öffentlichkeit noch als Phantasten und Volksaufwiegler, denen man bestenfalls die ehrliche Gesinnung zusprach. Damals noch gingen die Schlagworte durchs Land, daß der Nationalsozialismus seine Stunde verpaßt habe und Hitler eine erledigte Größe sei. Wie schwer wir innerlich daran trugen, das kann man vielleicht am besten ermessen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß wir immer dieselben waren und geblieben sind, daß unsere Ideen und Pläne in den Tagen und Stunden ehemaliger schwerster Belastungsproben genau so klar, lauter und richtig waren, wie sie heute im Vollzug ihrer Wirklichkeitswerdung das sind.

Vor der Tatsache, daß Adolf Hitler heute der unbestrittene Führer des ganzen deutschen Volkes ist, vergißt man allzu leicht, daß vor nicht allzu langer Zeit die Besserwisser und Dutzendweisen über ihn den Stab brachen, ihm ins Handwerk zu pfuschen versuchten oder

gar seine guten Absichten in Zweifel zogen. Auch dazu dient vielleicht dieses Buch, noch einmal vor aller Welt zu erhärten, wie instinktklar und fast traumwandlerisch sicher der Führer seinen Weg ging und die Bewegung durch alle Fährnisse und Bedrohungen hindurch unbeirrt und zäh den Weg zur Macht führte. Er allein hat sich niemals getäuscht. Er hat immer recht behalten. Er hat sich von der Gunst oder Ungunst des Augenblicks niemals blenden oder versuchen lassen. Er erfüllte wie ein Diener Gottes das Gesetz, das ihm aufgegeben war, und wurde so im höchsten und besten Sinne seiner geschichtlichen Mission gerecht.

Und darum sei ihm auch hier am Anfang dieses bescheidenen Buches der Dank und die tiefe Verehrung eines seiner Mitkämpfer zum Ausdruck gebracht. Er glaubt sich damit zum Dolmetsch all derer zu machen, die Hitlers Sache vertraten und treu und vorbehaltlos zur einmal gewählten Fahne standen. Glaube niemand, daß unter denen, die um Hitler stehen, jemals Zank oder Zwietracht Platz gefunden hätten oder in Zukunft einmal finden könnten. Was im Kampfe aneinanderwuchs, was Entbehrung, Opfer und Verfolgung zusammenschmiedeten, das wird der zwar leicht verständliche, aber doch naive und dummdreiste Wunsch der Gegner nicht auseinanderreißen können. Wir haben zusammen die Macht erobert, und wir werden zusammen die Macht gebrauchen. Über uns allen aber stehen wie ein weisender Stern der Führer und seine Idee!

Wir fühlen uns voll von gläubiger Verantwortung der Geschichte gegenüber. Wir haben uns einmal in Not und Unglück die Hand gereicht, und nun sind wir für immer eine treue Verschwörerschaft der großen Idee. Komme, was kommen mag: mit Hitler und hinter ihm werden wir einmal als ein leuchtendes Beispiel deutscher Disziplin, deutscher Zähigkeit und deutscher Treue in das Buch unserer Geschichte eingetragen werden —, die alte Garde Hitlers, die niemals wankte!



1. Januar 1932.

Das Jahr hat mit Arbeit geendet, und das Jahr hat mit Arbeit angefangen. Noch am letzten Tage des alten Ärger und Verdruß. Geschrieben, gelesen und ewige Konferenzen abgehalten.

Nachts um 12 Uhr zur SA. herausgefahren, draußen in Spandau, wo wir die großen, ersten Kämpfe der Bewegung ausgefochten haben. Das war ein Jubel um Mitternacht. Ernst, aber voll Hoffnung und Vertrauen gesprochen. Das Jahr 1932 muß das Jahr der Entscheidung werden.

Dieses Jahr wird ein Jahr harter und unerbittlicher Kämpfe sein. Nur der Starke, der auf festem und unerschütterlichem Boden steht, wird in diesem Kampfe durchhalten. Hauptsache: Man muß mitten unter seinen Leuten sein; man darf sich niemals vom Volke trennen. Das Volk ist Anfang, Mittelpunkt und Ende unserer ganzen Arbeit.

Der erste Tag des neuen Jahres bringt etwas Ruhe. Aber das ist die Ruhe vor dem Sturm. Wir müssen uns wappnen mit der Härte, die notwendig ist, um in schwersten Krisen durchzustehen.

Übermorgen fängt der Betrieb wieder an.

Man ist der langen Ruhe schon müde. Ohne wildes und mitreißendes Tempo kann man sich ein Leben, das überhaupt lebenswert ist, gar nicht mehr vorstellen.

2. Januar 1932.

Kandidaten für Reichs- und Landtag zusammengestellt. Nur aus der alten Garde, die am zuverlässigsten ist. Erstklassig vor allem in Charakter und Treue. Das ist die Hauptsache, wenn es auch manchmal an der Weite der Einsicht hier und da etwas gebricht. Ein

charaktervoller Mensch ohne überragende Einsicht ist immer besser als ein kluger Mensch ohne großen Charakter.

Der Otto-Straßer-Kreis ist sehr aktiv. Er gibt in Massen Bücher, Zeitschriften und Zeitungen heraus. Alles aber ist stark gewollt und sehr erklügelt. Die Herren haben eine flinke Feder, aber einen verdorbenen Gehirnkasten. Blutleere Konstruktionen, aber keine Intuition.

3. Januar 1932.

Ich arbeite meine erste Rede für den Sportpalast aus. Ich will darin das Jahr 1932 einleiten und in seiner Bedeutung herausheben. Der Sportpalast ist die Tribüne, von der aus wir in Berlin zu dieser Riesenstadt sprechen.

Ein alter Weltkriegsgeneral war bei mir zu Besuch. Er erzählte aus der Vorkriegszeit. Da war auch manches faul und oberfaul. Es mußte stürzen, weil es nicht mehr lebensfähig war.

Der Weihnachtsfriede, von Brüning notverordnet, geht morgen zu Ende.

4. Januar 1932.

Erregte Auseinandersetzung mit der Redaktion. Man muß immer wieder dahintersitzen, damit unsere Leute nicht einschlafen oder faul und lässig werden. Es ist schon so: nur ein paar Flammen brennen in Deutschland. Die anderen werden lediglich von ihrem Schein bestrahlt.

Mit den Zeitungen ist es am schlimmsten. Wir haben die besten Redner der Welt. Dafür fehlt es uns an gewandten und geschickten Federn.

Einem Vertreter des „Lavoro Fascista" den Werdegang und das Programm der Partei dargelegt. Alles das ist uns schon so in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir gar nicht mehr anders denken und empfinden können.

Mit dem nationalsozialistischen Fliegerkorps verhandelt über den Einsatz von Flugzeugen in den kommenden Wahlkämpfen, die zwar

noch nicht festliegen, von denen wir aber wissen, daß sie plötzlich und über Nacht ausbrechen können.

Was man so alles erlebt! Ein SA.-Führer kommt mit der Frage, ob ein Selbstmörder mit unseren Fahnen beerdigt werden darf. Ich sage ja, unter der Voraussetzung, daß er unter der Not der Zeit zusammengebrochen ist. Nicht alle können stark genug sein, um die Qualen dieser Zeit zu ertragen. Er sagt nein, und zwar mit hartem Pathos.

Märchenbrunnen: General-Mitgliederversammlung des Bezirkes Osten. Polizeilich gesperrt. Das Jahr fängt gut an. Fast alles Handarbeiter. Die haben wir in zähem Kampfe dem roten Berlin abgerungen. Wer den Arbeiter hat, der hat das Volk; und wer das Volk hat, der hat das Reich!

Im Clou ist die Standarte Fiedler aufmarschiert. Die aktivste, die wir in Berlin besitzen. Fiedler ist einer unserer besten SA.-Führer; er kommt noch aus der Zeit und Tradition Horst Wessels.

Jetzt geht's wieder ganz und fest ins Geschirr.

5. Januar 1932.

Bezirksführer zusammengerufen. Ihnen die Hölle heiß gemacht, daß unsere Spendenaktion so schlecht vorwärtsgeht. Es fehlt überall an Geld. Es ist schwer, welches aufzutreiben; keiner will uns Kredit geben.

Wenn man die Macht hat, kann man Geld genug bekommen, aber dann braucht man es nicht mehr. Hat man die Macht nicht, dann bedarf man des Geldes, aber dann bekommt man es nicht.

Eine der Hauptfragen im zielbewußten Aufbau einer Organisation ist die Abgrenzung der Kompetenzen. Solange die nicht mit größtmöglicher Schärfe vorgenommen wird, ist ein kordiales und vielstrebiges Zusammenarbeiten selbst unter gutwilligen Menschen kaum möglich.

Jeder Tag hat seinen Ärger und seine Freude.

Der Führer ruft aus dem Kaiserhof an. Er hat heute eine Unterredung mit Gröner. Es scheint, daß die Regierung ihn für ihre Außenpolitik mit Beschlag belegen möchte. Das Wort Burgfriede

geht wieder um. Ich bin stark dagegen. Herr Brüning tut das nur, um sich über die Kalamität seiner verzweifelten Lage hinwegzuhelfen. Wir haben keine Veranlassung, ihm dazu unsere Hand zu reichen.

Die Zeitungen schimpfen wie die Rohrspatzen. Das ist immer der beste Beweis dafür, daß wir auf dem richtigen Wege sind und der Regierung auf den Fersen sitzen.

6. Januar 1932.

Wir planen für den Berliner Kampf eine großangelegte Aktion unter der Parole „Hinein in die Betriebe!". Wir setzen dafür SA., SS., Presse, Partei und Propaganda in konzentrischen Angriffen ein. Wir müssen uns jetzt in den Fabriken festnisten. Von hier aus nur kann die Eroberung der Arbeiterschaft gelingen. Das Schlagwort ist schon fertig: „Hib-Aktion!"

Beim Führer: Gröner hat ihn telegraphisch nach Berlin gerufen. Irgendwie wird es wohl um den Burgfrieden gehen. Hitler sieht wie immer ganz klar. Man kann ihm kein X für ein U vormachen.

Wir sprechen über die innere Lage der Partei. Es gibt einen Mann in der Organisation, dem niemand traut. Es besteht die Gefahr, daß er in einer entscheidenden Stunde abspringt und uns unermeßlichen, kaum wieder gutzumachenden Schaden zufügt. Er hat keine Solidarität und kann deshalb auch niemandem richtig Freund sein. Dieser Mann heißt Gregor S t r a ß e r !

Wir sitzen nachmittags beim Kaffee und reden dies und das. Der Kaiserhof ist wieder einmal das Zentrum der ganzen politischen Neugierde und Sensation. Die Presse-Reptile glauben wahrscheinlich, wir brüteten den lieben, langen Tag nur finstere Rachepläne aus. Wie der kleine Moritz sich den Nationalsozialismus vorstellt!

7. Januar 1932.

Alles ist wieder in Fluß.

Der Führer war bei Gröner. Er hat ihn für eine Amtsverlängerung der Reichspräsidentschaft auf parlamentarischem Wege zu gewinnen versucht. Das ginge schon an, aber es handelt sich ja hier nicht um

den Reichspräsidenten. Herr Brüning möchte seine eigene Position und die seines Kabinetts auf unabsehbare Zeit stabilisieren. Der Führer hat um Bedenkzeit gebeten. Die Situation muß nach allen Seiten geklärt werden. Vorläufig sind ja auch noch eine Reihe verfassungsrechtlicher Bedenken aus dem Wege zu räumen. Zweifellos will Brüning seinen großen Coup landen; aber er wird doch danebenschießen.

Das Schachspiel um die Macht beginnt. Vielleicht wird es das ganze Jahr andauern. Eine Partie, die mit Tempo, Klugheit und zum Teil auch mit Raffinement durchgespielt werden wird.

Hauptsache ist, daß wir stark bleiben und keine Kompromisse schließen. Dann werden wir nach einem Naturgesetz siegen.

Auf dem Büro. Es wird wieder überall mit Hochdruck und Aktivität gearbeitet. Der Weihnachtsfriede ist um; jetzt rüsten die politischen Armeen zu den großen Entscheidungsschlachten.

Die Presse heult, weil irgendein Judenjunge das Märchen erfunden hat, wir wollten das Prinz-Albrecht-Palais als Parteihaus mieten. Wie naiv die Hebräer die öffentliche Meinung einschätzen! Sie haben keine Ahnung von der Volksseele. Sie schlagen immer haarscharf daneben. Gemein werden sie, wenn sie auch noch die Frauen in den Schlamm des Tageskampfes hineinziehen. Aber das werden wir ihnen, kommen wir einmal zur Macht, mit Zins und Zinseszins vergelten.

In Hamburg geredet. Bei Sagebiel saßen 10 000 Menschen in- und aufeinander. Die Stimmung der Massen ist fabelhaft. Ebenso viele stehen noch draußen auf den Straßen. Spät in der Nacht noch mit den Hamburger Parteiführern politisiert. Auch in der Partei selbst herrscht ein starker und gläubiger Optimismus. Jeder ahnt, ja weiß, daß die Entscheidung von Tag zu Tag näherrückt.

Die Hamburger Presse schreibt wenigstens objektiv. Niedertracht und gemeine hinterhältige Lüge sind in so ausgesprochenem Maße doch nur bei der Berliner Journaille zu Hause.

Als ich nach Berlin zurückkomme, lese ich gleich in den Zeitungen, daß der Führer bereits das System an der empfindlichsten Stelle getroffen hat. Er war bei Brüning. Die Gazetten johlen und schreien. Man will uns der nationalen Unzuverlässigkeit zeihen. Die ehrwürdige Gestalt des Reichspräsidenten wird rücksichtslos in den Kampf der Meinungen hineingezogen. Jetzt heißt es klug sein!

Im Kaiserhof. Der Führer war bei Brüning. Der kämpft um sein liebes Leben. Noch wird alles hinausgezögert. Die Presse kniet in Sensationen. Sie möchte den alten, großen Mann zum Schacherobjekt herabwürdigen. Brüning hat sich da eine schöne Suppe eingebrockt!

Auf dem Büro Hiobspost: „Angriff" auf eine Woche verboten; gezeichnet Dr. Weiß. „Wegen Verächtlichmachung der jüdischen Religion." Auch das noch! Unsere Zeitung kann dabei wirtschaftlich zugrunde gehen; aber politisch kommt es uns sehr gelegen. Eine Waffe mehr in unserer Hand Brüning gegenüber.

Kaiserhof. Der Führer war bei Schleicher. Alles rennt wieder durcheinander wie in einem Ameisenhaufen. Die Regierung hat vollkommen den Kopf verloren.

Ich bespreche mit dem Führer die Einzelheiten meiner Rede im Sportpalast. Es muß heute ja etwas gesagt werden; am besten die volle Wahrheit. Das wirkt immer am erfrischendsten.

Der Führer fährt nach Lemgo, um dort zu reden. Er ist, wie immer bei solchen Aktionen, in einer wunderbaren Stimmung.

8. Januar 1932.

Sportpalast seit 7 Uhr polizeilich gesperrt. Die Stimmung gleicht einer Raserei.

Schon beim Eingangslied versucht die Polizei zu provozieren. Ich rede nur ein paar Minuten. Dann steht der Polizeioffizier auf und erklärt die Versammlung für geschlossen, nur weil ich den Namen des unaussprechlichen Isidor Weiß in einem ganz harmlosen Zusammenhang erwähnt habe.

Die 15 000 Menschen toben. Gefährliche Augenblicke. Es kann jede Sekunde zu einem gewaltsamen, blutigen Zusammenstoß kommen. Aber es gelingt doch noch, die Sache zu meistern. Keine Provokation bringt uns aus der Ruhe. In 20 Minuten ist der Saal leer.

Die beiden Verbote sind nur Schläge der preußischen Marxisten gegen Brüning und Gröner. Uns kann das nur recht sein. Um so besser werden wir unsere konsequente Linie einhalten.

Ich fahre nach Essen, um dort zu reden.

9. Januar 1932.

Großer Widerhall in der Presse wegen des Sportpalast-Verbotes. überall als Affront Preußens gegen Brüning aufgefaßt.

In einer Reichsbanner-Versammlung wurde denselben Abend offen zum Bürgerkrieg gehetzt, und zwar von Beamten der Preußenregierung. Die wurde natürlich nicht verboten.

Alles ein Wirrwarr. Großes Rätselraten, was der Führer tun wird. Man soll sich wundern!

In Essen die alte Parteigarde. Seit 1923 auf dem Posten. Männer, mit denen man Pferde stehlen kann.

Nachmittags rede ich vor der Wirtschaft. Je verzweifelter ihre Lage wird, desto größeres Verständnis bringt sie uns entgegen.

Und abends vor dem Volk. Der Einmarsch der SA. allein dauert 40 Minuten. Phantastischer Anblick. Fast nur Arbeiter. Aufbruch der Nation im ganzen Lande! Die Halle ist über und über überfüllt. Ich bin gut in Form. Ein großer Erfolg.

Man geht dann abends todmüde ins Hotel. Eine Stunde Pause und wieder im Nachtzug nach Berlin zurück. Lange Diskussion mit dem Schlafwagenschaffner. Man lernt da mehr, als wenn man mit hohen Herren spricht.

In Berlin noch alles in der Schwebe.

10. Januar 1932.

Der Führer hat mit Brüning und dann mit Hugenberg verhandelt. Entscheidungsvolle Tage.

Das Berliner Polizeipräsidium macht einen Rückzieher. Es behauptet jetzt, die Sportpalast-Versammlung sei nicht wegen meiner Rede, sondern wegen der Zwischenrufe des Publikums verboten worden. Auch eine Begründung! Man hat da Brüning arg ins Handwerk gepfuscht!

Am Abend kommt der Führer zu uns zu Besuch. Er hat Sonnabend mit Brüning verhandelt. Sehr kühl. Brüning hat nicht glücklich taktiert. Er will aus der Präsidentschaft ein Handelsgeschäft machen. Als Gegenleistung bietet er uns die Zuerkennung der Legalität an. Der Führer weist das kalt und kurz zurück. Brüning versucht,

zu revozieren, aber es ist zu spät. Nun laufen sie in der Wilhelmstraße wie die aufgescheuchten Hühner durcheinander. Brünings Stellung ist stark gefährdet. Tausend Kräfte und Nebenkräfte schalten sich ein. Aber wir haben doch den Trumpf in der Hand.

Der Führer will es unter allen Umständen zur Auflösung des Reichstages bringen. Hier liegt der Schnittpunkt der Situation. Das Volk muß sich entscheiden. Wir können dabei nur die Gewinner sein. Das weiß auch Brüning, und deshalb versucht er, sich an dieser einzigen Möglichkeit vorbeizudrücken. Also muß er weichen, oder der Präsidentschaftskampf wird zu einer Auseinandersetzung zwischen uns und dem System. Jammerschade nur, daß der Generalfeldmarschall da hineingezogen wird. Aber wir tragen daran keine Schuld.

Hugenberg ist nur das fünfte Rad am Wagen.

Wir verbringen den Abend mit Musik. Das ist immer nach schweren Tagen die beste Erholung.

11. Januar 1932.

In der Organisation kämpfe ich gegen den Papierkrieg. Man muß täglich viele Leute empfangen, und am schwierigsten dabei ist immer, sich jedesmal wieder auf ein neues Gesicht und auf ein neues Thema umzustellen.

Der lippische Wahlerfolg hätte besser sein können. Wir müssen stärkere Kräfte einsetzen, auch wenn es sich nur um kleine Entscheidungen handelt. Wir dürfen jetzt auf keinem Kriegsschauplatz mehr eine Schlappe erleiden.

Wieder die Bezirksführer zusammengeholt. Man muß sie immer aufs neue emporreißen und in ihnen der Organisation feste Stützen geben.

Die Hib-Aktion schlägt ein.

Die Frauenschaft hat die Finanzierung unserer neuen Kämpfe in die Hand genommen. Sie will in kürzester Frist RM. 50 000.— aufbringen. Damit wären wir wieder flottgemacht.

Der Führer hat an den Reichspräsidenten durch Vermittlung von Meißner eine kurze Denkschrift mit verfassungsmäßigen Bedenken gegen Brünings Vorschlag eingereicht. Eine Lösung der Situation

könnte gefunden werden, wenn der alte Herr daraufhin erklärte, daß er den Weg Brünings, durch das Parlament seine Präsidentschaft verlängern zu lassen, für ungeeignet halte. Dann ist Brüning tot. Vielleicht wird man ihn dann aus außenpolitischen Gründen bis Lausanne noch halten.

Der Führer ist überladen mit Verhandlungen. Göring ist ihm dabei eine wertvolle Stütze.

12. Januar 1932.

Die Situation ist bis zum Zerreißen gespannt. Hindenburgs Antwort wird erwartet; teils optimistisch, teils pessimistisch.

Der „Angriff" ist wieder erlaubt. Brüning macht sich lieb Kind. Isidor Weiß muß die Blamage einstecken.

Anruf Kaiserhof. Ich fahre gleich herunter. Hindenburg hat abgelehnt. Wir haben die erste Partie verloren. Brüning triumphiert noch einmal. Der Führer ist bei bester Laune. Er hat die stärkeren Nerven und das bessere Stehvermögen.

Abreise nach München. Im Kaiserhof ist es still geworden. Ich diktiere einen Aufsatz in die Maschine. Die Schlappe muß sofort ausgeglichen werden. Jetzt heißt es wieder arbeiten, Macht sammeln, agitieren. Dem System imponiert nur die Faust unter der Nase.

13. Januar 1932.

Wieder mitten im Tempo. Ich schreibe eine Denkschrift über die Reorganisation unserer Presse. Die ist so nötig wie das tägliche Brot.

In Friedenau gesprochen. Das Problem Taktik oder Strategie steht im Vordergrund der öffentlichen Aufmerksamkeit.

Ein Herr von Bonin beschimpft Hitler in der unverschämtesten Weise im „8-Uhr-Abendblatt". Durch ein paar fingierte Telephongespräche bringen wir diese feige Kreatur so weit, daß sie wimmernd und gnadeflehend auf der Redaktion des „Angriff" erscheint und eine öffentliche Erklärung gegen sich selbst abgibt. „Ick dementiere mir!"

14. Januar 1932.

Ich schreibe einen scharfen Aufsatz gegen Brünings Außenpolitik. Er muß nun mit allen Mitteln gestürzt werden. Er steht dem deutschen Aufbruch im Wege. Erst wenn er weg ist, gibt es Luft.

Ganz Berlin schüttelt sich vor Lachen über den Don Quichotte von Bonin; und dabei haben nur ein paar Leute eine Ahnung, wie hier aus einem Helden ein Clown wurde.

15. Januar 1932.

In Frankfurt a. d. Oder gesprochen. Drei Säle überfüllt. Die Schlappe hat uns im Volke nichts geschadet. Nur die Journaille hetzt in der tollsten Weise. Aber Hunde, die viel bellen, beißen nicht.

Im Auto durch das Oderbruch gefahren. Hier hat Friedrich der Große eine Provinz erobert, ohne einen Mann zu opfern. Drüben in Küstrin wurde er von seinem eigensinnigen Alten gedrillt. Das war gut so. Er machte aus dem Flötenspieler einen Soldaten.

Nach Königsberg.

16. Januar 1932.

In Königsberg Halle mit 15 000 Menschen überfüllt. 5000 stehen noch vor den Toren. Großer Empfang.

Bei Divisionspfarrer Müller zu Gast. Offiziere der Reichswehr. Sie denken in Ostpreußen vielfach anders als sonstwo im Lande. Brünings Aktion ist in Ostpreußen vollkommen durchschaut worden.

17. Januar 1932.

Der Führer wieder in Berlin. Stennes hat ihn in einen Prozeß hineingezogen. Aber er ist freigesprochen worden. Jetzt müssen wir agitieren, agitieren!

18. Januar 1932.

Der Führer hat eine Denkschrift an Brüning verfaßt; eine außerordentlich klare und logische Darlegung der politischen Situation.

Abends redet er in den Tennishallen vor den Studenten. Große Ovationen, er spricht in bester Form.

Mit dem Volke werden wir immer am besten fertig. Wenn wir einmal in die Wilhelmstraße einziehen, dann kommt wirklich das Volk zur Macht.

19. Januar 1932.

Montag: Mittags zum Dienst. Feste geschuftet. Haufen von Post erledigt.

Zwei wichtige Besuche: Ein führender Herr vom Reichslandbund will in der Reichspräsidentschaftsfrage aushorchen. Der Reichslandbund versucht, eine konsequente Linie einzuhalten. Der Stahlhelm will schlapp machen. Das wäre gar nicht so übel. Dann bekommen wir die alleinige Führung in der nationalen Front. Man muß sich wundern über die Naivität, mit der das bürgerliche Lager an die politischen Entscheidungen herangeht. Namen schwirren durch die Luft, werden durchgesprochen und wieder verworfen.

Eins steht fest: Es muß eine radikale Änderung eintreten, wenn ein Wahlgang überhaupt Zweck haben soll.

Ein bekannter Oberst aus dem Weltkriege, fabelhafter Haudegen, hat Gewissenskämpfe, ob er schon jetzt zu uns übertreten soll. Die Sportpalast-Versammlung mit der schreienden Ungerechtigkeit gegen uns hat ihn umgeworfen. Das ist gut so. Der Alexanderplatz wirbt für uns.

Die Bezirksführer werden noch einmal aufgewiegelt. Sie müssen sofort die Finanzfrage in Ordnung bringen. Die Geldlage ist nicht mehr ganz so verzweifelt wie vor einigen Wochen. Die politische Situation hängt noch immer in der Schwebe. Die große Betriebsaktion wirft ihre Schatten voraus. Wenn sie sich weiter so gut anläßt, dann stehen uns große Erfolge bevor. Wir werden nach und nach den Marxismus doch in die Knie zwingen.

Abfahrt München. Der Führer fährt mit. Es ist immer am

schönsten, wenn man mit ihm allein ist und er ganz ungezwungen erzählen kann. Der Führer ist der beste Erzähler, den ich kenne. Besonders, wenn er von seiner Jugend redet. Er hat sich niemals geändert, ist immer derselbe geblieben.

Dienstag: München, Braunes Haus. Mit der Reichspropagandastelle die kommenden Wahlkämpfe durchberaten. Eine kurze Denkschrift darüber verfaßt, in der alles Wesentliche enthalten ist. Jetzt geht die Bewegung auf Draht. Ab 1. März kommt die ganze Reichspropagandaleitung nach Berlin. Vorläufig heißt es, daß am 8. März gewählt wird; aber ich bin der Überzeugung, daß wir vorher schon von einigen Wahlkämpfen überrascht werden.

Mit dem Führer die Reichspräsidentschaftsfrage durchgesprochen. Ich berichte über meine Unterredungen. Noch ist keine Entscheidung gefallen. Ich plädiere stark für seine eigene Kandidatur. Es kommt wohl im Ernst auch nichts anderes mehr in Frage. Wir stellen Berechnungen mit Zahlen an, aber Zahlen können täuschen. Nur sein Name kann ernsthaft ins Feld geführt werden.

In Berlin wieder ein SA.-Mann erschossen. Die Wut wird bis zur Siedehitze steigen. Irgendwann muß das einmal eine Auslösung finden.

Die Antwort des Führers an Brüning ist fabelhaft. Dadurch zeichnen sich seine schriftlichen Fixierungen immer besonders aus: Logik, Klarheit und Konsequenz des Denkens. Für den Reichskanzler eine vernichtende Abfuhr.

Im Braunen Haus herrscht Kampfstimmung. Nur die Defaitisten in der Partei machen schlapp. Sie berufen sich immer auf Straßer.

21. Januar 1932.

Wir fahren nach Tegernsee in das Landhaus eines guten Bekannten. Dort ist man weitab vom Lärm und kann alle wichtigen Fragen in Ruhe durchdenken. Der Führer ist in bester Kampfstimmung. Einige Herren von der Deutschen Volkspartei waren bei ihm, um in der Reichspräsidentschaftsfrage vorzufühlen. Er hat ihnen die kalte Schulter gezeigt. Es bleibt in dieser Situation gar nichts anderes übrig, als daß wir unseren eigenen Kandidaten auf-

stellen. Ein schwerer und unangenehmer Kampf, aber auch der muß durchgestanden werden.

Im tiefen Nebel fahren wir nachts wieder nach München zurück.

Die Berliner Presse lügt das Blaue vom Himmel herunter. Bei jedem erschlagenen oder erschossenen SA.-Mann wird nach dem Prinzip vorgegangen: „Nicht der Mörder, sondern der Ermordete ist schuldig." Das hat ein Gutes: wir werden dabei so hart und fest, daß keiner von uns später einmal Gefahr läuft, weich zu werden oder Milde walten zu lassen.

22. Januar 1932.

Am Donnerstag noch die letzten Reste von Arbeit in München fertiggemacht. Mit dem Führer über die weitere Zukunft gesprochen. Besonders mein späteres Amt wird in Aufgaben und Kompetenzen näher umrissen. Gedacht ist an ein Volkserziehungsministerium, in dem Film, Radio, neue Bildungsstätten, Kunst, Kultur und Propaganda zusammengefaßt werden.

Ein revolutionäres Amt, das zentral geleitet wird und vor allem den Reichsgedanken in eindeutiger Form vertritt. Ganz großes Projekt, das in seiner Art in der Welt noch nicht dagewesen ist. Ich fange jetzt schon damit an, die Grundlagen dieses Ministeriums durchzuarbeiten. Es soll dazu dienen, unsere Macht geistig zu unterbauen und nicht nur den Staatsapparat, sondern das Volk insgesamt zu erobern.

Die Berliner Presse ist unausstehlich. Jetzt zieht sie schon unser Familienleben durch den Schmutz, und zwar ohne einen Schimmer von Wahrheit. Diese Juden sind nicht nur frech und lügnerisch, sie haben auch keine Pietät und keinen Respekt vor der Intimität einer Persönlichkeit.

Freitag früh fahre ich nach Chemnitz. Man benutzt die Eisenbahnfahrten, um hin und wieder ein Buch zu lesen. Im Trubel des Tages kommt man doch nicht dazu. Und dann zu schlafen. Schlafen muß man, um klar denken und reibungslos arbeiten zu können.

In Chemnitz stehen Tausende von Menschen am Bahnhof. Diese Stadt haben wir vollends erobert. Ein fabelhafter Vorbeimarsch der SA. Das ist das rote Chemnitz von ehedem. Ich erinnere mich

noch mit Schaudern an das Jahr 1925, da ich hier sprach. In einer Saalschlacht im Marmorpalast gab es 1 Toten und 150 Schwerverletzte. Die Kommune hatte zu drei Vierteln den Saal besetzt, und wir waren nur eine hoffnungslose Minderheit. So hat es angefangen: und heute liegen diese roten Festungen zu unseren Füßen.

In drei Versammlungen gesprochen. Am Schluß vor der SA., vor der sich immer am besten reden läßt. Dann todmüde ins Hotel. Lange noch mit Polizeioffizieren herumdiskutiert. Sie sind in Chemnitz fast alle nationalsozialistisch. Armes System, das auf so schwachen Füßen steht!

Sonnabend: Die Berliner Presse ist gar nicht mehr zu lesen. Erst werden unsere SA.-Männer überfallen, es gibt Schwerverletzte und Tote, dann lügt man, daß wir eine harmlose Laubenkolonie überfallen hätten. Aus der Tatsache, daß heimkehrende SA.-Männer, die allein dem sicheren Tode preisgegeben wären, sich von ihren Kameraden begleiten lassen, macht man einen bewaffneten Überfall. Die Kommunisten sind die Unschuldslämmlein, und wir Nationalsozialisten müssen die Zeche bezahlen. Daß die Juden so lügen, das kann einen kaum verwundern; denn sie sind ja alle einig, vom „Berliner Tageblatt" bis zur „Roten Fahne"; daß aber die bürgerlichen Blätter, auch die sogenannten nationalen, vor dem Lügentrommelfeuer der Roten in die Knie sinken, das ist so verächtlich und spricht so jedem Anstand hohn, daß man nur vor jeder dieser Zeitungen ausspucken möchte.

Ich muß zum Gericht, um im Kurfürstendammprozeß als Zeuge aufzutreten. Die Presse macht daraus wieder eine große Sensation. Man braucht nur zu husten, und schon lärmt es im ganzen Blätterwald. Die Journaille lauert darauf, daß ich mir in Moabit eine Blöße gebe; aber ich werde nach meinem alten, bewährten Prinzip vorgehen: Angreifen, ehe der Gegner sich überhaupt zurechtgefunden hat, ihn in die Verteidigung drängen und dann so lange darauf losschlagen, bis er mürbe geworden ist.

Es handelt sich darum, daß ein ungenannt bleibender Spitzel die Behauptung aufgestellt hat, ich hätte mit Graf Helldorf zusammen die Pläne zu den blutigen Zusammenstößen am Kurfürstendamm ausgearbeitet. Ich mache gleich die schärfsten Angriffe gegen das Polizeipräsidium und verweigere aus Gründen der Sauberkeit die Aussage, bis der Spitzel mit Namen genannt wird. Dann gibt es Zusammen-

stöße über Zusammenstöße. Ich balge mich mit dem Staatsanwalt herum und schreie ihn zum Schluß so an, daß er vollkommen die Fassung verliert. Ich gebe dann auf Anfordern eine von Beleidigungen strotzende Erklärung zu Protokoll und werde mit RM. 500.— Ordnungsstrafe entlassen. Die angeklagten SA.-Männer schütteln sich vor Lachen und sind ganz aus dem Häuschen.

Auf dem Büro ist die Arbeit kaum noch zu überschauen. Konferenzen über die Neugestaltung unserer Presse. Personalfragen sind immer am schwierigsten zu lösen.

Die Journaille hetzt gegen die SA. Man spielt offenbar mit dem Gedanken, sie zu verbieten. Mein Auftreten in Moabit ist der Polizei eine willkommene Gelegenheit, zum Generalangriff gegen die ganze Organisation vorzugehen. Wenn die Juden in Not sind, werden sie immer dumm. Man sieht es auch hier wieder. Anstatt fein stillzuschweigen und die Sache auf sich beruhen zu lassen, machen sie für uns eine dicke Propaganda, die nichts kostet und außerordentlich wirksam ist.

Brüning hat dem Führer auf seine Denkschrift geantwortet. Flau in der Beweisführung und ohne jedes starke Argument.

Man kann nur bedauern, daß das Schicksal uns solche Gegner gegeben hat.

Ich muß die Arbeit kurz unterbrechen, um wenigstens 1 Stunde zu schlafen.

23. Januar 1932.

Der Führer hat gestern im Zirkus Krone Brüning eine Antwort gegeben, die an Deutlichkeit und Aggressivität nichts zu wünschen übrigläßt. Jetzt sind die Brücken endgültig abgebrochen. Nun heißt es Kampf, bis der Gegner zur Strecke gebracht ist.

24. Januar 1932.

Im Sportpalast Sonntag mittag eine überfüllte Arbeiterversammlung. Schärfste Kampfansage gegen Brüning. Das Publikum rast. Es versteht sehr wohl, worum es geht. Herrlich, wenn man nur vor Männern und Arbeitern spricht!

In Moabit wird ein kleiner Hitlerjunge erstochen. Man treibt ihn wie ein gehetztes Wild durch die Straßen, und dann bohrt eine vertierte Kreatur ihm den Dolch in die Brust hinein. Der Junge schleppt sich noch bis zu einem Toreingang und wimmert um Hilfe. An der Kalkwand des Hausflurs sieht man noch die blutige Hand abgebildet, mit der er sich ein letztes Mal aufzurichten versuchte.

Nur nicht die Nerven verlieren! Nur keine Unbesonnenheiten begehen! Alles aufsparen bis zum Tage der Vergeltung! Arbeiten, agitieren, Macht sammeln, nicht müde werden!

Ich diktiere gleich einen Leitartikel. Er entspringt der Wut und Empörung über diese feige Mordtat und wird so wirken, wie er gedacht ist.

Unsere Redaktion ist wieder auf Draht. Presse und Propaganda spielen nun in wunderbarer Einheitlichkeit ineinander. Die Wahlen sind bis ins kleinste vorbereitet. Es wird ein Kampf werden, wie ihn die Welt noch niemals gesehen hat.

Ich lese eine Broschüre, die ein Demokrat über „Hitlers Weg" geschrieben hat. Das ist alles so dumm, daß es kaum einer Beachtung wert erscheint. Die bürgerliche Welt versteht uns nicht und kann uns wohl auch nicht verstehen. Ihre Argumente gehen haarscharf an den eigentlichen Wesenheiten unserer Bewegung vorbei.

25. Januar 1932.

Mit der SA.-Führung den Einsatz dieser Organisation für die kommenden Wahlkämpfe besprochen.

Der Presse neue Richtlinien gegeben.

Wahlkampf auch in Berlin vorbereitet.

Der Jude Weiß hat ein neues Redeverbot über mich verhängt, weil ich mich vor Gericht nicht anständig betragen habe. Das Recht, zu reden, wird in dieser freiesten aller Demokratien gleichsam als Betragenszensur des Polizeipräsidenten aufgefaßt.

Wann kommt die Stunde, daß wir ins Polizeipräsidium hineingehen, an der Tür dieses Juden anklopfen und sagen können: „Herr Dr. Weiß, es ist soweit!"

Die Bezirksführer in Berlin sind nicht untätig geblieben. Die Finanzfrage ist jetzt nahezu gelöst. Am Abend versammeln sich die

gesamten Funktionäre des Gaues, denen ich die politische Lage darlege. Die Partei bebt jetzt vor Kampfesstimmung. In den Spichernsälen will ich noch um Mitternacht vor der SA. sprechen. Die Polizei verbietet das. Statt meiner redet ein SA.-Führer. Daß ich nicht rede, wirkt noch besser, als wenn ich reden dürfte. Wenn das Volk einmal Feuer gefangen hat, dann reicht die Verbotsspritze nicht aus, um dieses Feuer zu löschen!

26. Januar 1932.

Die Wahlkampagne in Berlin wird alles bisher Dagewesene in den Schatten stellen. Ich freue mich darauf wie auf ein Fest. In groben Umrissen ist alles fertig. Ich veröffentliche einen scharfen Aufsatz gegen die Eiserne Front. Mein Redeverbot gilt für die ganze nächste Zeit. Ich wende mich beschwerdeführend an den Reichsinnenminister Gröner; aber der hat ja keinen Mut, sich gegen die Marxisten durchzusetzen.

Wir tragen den in der Kolonie Felseneck ermordeten SA.-Kameraden Professor Schwarz zu Grabe. Ergreifende, aufwühlende Szenen! Auf dem Friedhof habe ich meinen ganzen Zorn ins Grab hineingeschrien.

Ich fahre in Moabit noch einmal an der Stelle vorbei, an der der Hitlerjunge Norkus erstochen wurde. Wie ein Menetekel steht hier an der weißen Flurwand die blutige Hand des sterbenden Kindes abgezeichnet.

Dann ist man zu Hause und arbeitet mit einer Wut und mit einem Ingrimm, der gar keine Grenzen kennt. Da überwindet man Müdigkeit und Pessimismus. Es ist, als ob das vergossene Blut wieder in jedem einzelnen von uns auferstände und zu neuen Taten riefe.

Wie lange wird diese harte Nervenprobe noch andauern?

Draußen grauer kalter Winter.

Es wird bald zur Entscheidung kommen. Wenn man das Volk fragt, dann haben wir schon die Macht.

27. Januar 1932..

Ich schreibe einen scharfen Aufsatz gegen das Polizeipräsidium. Das heißt scharf, soweit man das unter den herrschenden Notverordnungen überhaupt kann und darf; aber unsere Leute haben gelernt, zwischen den Zeilen zu lesen. Könnte man nur einmal aus sich heraus und sagen, was man fühlt!

Brüning klebt wie lästiges Pflaster.

Die Kommunisten haben einen sogenannten Untersuchungsausschuß einberufen, der die blutigen Zusammenstöße in der Kolonie Felseneck „durchprüfen" soll.

Ein Theater, das so aufreizend wirkt, daß man am liebsten alles, was da versammelt sitzt, mit Knüppeln totschlagen möchte.

Unsere SA. scheint ähnlich zu denken. Als der Untersuchungsausschuß sich vor dem kommunistischen Janhagel im Märchenbrunnen konstituieren wollte, standen plötzlich 200 SA.-Männer im Saale auf und prügelten die ganze Bagage mit Stöcken zum Tempel hinaus.

Ich fahre nach Bremen. Zeitungslektüre. Das hängt einem fast zum Halse heraus. Zeitungen fördern die Halbbildung. Welch eine Erquickung, wenn man zwischendurch Hamsuns „Segen der Erde" liest! Vollsaftig, mit natürlichem Denken und großem Fühlen. Hamsun ist der Größte unter den lebenden Schreibern. Er wirkt wie ein Labsal gegenüber all den Schwätzern, die in der Journaille mit der Feder umgehen.

In Bremen rede ich vor überfüllten Sälen. Ich mache eine scharfe Attacke gegen Brüning. Sie wird ihre Wirkung nicht verfehlen. In der Nacht schon fahre ich zurück.

Berlin. Hindenburg-Ausschuß hat sich konstituiert. Die Wahlparole für oder gegen Hindenburg scheint unvermeidlich geworden zu sein. Jetzt müssen wir mit unserem Kandidaten heraus. Diese Frage ist entschieden.

Der Führer sprach in Düsseldorf vor der Industrie. Die Journaille tobt, als ob er sich mit Zuchthäuslern solidarisiert hätte.

Haussuchungen, Pressefehden, Verleumdungsflut, Terror, Verhaftungen und Vernehmungen. Gegen Graf Helldorf ist ein Festnahmebefehl erlassen worden, nur weil er dienstlich nach München gefahren ist.

Rätselraten in der Presse über unsere Stellung in der Präsidentschaftsfrage. Man weiß auf der Gegenseite gar nichts.

29. Januar 1932.

Bei schneidender Kälte tragen wir den Hitlerjungen Norkus zu Grabe. Ich rede aus vollem Herzen zu den Kindern und Männern, die um den schmalen Sarg versammelt stehen. Der Vater dieses Jungen ist über alle Begriffe tapfer. Ein einfacher Arbeiter, aschgrau vor Gram im Gesicht, erhebt er beim Horst-Wessel-Lied die Hand und singt vor Ingrimm und bitterem Stolz: „Die Fahne hoch!"

Draußen vor den Toren des Friedhofes steht der rote Janhagel und wartet auf seine Opfer. Dieses Gesindel muß einmal wie Ratten ausgerottet werden!

Der Sportpalast ist überfüllt; aber ich darf nicht reden. Es wird nur ein Zettel von mir verlesen, in dem ich meine Stellungnahme zur Präsidentschaftswahl darlege. Da aber schreitet schon die Polizei ein. Einer aus dem Publikum ruft „Hitler!", und dann steht der ganze Saal auf und bereitet dem Führer minutenlange Ovationen.

Volkes Stimme.

Der Hindenburg-Ausschuß tagt.

Wir müssen jetzt Farbe bekennen.

30. Januar 1932.

Ärger und Verdruß mit unserer Presse.

Das preußische Innenministerium hat mein Redeverbot auf ganz Preußen ausgedehnt. Außer den Roten freut sich nur noch einer: meine Stimme!

Die Situation ist wieder kritisch. Unsere Zeitung ist gut geschrieben. Die Partei ist in bester Stimmung. Eigentlich wäre jetzt wieder ein Verbot fällig. Kaum hat man es ausgedacht, schon ist der „Völkische Beobachter" wieder auf eine Woche totgemacht.

Das ist der Weisheit letzter Schluß: wenn die Roten nicht mehr aus noch ein wissen, dann schwingen sie den Verbotsknüppel.

Ich nehme mir einen Rechtsanwalt, um meine Bibliothek auf einen anderen Namen überschreiben zu lassen. Wer weiß, vielleicht kommt morgen ein Vollziehungsbeamter und beschlagnahmt sie, weil sie nach Ansicht der Regierung zur Vorbereitung der Revolution dient.

Bei Prinz August-Wilhelm in Potsdam wird in schlichter Weise Geburtstag gefeiert. Ich sitze mit den SA.-Leuten zusammen, und sie erzählen mir stundenlang von den schweren Kämpfen, die sie im Norden und Osten ausfechten müssen. Es sind alles brave Jungen, mit denen man den Teufel aus der Hölle holen kann. Heroische Menschen, die nicht viel Aufhebens aus ihrer Gesinnung machen. Alle im Geist Horst Wessels erzogen. Sie haben die Furcht vor dem Sterben verlernt.

Der Standartenführer Fiedler fährt mit mir nach Hause zurück. Was diese Jungen im einzelnen auszustehen haben, davon macht sich der Laie gar keinen Begriff. Wenn später einmal die Geschichte unserer Zeit geschrieben wird, dann wird das Kapitel über die Heldentaten der SA. würdig den größten heroischen Leistungen unseres Volkes an die Seite zu stellen sein.

31. Januar 1932.

Die Stennes-Ideologie spukt noch immer in den Köpfen einiger Intellektueller herum. Man hat dort falsche Vorstellungen vom Wesen der Bewegung. Es geht nicht um einzelne Persönlichkeiten, sondern um das Wohl und Leben der Partei. Wer einmal aus ihr desertiert, der hat in unseren Reihen keinen Bestand mehr. Der Bewegung die Treue brechen, das heißt, dem Vaterlande gegenüber fahnenflüchtig werden! Manchmal muß man auch die Härte aufbringen, lieber einen Unschuldigen mitleiden zu lassen, als zuzugeben, daß das Fundament unterhöhlt wird, auf dem wir alle stehen.

Große Pressedebatte um die Präsidentschaftswahl. Die Entscheidung des Führers fällt am Mittwoch. Sie kann nicht mehr zweifelhaft sein.

2. Februar 1932.

Montag: großer Konferenztag; morgens schon beginnend. Scharfer Aufsatz gegen Präsidentschaftsausschuß. Die Herren scheinen sich selbst nicht ganz sicher zu fühlen. Wir stecken schon mitten in der Wahlarbeit.

Mit den Bezirksführern die kommenden Wahlkämpfe durchgesprochen und ihre Richtlinien festgelegt. Großes Rätselraten um unseren Kandidaten; aber das ist im Augenblick nicht so wichtig wie die Frage der Geldbeschaffung.

Die Argumente für die Kandidatur des Führers sind so durchschlagend, daß gar nichts anderes mehr in Frage kommt.

Die Zellen-Obleute der Berliner Organisation sind versammelt. Ich spreche kurz zu ihnen und gebe eine Darlegung der Lage. Die Kampfstimmung steigt von Stunde zu Stunde.

Abends spät im Nachtzug nach München. Die Schlafzeiten werden immer kürzer, da man bis spät in die Nacht noch das Notwendigste an Lektüre erledigen muß.

In München werden die Einzelheiten des Wahlkampfes festgelegt und der große Plan durchberaten. Das Braune Haus gleicht einem Ameisenhaufen. Überall herrscht fieberhafte Spannung. Am Freitag wird alles fertig sein. Das wird ein Wahlkampf werden mit Dimensionen ohnegleichen.

Straßer hat sich krank gemeldet.

Mittags lange mit dem Führer beraten. Er entwickelte seine Ansicht zur Präsidentenwahl. Er entschließt sich, selbst die Kandidatur zu übernehmen. Aber zuerst muß die Gegenseite festgelegt sein. SPD. gibt hier den Ausschlag. Dann wird unsere Entscheidung der Öffentlichkeit mitgeteilt.

Es ist ein Kampf der Peinlichkeiten ohne Maßen; aber er muß durchgestanden werden. Der Führer zieht seine Züge ohne jede Übereilung und mit klarem Kopf.

Im Braunen Haus legen wir auch zugleich die Richtlinien für den preußischen Wahlkampf fest. Alles ist in Bewegung. Ich bin der festen Überzeugung, daß die ganze Aktion klappen wird.

Beim Führer Konferenz der Amtsleiter. Er gibt eine Darstellung der Lage. Wie immer mit staunenswerter Logik. Natürlich sind alle mit seinen Maßnahmen einverstanden. Wie könnte man auch anders vor der messerscharfen Konsequenz seiner Gedankengänge! Jedem ist der Ernst der Situation klar. Es handelt sich darum, Brüning schachmatt zu setzen. Die nähere und fernere Zukunft wird aufs Spiel gesetzt. Mit Brüning muß sein Kabinett fallen. Nur die Frage, ob man ihn zuerst zur Strecke bringt oder einen seiner Ministerkollegen. Jedenfalls dann, wenn e r den entscheidenden Hieb bekommt, ist die

Situation geklärt. Die Deutschnationalen und der Stahlhelm werden vorläufig hingehalten. Unser Kandidat kommt erst im letzten Augenblick an die Öffentlichkeit. Evtl. tritt im ersten Wahlgang ein anderer an die Stelle des Führers, so daß wir die entscheidende Chance erst im zweiten Wahlgang wahrnehmen. Ich gebe noch eine kurze Erläuterung zur Technik und Methode des Wahlkampfes.

Abends sehen wir in einem Kino den Film „Mädchen in Uniform". Ein fabelhaft gedrehtes, außerordentlich natürliches und mitreißendes filmisches Kunstwerk. Mit kleinsten Mitteln größte Wirkung. Man ist ganz ergriffen und erschüttert.

Bis spät in die Nacht hinein debattieren wir noch über Tagesfragen und Probleme der Zukunft. Bewundernswert am Führer bleibt immer der ungemein feine Instinkt, der niemals in die Irre geht.

Am anderen Morgen: die Gauleiter des ganzen Reichsgebietes sind versammelt. Ich lege ausführlich die Richtlinien der kommenden Wahlkämpfe dar. Der Apparat der ganzen Aktion ist aufgebaut. Es reden noch Darré und Wagener über wirtschaftliche und agrarpolitische Fragen. Wie niemals zuvor herrscht Einigkeit in der Partei.

3. Februar 1932.

Der Tag gehört den Fachreferaten. Die Gauleiter warten auf die Verkündigung des Entschlusses für die Präsidentschaftskandidatur. Sie warten vergebens. Es wird Schach gespielt. Da sagt man nicht vorher, welche Züge man machen wird, sondern macht diese Züge. Nachricht aus Berlin: es geht die Tendenz, Brüning zu opfern. Gröner soll vorgeschickt werden, um das System zu retten. Sie werden sich täuschen, wenn sie glauben, daß wir darauf hereinfallen.

Es gibt sachliche Zusammenstöße in den Fachkonferenzen. Alles ist nervös und überreizt.

Nachmittags wieder Reden und Debatten. Aus Berlin kommen Telephonanrufe; die Partei ist voll Unruhe, gespannt, aber trotzdem verharrt alles noch in Schweigen.

Es ist gut, wenn man nach schweren, arbeitsreichen Tagen abends in einem Theater oder einem Kino Ausspannung sucht. Wir sehen einen Greta-Garbo-Film und sind ergriffen und erschüttert von der

Darstellungskunst dieser einzigen Frau. Sie ist die größte lebende Schauspielerin. Dagegen sind viele andere nur Stümper.

Der Führer beschäftigt sich in seinen Mußestunden mit Bauplänen für ein neues Parteihaus sowohl als auch für einen grandiosen Umbau der Reichshauptstadt. Er hat das im Projekt fix und fertig, und man staunt immer wieder, mit wie vielen Fragen er sich fachmännisch auseinandersetzt.

In der Nacht noch kommen viele treue, alte Parteigenossen zu mir. Sie sind deprimiert, weil sie noch keinen Entschluß wissen. Sie haben Sorge, daß der Führer zu lange wartet. Diese Sorge ist so grundlos wie nie. Ich richte sie auf und appelliere an ihre Disziplin. Zum Schluß sind sie ganz zufrieden.

4. Februar 1932.

Der Gauleitertag erreicht seinen Höhepunkt. Nach einer Reihe von Referaten, die sehr wirksam sind — Oberst Hierl spricht über die Arbeitsdienstpflicht, die im Projekt fertig im Schreibtisch liegt —, redet der Führer. Er deutet die großen Tagesprobleme nur an, aber so souverän und mit so viel Witz und Überlegenheit, daß alles mitgerissen wird. Er bleibt unbestechlich in seinem Urteil. Jedermann weiß nun, daß die alte Linie eingehalten wird.

Nachmittags rede ich mit dem Führer noch einmal über den endgültigen Plan für die kommenden Propagandakämpfe. Man kann wunderbar mit ihm zusammen arbeiten. Er gehört zu jenen seltenen Menschen, die, wenn sie einem einmal ihr Vertrauen geschenkt haben, einen auch frei und unbehindert arbeiten lassen. So wie er für sich Autorität beansprucht, so gibt er jedem Autorität, der ihrer bedarf. Die gegnerische Presse schildert ihn vollkommen falsch und irrtümlich. Es gibt keinen Menschen, der weniger das Zeug zum Tyrannen in sich hätte als er.

Der Wahlkampf ist im Prinzip fertig. Wir brauchen jetzt nur auf den Knopf zu drücken, und die Maschine setzt sich in Bewegung.

Wir sind in einem Münchener Atelier und schauen der Arbeit eines bekannten Bildhauers zu. Dann werden bei Professor Troost die Entwürfe zu dem neuen Bau des Braunen Hauses geprüft. Es ist wunderbar, zu beobachten, wie sicher und unbeirrt der Führer sich

auf die kommende Übernahme der Macht einstellt. Das wird bei ihm auch nicht mit einem leisen Gedanken in Zweifel gezogen. Er redet, handelt und empfindet so, als wenn wir schon die Macht hätten. Das gibt seiner ganzen Umgebung eine herrliche Selbstsicherheit. Ohne den Führer wäre die nationalsozialistische Bewegung gar nicht denkbar.

Am Abend klärt er vor den Gauleitern noch einmal die Einzelheiten der politischen Situation. Er geht selbst durchaus nicht an dem Ernst der Lage vorbei. Er gibt aber der Überzeugung Ausdruck, daß mit Fleiß und Energie die Situation von uns gemeistert werden kann.

Nun geht alles an die Arbeit. Ich schreibe als Ergebnis der Tagung einen Aufsatz über das Problem der Taktik. Ich hoffe, daß er im Lande aufklärend wirken wird.

Abends schauen wir im Nationaltheater noch die „Fledermaus" an. Eine klassisch gute Aufführung, ganz voll Duft und Schmelz, voll Grazie und feinem Stilempfinden. Eine berückende Musik, die durch Herz und Blut geht. Bei ihr fällt alle Erdenschwere ab.

Der Führer hat eine Unterredung mit Hugenberg. Er nimmt dabei kein Blatt vor den Mund.

Die Reaktion schickt sich an, unsere Bewegung zu düpieren. Es wird ihr das nichts nutzen; noch niemals hat das Überlebte über die Zukunft gesiegt. Das hat nur manchmal so den Anschein, aber am Ende behält die Jugend immer recht.

In der Nacht nach Berlin zurück. Fast bis zum Morgen Haufen von Post und Lektüre erledigt.

In Berlin selbst dasselbe Spiel. Ich orientiere meine Mitarbeiter kurz über die Lage. Die Redaktion wird informiert. Alles steht auf Druck. Tolle Pressehetze. Die Journaille ist dahintergekommen, daß Frick im Jahre 1930 den Vorschlag gemacht hat, den Führer mit einem untergeordneten Posten in Hildburghausen zu betrauen, um ihm damit die Staatsbürgerschaft zu verschaffen. Ein gefundenes Fressen für die Karikaturenzeichner. Eigentlich müßten sie das System selbst unter ihre mitleidslosen Stifte nehmen, das es zuläßt, daß einem Frontsoldaten, der 4 Jahre lang für Deutschland gekämpft hat, die Staatsbürgerschaft mit Fleiß verweigert wird.

Diese Frage muß übrigens in Kürze noch gelöst werden. Der Führer muß ja Staatsbürger sein, um kandidieren zu können.

Klagges wird damit beauftragt, diese Frage zu lösen. Es ist geplant, den Führer zum außerordentlichen Professor in Braunschweig zu ernennen.

Es ist für ihn fast beleidigend, welche Schleichwege man benutzen muß, ihm das zu geben, was keinem Ostjuden verweigert worden ist.

Um es auf die einfachste Formel zu bringen: Gröner muß fallen, dann Brüning, dann Schleicher. Eher werden wir niemals die ganze Macht bekommen.

Mein Redeverbot bleibt weiterbestehen. Gröner schreibt mir einen kleinen und wenig tapferen Brief. Es gehören schon andere Kerle dazu, wenn man dem Marxismus die Zähne zeigen will.

Die Presse überschlägt sich in wilden Angriffen gegen Frick. Dabei liegt die ganze Hildburghausener Geschichte fast 2 Jahre zurück.

Man muß nur die Nerven behalten und warten können.

5. Februar 1932.

Im Bezirk Mitte ist die Alte Garde versammelt. Ich sehe die lieben, vertrauten Gesichter von 1926. Sie haben unentwegt tapfer und treu zur Bewegung gehalten und niemals dem Führer die Gefolgschaft verweigert. Das ist immer die schönste Freude, so unter alten Kameraden zu sitzen und mit ihnen Erinnerungen aus den vergangenen Jahren auszutauschen. Die Bewegung ist doch wie unter göttlichem Schutz emporgestiegen, und alles, was war, mußte so sein, damit wir das wurden, was wir geworden sind.

Diese braven, alten Kumpane haben den Nationalsozialismus in Berlin siegreich über alle Hindernisse hinweggeführt. Wenn einmal dieses rote Bollwerk fällt und die Reichshauptstadt dem Deutschtum zurückerobert wird, dann ist es ihnen allein zu verdanken.

Man kann auch verstehen, daß sie stolz darauf sind, von Anfang an mitgekämpft zu haben. Es gehörte in der Tat damals eine große Portion Idealismus dazu, sich für eine aussichtslos scheinende Sache um ihrer selbst willen einzusetzen.

6. Februar 1932.

Mit den ersten Mitarbeitern im Gau Berlin die Wahlkampagne für die Reichshauptstadt durchgesprochen. Fragen der Taktik, der

Finanzen und der Organisation. Es wird wunderbar werden. Morgen sind die gesamten Funktionäre zum Generalappell zusammengerufen. Dann setzt sich die Maschine in Bewegung.

Ich diktiere einen Lagebericht für unsere Amtswalterzeitschrift „Wille und Weg". Da kann man schon deutlicher sprechen und die Dinge ungefähr beim Namen nennen.

Der Führer ruft an. Er wird in 2 Tagen wieder in Berlin sein.

7. Februar 1932.

An diesem Sonntag haben wir für den gesamten Gau Berlin einen Probealarm angesetzt. Um 9 Uhr morgens wird die Parole ausgegeben: Punkt 12 Uhr sitzen 6000 Amtswalter in zwei überfüllten Sälen zusammen. Vor den Toren stehen noch 800, die keinen Einlaß mehr finden. Das hat wunderbar geklappt. Unter den Amtswaltern ist die Stimmung unvermindert weitergestiegen. Die Partei ist entschlossen, zu kämpfen, und nicht nur das, sie will und sucht den Kampf. Es wäre auch merkwürdig, daß eine Organisation, die auf Kampf vorbereitet und zum Kampfe erzogen ist, sich vor einer Entscheidungsschlacht drücken wollte.

Hin und wieder läuft einem ein bürgerlich denkender Mensch in die Quere, der die augenblickliche Situation gar nicht verstehen kann. Er operiert mit Argumenten, die einem zum einen Ohr herein- und zum anderen Ohr herausgehen. Es hat gar keinen Zweck, da weiterzudiskutieren. Hier klaffen zwei Welten auseinander: die eine, die zum Kampf, und die andere, die zum Ausruhen geboren ist. Hier gibt es auch keine Versöhnung. Hier muß der eine sich durchsetzen, und der andere wird dabei unterliegen.

Selbst die guten Willens sind, gehen an den eigentlichen Grundsätzlichkeiten unserer Bewegung verständnislos vorbei. Man muß schon zum Nationalsozialisten geboren sein. Mancher fühlt und erkennt das erst spät, aber er ist doch im Grunde seines Herzens Nationalsozialist. Mancher beschäftigt sich jahrelang mit uns und findet nirgends den Eingang zu dem eigentlichen Wesen unserer Bestimmung.

Abends ist der Sportpalast überfüllt. Ich darf nicht reden. An meiner Stelle spricht Willikens. Es gehört Mut dazu, der Großstadt

die Belange des Bauerntums klarzumachen. Keine andere Partei hat das vor der unseren auch nur gewagt.

Als Willikens am Ende seiner Rede zwei von mir zu Papier gebrachte Sätze verlesen will, erhebt sich der Polizeioffizier und löst die Versammlung auf. Ein tolles, ohrenbetäubendes Pfeifkonzert. Aber es geht noch alles gut ab.

8. Februar 1932.

Die Kassenlage bessert sich von Tag zu Tag. Die Finanzierung des Wahlkampfes ist nahezu gesichert. Die Redaktion wird ganz auf die Propaganda umgestellt und bietet nun die Gewähr, daß auch die Presse erfolgreich in die großen Entscheidungskämpfe eingreifen wird.

Ich schreibe einen scharfen Aufsatz gegen Brüning. Die Intellektuellen meinen, je öfter man ein Thema behandelt, um so teilnahmsloser werde das Publikum. Das ist nicht wahr. Es kommt nur darauf an, wie man ein Thema behandelt. Wenn man die Gabe besitzt, es immer von anderen Seiten zu beleuchten, immer neue Formen der Beweisführung zu finden, immer drastischere und schärfere Argumente für seinen Standpunkt anzuführen, dann wird das Interesse des Publikums nie erlahmen, im Gegenteil, nur stärker werden.

Im übrigen, was versteht so eine bürgerliche, intellektuelle Seele vom Volk? Die deutsche Intelligenz hat bewiesen, daß sie das Volk nicht führen kann, sonst wäre es niemals möglich gewesen, daß der Marxismus ihr die Führung des Volkes aus der Hand gerissen hätte.

Abends spreche ich im Hotel Prinz Albrecht vor einem eingeladenen Kreise. Man beginnt auch hier sich mit den Problemen des Nationalsozialismus auseinanderzusetzen. Allerdings auf seine eigene Art, mit etwas Überheblichkeit und aus weiter Ferne des Abstandes. Man kann dort gar nicht verstehen, daß wir wirklich etwas grundsätzlich Neues darstellen, nicht mit einer anderen Partei verglichen werden wollen und können, daß wir wirklich auf die Totalität des Staates lossteuern und die ganze Macht haben müssen, um unser Ziel wirklich zu erreichen.

Ich habe zu diesem Kreis von eingeladenen Gästen eine ganze Reihe von SA.- und SS.-Männern hinzugezogen. Sie sollen hören, daß man hier nicht anders spricht als vor dem Volk.

Ich versetze Brüning einen harten Stoß. Die Zuhörerschaft ist zuerst ganz kühl. Am Ende gelingt es mir, sie auf meine Seite herüberzureißen. Der Abend war für uns ein großer Gewinn. So ein Gewinn drückt sich zwar nicht in Zahlen aus, aber in der steigenden Einflußnahme der Bewegung ist er unverkennbar.

9. Februar 1932.

Der Führer ist wieder in Berlin. Im Kaiserhof aufs neue Debatten über die Präsidentenwahl. Alles bleibt noch in der Schwebe. Der Stahlhelm ist unschlüssig. Wir warten ab.

Man erstickt fast in Bergen von Arbeit.

Im Sportpalast sind 15 000 Mann SA. zum Appell angetreten. Ein phantastisches, überwältigendes Bild. Die Frucht einer sechsjährigen Arbeit. Der Führer spricht vor ihnen mit einem fabelhaften Elan. Dann schreitet er 2 Stunden lang die Fronten ab. Die Härte der Partei hat sich hier wieder einmal erwiesen. Das Wunder ist fertiggebracht worden, aus zerfahrenen und losen Gruppen eine feste und unzerreißbare Organisation zu formen.

SA. Berlin steht. Durch welche Kämpfe und Verfolgungen sind diese Männer nicht schon hindurchgeschritten! Sie sind hart geworden in Terror und Verbot. Nun warten sie unerschütterlich auf das Signal, zu marschieren.

Am Abend sitzen wir alle mit dem Führer noch lange zu Hause. Es wird erst die politische Lage durchgesprochen und dann Musik gemacht.

10. Februar 1932.

Der Kaiserhof ist wieder das große Generalquartier. Hier sammeln sich nachmittags aus dem ganzen Reich die maßgebenden Männer der NSDAP. um den Führer.

Der Führer spricht abends in den überfüllten Tennishallen vor SS., Hitler-Jugend und Amtswaltern. Das Gegenstück zum SA.-Appell am Tage vorher im Sportpalast. Der Führer ist in bester Form. Er hält Generalumschau ab über seine Berliner Truppe, bevor er sie zum Kampfe einsetzt.

Am Abend sind alle SA.- und SS.-Führer mit ihm im Kaiserhof zusammen. Es ist immer wunderbar, aus diesen starken Menschen unerschöpflich neue Kraft und neuen Mut zu ziehen. Unsere SA. ist und bleibt die Elite der Partei. Sie steht über allem. Unerschütterlich in der Treue zum Führer und zur Bewegung. Hart im Kampf. Unerbittlich in der Verfolgung unserer Parteiprinzipien. Die Avantgarde der deutschen Revolution.

Bis zum grauenden Morgen sitzen wir dann zu ein paar um den Führer versammelt. Es werden Pläne geschmiedet, als hätten wir schon die Macht.

Der Berliner Polizeipräsident Grzesinski hat in einer Rede in Leipzig die Forderung gestellt, man müsse den Führer mit der Hundepeitsche aus Deutschland jagen. Das nennt man auf der Gegenseite ritterlichen Kampf. Wir werden dieses Wort in die Massen hineinschleudern. Das soll diesem feigen Bonzen unvergessen bleiben. Monatelang wird es ihm in die Ohren hineingeschrien werden, und dann wollen wir sehen, wer mit der Hundepeitsche aus Deutschland gejagt wird: der Führer oder Grzesinski!

Draußen klirrend-kalter Wintertag. In der klaren Luft liegen klare Entscheidungen. Sie werden nicht lange mehr auf sich warten lassen.

11. Februar 1932.

Ich habe schon den Aufruf zur Wahl vorsorglich geschrieben. Jetzt ergehen Redeverbote über Redeverbote. Der Regierungsmarxismus tobt sich ein letztes Mal aus. Wenn wir die Nerven behalten, dann haben wir den Sieg so gut wie sicher in der Tasche.

Der Führer verhandelt noch einmal mit den maßgebenden Instanzen. Er spricht mit Hugenberg und anderen. Aber es kommt gewiß nicht viel dabei heraus.

Todmüde arbeitet man fast mechanisch weiter. In der Stadt gehen tolle Gerüchte um über Kabinettssturz usw. Aber das sind nur Legenden.

Den Abend sitzen wir mit dem Führer zu Hause. Wir haben einen kleinen Kreis von Schauspielern eingeladen, die den Führer zum

erstenmal sehen und ganz erschüttert sind, wie wenig er dem Bilde ähnelt, das die Juden-Journaille von ihm entworfen hat.

Hanfstaengl macht fabelhafte Musik.

Mein Artikel über die Präsidentschaftsfrage wird in der ganzen Presse diskutiert und kommentiert. Die Entscheidung liegt noch immer in der Schwebe.

12. Februar 1932.

Ich kalkuliere mit dem Führer im Kaiserhof noch einmal alle Zahlen durch. Es ist ein Risiko, aber es muß gewagt werden.

Die Entscheidung ist nun gefallen.

Ich fahre nach Hannover, um dort zu reden. Die Festhalle ist mit 6000 Menschen überfüllt. Nur nach vielen Schleich- und Winkelzügen ist es gelungen, mir eine Redemöglichkeit zu verschaffen. Hier kann ich also nach langer Schweigenszeit wieder einmal ausbluten.

In der Nacht sofort nach Berlin zurück.

Der Führer ist wieder in München; die offene Entscheidung um einige Tage vertagt.

Draußen klirrender Frost. Ich fahre im Auto nach Dresden und Chemnitz.

13. Februar 1932.

Unterwegs Wahl- und Geldaufrufe geschrieben. Man muß überall dazwischenstecken, sonst kommt die Bewegung ins Stocken.

In Dresden gute „Parsifal"-Aufführung gesehen. Das wirkt wie ein Gottesdienst. Das Dresdener Opernhaus ist wundervoll in Architektur und Akustik. Man ist erfreut, hier wieder eine richtige Theatergemeinde anzutreffen. In Berlin werden die Theater nur von einer „asiatischen Horde auf märkischem Sand" bevölkert.

Der letzte Akt ergreifend in seiner religiösen Weihe.

Ich benütze den späten Abend, um die maßgebenden Dresdener Parteileute wieder aufzufrischen. Es sind brave, gute Kameraden, die nichts wollen als arbeiten und für die Bewegung kämpfen.

Sonntag morgen fahre ich nach Chemnitz. Dort sitzen im Marmorpalast 3000 Amtswalter zusammen, die Klarheit über die politische Situation haben wollen. Der Marmorpalast erweckt in mir alte Erinnerungen. Hier lagen einmal die zerbrochenen Stuhl- und Tischbeine in Haufen aufeinandergeschichtet, und durch den Saal gingen die Blutspuren der niedergeschlagenen Parteikameraden. Jetzt herrscht hier Freude und nationalsozialistische Kampfstimmung.

Ich erörtere die politische Situation und ziehe daraus die notwendigen Folgerungen. Zum ersten Male rede ich in der Öffentlichkeit mit ziemlicher Deutlichkeit. Die Partei weiß, worum es geht, und sie ist sich auch über den jetzt einzuschlagenden Kurs im klaren.

In der Nacht über Dresden nach Berlin zurück.

In dieser Woche soll nun die öffentliche Entscheidung in der Präsidentschaftsfrage gefällt werden. Eins steht fest: wir werden nicht vom Prinzip abweichen!

15. Februar 1932.

Hindenburgs Kandidatur wird proklamiert. Der Präsidentschaftsausschuß veröffentlicht einen Aufruf. Jetzt haben wir also freie Hand. Der Wahlkampf ist beschlossene Sache. Nun brauchen wir mit unserer Entscheidung nicht mehr hinter dem Berge zu halten.

16. Februar 1932.

Ich spreche mit einem maßgebenden deutschnationalen Abgeordneten. Er stellt verrückte Berechnungen über den Ausgang der Präsidentenwahl an. Gibt Thälmann mehr Chancen als Hindenburg. Schaurig, wie fern diese Leute der wahren Volksstimmung leben!

Im übrigen scheint es mir, als wenn er um gut Wetter bitten wollte, wenn die Deutschnationalen ihren eigenen Kandidaten aufstellen. Das hätte er billiger und bequemer haben können.

Ich spreche mit drei führenden amerikanischen Journalisten und rede einen ganzen Nachmittag lang auf sie ein, um sie von der Notwendigkeit unseres Kurses zu überzeugen. Sie sind zwar skeptisch,

aber am Ende alle davon überzeugt, daß der Führer zum Schluß das Rennen machen wird.

Ich arbeite so, als wäre der Wahlkampf schon im Gange. Das bereitet einige Schwierigkeiten, da der Führer noch nicht offiziell als Kandidat proklamiert ist.

17. Februar 1932.

Heute soll mein Redeverbot fallen.

Da ich die Abende nicht mit Versammlungen verbringen kann, nutze ich diese kurze Zeit aus, um hin und wieder ins Theater zu gehen. Vor allem die Melodienfülle Puccinis ist immer wieder ergreifend und entzückend. Er ist ein Musiker von Fleisch und Blut. Die ganz Modernen können sich vor diesem Reichtum an Erfindung verstecken.

18. Februar 1932.

Am Montag ist mein Redeverbot aufgehoben. Es werden im Fluge Plakate und Flugblätter entworfen und diktiert. Die Presse hat schon Druckaufträge in Riesenmengen bekommen. Wenn die Kandidatur offiziell proklamiert ist, muß in einer Stunde der Wahlkampf im Gange sein.

Ich spreche mit einem maßgebenden italienischen Faschisten, Forges Devanzati. Wir unterhalten uns 2 Stunden über die Grundprobleme des Nationalsozialismus. Er ist radikal gegen die Spießer und Bonzen. „Frappez fort!" sagt er, als ich abends zum Hotel Prinz Albrecht gehe, um wieder vor eingeladenen Gästen zu sprechen. Der Faschismus hat erkannt, daß die deutsche Frage augenblicklich allen anderen europäischen voransteht. Erst nach ihrer Lösung wird es wieder Weltfragen geben.

Hotel Prinz Albrecht überfüllt. Ich nehme die Gelegenheit wahr, um den Nationalsozialismus aus seinen Wurzeln heraus zu erklären. Dann ziehe ich die Folgerungen für die augenblickliche Situation.

Es wird ein großer Erfolg.

Zum Kaiserhof. Der Führer ist angekommen. Stahlhelm und

Deutschnationale Volkspartei haben sich jetzt auch entschlossen. Sie stellen einen eigenen Kandidaten auf. Ausgerechnet Duesterberg!

Sie sollen das ruhig tun. Sie werden dann auch letzten Endes doch die Zeche bezahlen müssen.

Wir müssen den Mut haben, gefährlich zu leben!

19. Februar 1932.

Beim Führer im Kaiserhof. Ich sprach mit ihm lange unter vier Augen. Die Entscheidung ist gefallen.

Das preußische Innenministerium versucht, bei Beginn des Wahlkampfes die Partei bloßzustellen. Wir werden uns dagegen zur Wehr setzen.

Die ganze Bewegung arbeitet an der Finanzierung des Wahlkampfes.

Die Deutschnationalen sind entschlossen, einen eigenen Kandidaten aufzustellen. Duesterberg in Front. Es kann nichts Besseres geschehen als das.

Am Montag spreche ich im Sportpalast. Die Propagandaabteilung ist aus dem Braunen Haus vorsorglich bereits nach Berlin übergesiedelt.

20. Februar 1932.

Mit der Propagandaabteilung die Technik des Wahlkampfes im einzelnen festgelegt. Plakate, Flugblätter und Broschüren sind bereits fertig. Vier große Bildplakat-Entwürfe werden hergestellt. Die Zeichner sind an der Arbeit. Es fehlt an Köpfen, die gute Ideen ausführen können.

Ich habe den Ehrgeiz, die Wahlkämpfe dieses Jahres zu Meisterstücken der Propaganda zu gestalten.

Die Parole für den ersten lautet: „Schluß jetzt!"

Graf Helldorf war bei Schleicher. Der fühlt sich ganz sicher und glaubt, daß der Nationalsozialismus nur eine Zeiterscheinung sei. Vielleicht wird er noch im Laufe dieses Jahres sehr herb enttäuscht werden.

Wir müssen nur arbeiten. Gut, daß die Zeit des Taktierens vorbei ist.

Der kommende Wahlkampf wird eine Abrechnung mit Brüning und ein großes Aufwaschen über 14 Jahre deutscher Verfallszeit.

Zuerst müssen wir noch die Wankenden und Halben in unseren eigenen Reihen wieder geradestellen.

21. Februar 1932.

Wir haben beim Führer im Kaiserhof mit einigen italienischen Faschisten zusammengesessen, Fragen der Plutokratie und des Antisemitismus durchgesprochen. Im großen und ganzen waren wir uns einig. Der Faschismus hat der Judenfrage gegenüber eine einfachere Stellung als wir. Es gibt in Italien kaum Juden. Im Grunde ihres Herzens sind sie alle Antisemiten.

Wir stellen ein Köpfeplakat zusammen. Man muß die Beweisführung sinn- und augenfällig machen. Köpfe des Systems und Köpfe des Nationalsozialismus. Die Gegenüberstellung wirkt frappierend.

Hugenberg war beim Führer. Er schlägt als Kandidaten Vögler und Prinz Oskar von Preußen vor. Merkwürdig, wie wenig er mit der Volksseele vertraut ist! Die deutschnationale Partei ist und bleibt doch die Organisation aller reaktionären Kräfte.

Wir müssen uns zum Kampfe mit ihr stellen.

Das ewige Warten wirkt fast zermürbend.

22. Februar 1932.

Unsere Plakate sind wunderbar geworden. Die Propaganda wird auf das beste durchgeführt. Das ganze Land muß aufhorchen.

Im Kaiserhof beim Führer. Frick und Buch sind auch da. Ich entwickle die Gedankengänge meiner Reichstagsrede. Der Führer ist damit einverstanden. Ich hoffe, daß ich gut in Form bin. Der Führer erörtert lange mit uns die Probleme der kommenden Außenpolitik. Zum Schluß noch einmal die Frage des Präsidentschaftskandidaten durchgesprochen. Hauptsache ist, daß jetzt das Schweigen

gebrochen wird. Der Führer gibt mir die Erlaubnis, am Abend im Sportpalast vorzuprellen. Gott sei Dank!

Ich habe jetzt die Möglichkeit, mein Referat für die große Versammlung endgültig auszuarbeiten. Ich orientiere SA. und politische Leitung. Alle sind begeistert.

Sportpalast überfüllt. General-Mitgliederversammlung der Bezirke Westen, Osten und Norden. Gleich bei Beginn stürmische Ovationen. Als ich nach einer Stunde vorbereitender Rede die Kandidatur des Führers öffentlich proklamiere, tobt fast 10 Minuten lang der Begeisterungssturm. Wilde Kundgebungen für den Führer. Die Menschen stehen auf und jubeln und rufen. Das Gewölbe droht zu brechen. Ein überwältigender Anblick. Das ist wirklich eine Bewegung, die siegen muß. Es herrscht ein unbeschreiblicher Taumel der Verzückung. Graf Helldorf tritt am Schluß vor das Mikrophon und legt im Namen der SA. das Treuegelöbnis für den Führer ab. Es herrscht eine wunderbare Stimmung. Die Menschen lachen und weinen durcheinander. Viele sind ganz außer sich. Man hat zum ersten Male den Begriff, daß wirklich das Volk aufersteht.

Spätabends ruft der Führer noch an. Ich gebe ihm Bericht, und er kommt dann noch zu uns nach Hause. Er freut sich, daß die Proklamierung seiner Kandidatur so eingeschlagen hat. Er ist und bleibt doch unser Führer!

Wir müssen nun wohl oder übel den ersten scharfen Kampf mit der Reaktion durchführen. Sie delegiert Duesterberg. Wir sind also in der Entscheidung ganz auf uns allein gestellt. Es ist gut so. Damit werden wir auch gezwungen, alle Kräfte zu mobilisieren.

Der Führer erzählt lange aus seinen Kriegszeiten. Dann ist er ganz groß und hinreißend. Als er geht, herrscht unter uns wenigen eine fast feierliche Stimmung.

23. Februar 1932.

Die Presse macht gegen mich die schamlosesten Ausfälle. Es wird behauptet, ich hätte den Führer „ernannt" oder ihn „gezwungen", zu kandidieren. Wie schlecht doch die Journaille informiert ist; oder, besser gesagt, sie tut, als wäre sie schlecht informiert.

Kurzum, der Kampf hat in voller Wucht begonnen. Die Bahn ist frei. Die politischen Armeen rücken zur Entscheidungsschlacht vor.

Ereignisvoller Tag; morgens Fraktionssitzung. Frick schildert ausführlich die Lage. Die formelle Einbürgerung des Führers soll morgen zustande kommen. Selbst hier macht die Deutschnationale Volkspartei in Braunschweig Schwierigkeiten.

Im Kaiserhof lange Beratungen. Klagges ist da. Hoffentlich kommt er mit seiner Aktion bald zu Rande.

Die Stimmung unter den Unterführern ist ausgezeichnet. Alle sind davon überzeugt, daß wir irgendwie bald einmal zum Ziele kommen.

Reichstag. Sitzung überfüllt. Gröner redet kurz. Dann bin ich gleich dran. Alles ist voll Spannung. Ich beginne fast akademisch. Die Roten wollen mich durch Lärm unverständlich machen. Ich setze mich trotzdem durch. Scharfe Abrechnung mit Brüning, der mit verschränkten Armen neben mir sitzt. Schließlich fällt das Wort von der „Partei der Deserteure". Fast eine Viertelstunde lang lärmt die SPD. Die Sitzung wird unterbrochen. Das ganze Haus ist in tumultuarischer Unruhe. Nach Wiedereröffnung der Sitzung werde ich ausgeschlossen. Ein tolles Theater. Man hat das Sitzungsprotokoll gefälscht, um aus meinem Angriff gegen die SPD. eine Beleidigung gegen den Reichspräsidenten herauskonstruieren zu können.

Der Kampf ist also in allen Phasen entbrannt.

Abends rede ich im Sportpalast vor den Bezirken Mitte und Süden. Wieder wegen Überfüllung polizeilich gesperrt. Die Stimmung ist unbeschreiblich.

Danach kommen der Führer, Epp, Frick und Helldorf zu uns zu Besuch.

24. Februar 1932.

Reichstag; Gröner gibt eine scharfe Erklärung der Reichsregierung gegen mich ab. Er bedient sich dabei des Protokolls der gestrigen Sitzung, in dem aber durch Hinzusetzung von zwei Worten der ganze Sinn entstellt ist. Wirft sich in Positur, weil ich angeblich den Reichspräsidenten beleidigt habe! Das alte Bild: das System versteckt sich hinter der ragenden Gestalt des Feldmarschalls. Aber wir werden es auch dort herauszuholen wissen.

Heiße Redekämpfe im Plenum. Siedehitze der Spannung.

Die Einbürgerungsfrage ist noch nicht gelöst. Die bürgerlichen Patrioten machen Schwierigkeiten.

Auf der Fahrt nach Breslau erst bekomme ich die Presse zu Gesicht; sie tobt in einer Art und Weise gegen mich, die unbeschreiblich ist. Gröner wird als großer Mann über den grünen Klee gelobt. Man kann einem General wirklich Glück wünschen, wenn er die Sympathien des „Berliner Tageblattes" und des „Vorwärts" genießt.

Ich bin stockheiser vom vielen Reden.

In Breslau sitzen 12 000 Menschen aufeinander. Endlich einmal nach der Parlaments-Atmosphäre eine anständige Luft. Ich atme sie mit vollen Zügen ein.

Unsere Reden wirken jetzt wie Kanonenschläge.

Gleich nach der Versammlung wieder in den Nachtzug hinein.

In Berlin wurden „Völkischer Beobachter" und „Flammenwerfer" beschlagnahmt. Das ist der Wahlkampf des Systems.

Ich werde im Parlament nicht locker lassen. Ich werde ein zweites Mal auf die Tribüne gehen und Herrn Brüning vor das Forum des Volkes ziehen!

Während ich in Breslau war, ist es im Reichstag heiß hergegangen. Auch Rosenberg ist das Wort entzogen worden.

Wir müssen klar bleiben und kämpfen. Nicht nachgeben; es geht um alles!

25. Februar 1932.

Wieder ein großer Tag im Reichstag. Unsere Propaganda hat schon tadellos funktioniert. Allerdings leidet sie sehr unter starkem behördlichem Druck.

Brüning redet ganz schwach mit Flucht in die Außenpolitik. Dann, durch unsere Zwischenrufe gereizt, schärfste Ausfälle gegen uns. Aber wir decken ihn zu. Er hat einen schlechten Tag und bekommt von uns in Zwischenrufen sein ganzes Sündenregister zu hören. Es spielen sich tolle Szenen ab, und dann verliert er die Nerven.

Ein paar Redner treten noch dazwischen auf. Dann komme ich zu Wort. Ich wetze die Scharte vom vergangenen Mal aus, bin ganz sachlich in der Form, aber unerbittlich in der Sache. Brüning sitzt ein

paar Schritte neben mir, und ich habe so die beste Gelegenheit, ihn mit jedem Satz zu apostrophieren. Sein Gesicht ist ganz gelb vor Wut. Unsere Leute machen dazu eine wunderbare Begleitmusik. Der Start, der sich zuerst so übel anließ, ist nun wieder sehr gut geworden.

Die Presse rast vor Wut. Was bleibt ihr auch anderes übrig?

Beim Führer im Kaiserhof. Eben kommt die Nachricht, daß er zum braunschweigischen Regierungsrat ernannt worden ist. Wir sind alle überglücklich, daß diese wesentliche Frage gelöst wurde.

Wir arbeiten alle wie in einem rasenden Taumel.

Abends rede ich fünfmal im Berliner Osten. Alle Versammlungen sind überfüllt.

26. Februar 1932.

Dauersitzung des Reichstags von 10 Uhr morgens bis 7 Uhr abends. Noch ein paar flaue Reden zum Abgesang. Wir zanken uns mit dem demokratischen Minister Dietrich herum. Aber das ist alles ohne Bedeutung.

Spätabends fahre ich noch über spiegelglatte Chausseen nach Dresden. Nach einer tollen Fahrt kommen wir um 11 Uhr an. Zirkus und Ausstellung überfüllt. Die Leute sind glücklich, daß man überhaupt kommt, und zufrieden, wenn man nur ein paar Worte spricht. Jedermann im Volke ist davon überzeugt, daß die Entscheidung nahe bevorsteht.

Ein paar Stunden geschlafen, dann im Zuge wieder nach Berlin zurück.

Bildplakate überprüft. Neue Schriftplakate und Flugblätter entworfen. Dazwischen einen Aufsatz diktiert.

Hiobspost: „Angriff" wieder auf 8 Tage verboten wegen Verächtlichmachung der Republik. Ich schreibe einen scharfen Brief an Brüning. Gröner soll seine Ausfälle gegen mich im Reichstag zurücknehmen, weil sie auf einer Fälschung beruhen. Revoziert er nicht, dann werde ich die Flucht in die Öffentlichkeit antreten.

Beim Führer sind seine M i l i t ä r papiere aus Österreich angekommen. Ein drastischer Beweis gegen die frechen Verleumdungen Grzesinskis. Die ganze Partei zittert vor Wut über die fortdauernden Verbote. Wir müssen in einer großen Aktion an die Öffentlichkeit appellieren, sonst kommen wir dabei unter die Räder.

27. Februar 1932.

Der Führer spricht im Sportpalast und in den Tennishallen. Beide sind in einer noch nie dagewesenen Weise überfüllt. Die Berliner Nationalsozialisten bereiten ihm einen unbeschreiblichen Empfang. Er schleudert in einer phantastischen Rede dem System seine Kampfansage ins Gesicht. Der Sportpalast rast und tobt eine ganze Stunde in einer Art Besinnungslosigkeit. Der Führer steht wieder auf der Höhe der Situation.

Um Mitternacht noch Schlußansprache in den Tennishallen. Dort ist es ebenso. Der Kampf ist eröffnet. Der Regierungsmarxismus arbeitet mit Verboten, wir mit Kraft und Fleiß. Das Schicksal wird gerecht sein und seine Entscheidung fällen. Uns braucht nicht bange zu sein.

Im Kaiserhof. Der Führer appelliert in einem offenen Brief an die Öffentlichkeit über die Prinzipien eines ritterlichen Kampfes.

Ich spreche mittags im Zirkus Busch.

28. Februar 1932.

Der offene Brief des Führers ist in der Presse die große Sensation. Morgen fängt das Reiseprogramm an.

29. Februar 1932.

Die Propagandaabteilung arbeitet schon auf Hochdruck. Die schriftlichen Vorarbeiten sind getroffen. Nun setzt die Technik des Wahlkampfes ein. Welch eine umfassende Vorbereitung gehört dazu, um diesen Riesenversand zu organisieren!

Mittags beim Führer Vortrag gehalten. Ich erläutere im einzelnen unsere getroffenen Propagandamaßnahmen. Der Wahlkrieg wird in der Hauptsache mit Plakaten und Reden geführt. Wir haben keine großen Geldmittel, aber da die Partei mit freiwilligen Kräften arbeitet, läßt sich auch mit wenigem schon viel machen.

In einer Auflage von 50 000 Stück wird eine Grammophonplatte hergestellt. Diese ist so klein, daß sie in einem einfachen Briefumschlag verschickt werden kann. Die Anhänger des Systems werden sich wundern, wenn sie dieses kleine Plattenstück auf den Grammophonapparat legen.

In Berlin ist alles auf Draht.

10 Minuten für den Tonfilm gesprochen. Er soll auf den bekannten Plätzen der Großstädte abends vorgeführt werden.

Danach im Nationalen Club scharf gegen die sogenannte Harzburger Front geredet.

Die Bürger machen einen unüberlegten Vorstoß gegen mich. Aber ich beiße mich durch. Am Ende gehört die Situation doch uns.

Mit der Reaktion ist nichts anzufangen.

Wir kommen dahinter, daß die KPD. sich in unsere Telephonleitungen eingeschaltet hat. Ein übereifriger Spion unterbricht ein Telephongespräch mit dem Ruf „Rot-Front". Wir lassen die Leitungen überprüfen. Natürlich wird nichts gefunden.

Mein Appell an Brüning ist wirkungslos verhallt. Ich gehe also öffentlich gegen Gröner vor, und zwar lasse ich das amtliche Reichstagsprotokoll photographieren und das Original in der uns zur Verfügung stehenden Presse publizieren.

Auf dem Gebiete der Propaganda sind unsere Parteigenossen unbestrittene Meister. 500 000 Plakate sind schon ins Land hinausgegangen. Die Organisation des Wahlkampfes klappt fabelhaft.

Die Welle steigt auf.

1. März 1932.

Im Auto nach Magdeburg.

Gespräch mit Berlin. Ein Abgesandter war bei Gröner.

In Sachen „Angriff"-Verbot noch keine Entscheidung.

Abends in drei überfüllten Sälen geredet. Gute Stimmung.

Eine Gefahr: unsere Chancen werden in der eigenen Partei sehr überschätzt. Wir müssen uns davor hüten, daß am Ende ein Mißerfolg nicht zu einer großen Depression führt.

2. März 1932.

„Angriff"-Verbot wird nicht aufgehoben.

Ich attackiere Gröner wegen seines Angriffs im Reichstag. Diese Attacke wird in Millionen Flugblättern ins Land gehen.

Mit einigen Autopannen kommen wir nach Essen. Auch dort ist man in bester Stimmung. Ich rede vor 15 000. Abends mit den alten Parteikameraden zusammengesessen.

Ich mache einen scharfen Angriff gegen Hugenberg.

Ausführliche Telephonate mit Berlin. Die Lawine ist im Rollen. Unser Wahlkampf leidet unter einer maßlosen Unterdrückung. Grzesinski hat die Plakatzensur für ganz Preußen übernommen. Er wurde von General Gröner ernannt. Kommentar überflüssig. Unsere Abteilung Berlin arbeitet fabelhaft.

3. März 1932.

Köln. Vor 20 000 geredet. Die Bewegung ist so gestimmt, daß man am 13. März nur eine Enttäuschung befürchten kann. Ich glaube, man nimmt den Gegner nicht ernst genug. Aber Siegesbewußtsein ist auch etwas Gutes.

Unsere Redner-Tourneen sind wahre Triumphzüge.

Die Sache steht gut. Wir müssen nur mit Verbissenheit weiterarbeiten.

4. März 1932.

Der Tonfilm ist wunderbar gelungen. Man sieht sich zum erstenmal lebend im Bild und kommt sich ganz fremd vor.

Telephonat mit Berlin. Gröner hat einen diplomatischen Rückzug angetreten. Natürlich in verklausulierter Form. Trotzdem, die Scharte ist ausgewetzt. Triumphale Massendemonstrationen im ganzen Lande.

Der Führer spricht in Breslau vor 60 000.

Mit diesem Propagandaapparat kann man wirklich Schlachten schlagen.

Abends in Düsseldorf. Die Tonhalle seit 6 Uhr ausverkauft.

Im D-Zug nach Berlin zurück. Unterwegs Haufen von Arbeit erledigt. Man frißt sich durch ganze Aktenberge hindurch. In Hannover werden neue an den Zug gebracht. Bis Berlin bin ich fertig.

5. März 1932.

Verbote über Verbote. Die Gegenseite bricht damit die Spitze unseres Kampfes ab. Die besten Plakate und Flugblätter sind für die Katze. Damit hoffen die Roten, unseren Sieg zu unterbinden. Dabei schreibt Gröner einen anmaßenden Antwortbrief an den Führer.

Wir rüsten zur letzten Woche. In der Presse stinkt es vor Lügen.

Spätabends noch in Marienfelde und Lichtenrade gesprochen. Wie immer alle Säle überfüllt. Um Mitternacht in einem SA.-Lokal. Unsere SA.-Männer sind noch immer die besten.

In einer bürgerlich-nationalen Versammlung wird der Führer als „Römling" angegriffen. Die Harzburger Front spukt wieder herum. Wir müssen dagegen angehen.

Bis 5 Uhr nachts am Schreibtisch gesessen. Bei der Arbeit beinahe in Schlaf gefallen.

6. März 1932.

Wir erobern jetzt auch die Kinotheater für unsere Propaganda. Zwar machen die Besitzer alle Schwierigkeiten, aber das Publikum will es so.

Unsere Wahlkasse hat sich wieder etwas erholt. Für die letzte Woche sind wir nun gesichert.

Im Norden Berlins wurde ein SA.-Mann erschossen; dazu gab es 2 Schwerverletzte.

Die Presse macht in infamer Heuchelei.

Die Schätzungen für uns gehen ins Phantastische. Vor allem bei den Parteigenossen. Ich sehe darin eine Gefahr. Wir dürfen nicht übermütig werden und den Gegner nicht unterschätzen.

Nachmittags in Spandau geredet. Dann zu Hause scharfe Antwort an Gröner diktiert. Flugblatt gegen die Zersplitterung der nationalen Front.

Duesterberg hat gar keine Chancen.

In dieser Woche noch werden wir für RM. 200 000.— Propagandamaterial hinauspfeffern.

Brünings Rede im Reichstag wird durch Rundfunk verbreitet. Das ist keine Propaganda für ihn. Sie wagen es natürlich nicht, unsere Antwort auch durch den Rundfunk zu geben.

Peinliche Panne in unserem Wahlkampf. Dummes Flugblatt. Die unteren Instanzen rennen zu leicht vor.

Der persönliche Verleumdungskampf ist auf seinem Höhepunkt angekommen. Jetzt handelt es sich darum, daß wir zueinander stehen. Wir müssen uns auch da durchbeißen. Fast alles ist so erlogen, daß man es in Bausch und Bogen als Verleumdung zurückweisen kann.

Jetzt darf keiner nervös werden.

Dr. Dietrich hat die Presse in einer einheitlichen Organisation zusammengefaßt. Es ist jetzt die Garantie gegeben, daß Presse und Propaganda absolut Hand in Hand arbeiten.

7. März 1932.

Jetzt tobt der Plakatkrieg. Wir haben zwar nicht so viel Geld wie die anderen; dafür aber sind unsere Ideen besser. Jammerschade, daß unsere Geldmittel einen Kampf in ganz großem Stile nicht erlauben. Aber was uns an Finanzen fehlt, das müssen wir durch Einfälle zu ersetzen versuchen.

Abends dreimal geredet: Märchenbrunnen, Pankow und Wedding. Wie immer alles überfüllt.

8. März 1932.

Zwei Aufsätze und eine Masse Flugblätter diktiert. Der Plakatkrieg steht auf seinem Höhepunkt. Wir halten bis jetzt die Spitze.

Interview mit „Popolo d'Italia". Ich erläutere den Aufbau unseres ganzen Propagandaapparates. Der Vertreter dieser maßgebenden italienischen Zeitung ist geradezu verblüfft. „Die modernste und großzügigste Propaganda in Europa."

Die KPD. hat im Lustgarten demonstriert; mit kolossalem Schwung und Anhang.

Heute sind wir daran.

Rede im Zirkus Busch und in den Tennishallen.

In der Nacht mit dem Führer telephoniert, der in Stuttgart weilt. Er eilt von Triumph zu Triumph.

Alle sind vom Übermaß der Versammlungen erschöpft. Das Publikum ahnt gar nicht, wieviel Arbeitslast auf jedem Redner ruht.

9. März 1932.

Lustgarten. Trotz Schnee und Frost ein phantastisches Bild. 80 000 Menschen stehen hier versammelt. Unbeschreibliche Begeisterung. Wir haben alle anderen aus dem Felde geschlagen. Die Menge schwört mit erhobenen Händen, nicht vom großen Ziel zu lassen. Welch ein fabelhafter Überblick über diese Riesenmasse! Hier verschwindet der einzelne in dem großen Gewimmel der vielen Zehntausende. Wir haben zum erstenmal diesen historischen Versammlungsplatz erobert, und zwar in einer überwältigenden Weise.

Die jüdische Presse lügt das Blaue vom Himmel herunter. Sie bringt gefälschte Photographien, um ihrer Leserschaft darzutun, daß sie uns nicht zu fürchten braucht. Uns kann das nur recht sein. Je leichter sie uns einschätzen, desto unvorsichtiger werden sie, und je mehr sie uns in Ruhe lassen, um so sicherer steigen wir empor. Die jüdische Presse hetzt nun mangels sachlicher Argumente gegen uns nur in persönlichen Verleumdungen. Das ist am schwersten zu ertragen. Aber auf die Dauer bekommt man auch dagegen eine dicke Haut.

Abends spät noch im Sportpalast.

Abrechnung mit der ganzen Gegnerschaft. Das rauscht nur so.

11. März 1932.

Letzte Propagandakonferenz. Nun ist alles in bester Ordnung. Der Wahlkampf steht auf seinem Höhepunkt.

Haussuchung auf der Geschäftsstelle. Es wimmelt von Polizei.

Ausgerechnet jetzt beginnt Herr Severing ein Hochverratsverfahren. Wahlbluff! Man will uns mit Gewalt illegal machen, was wir gar nicht sind. Aber alles das bereitet viel Mühe und Sorge.

Ein paar amerikanische Reporter und Diplomaten pressen mich aus wie eine Zitrone.

Ich spreche telephonisch mit dem Führer, der in Godesberg ist. Er schätzt die Situation wie immer ganz richtig ein. Er hatte fabelhafte Erfolge im Rheinland.

Ich will von Tempelhof nach Hamburg fliegen. Startverbot! Schikane der Polizei. Stunden gewartet, dann abends noch mit dem Zuge weg.

Ich rede vom Zuge aus telephonisch mit der Versammlung. 14 000 Menschen warten bei Sagebiel bis Mitternacht. Ich werde mit großem Jubel empfangen und rede bis nachts 2 Uhr.

Bis zum Morgen mit den Parteigenossen diskutiert. Tolle Phantasien über die Putschabsichten der Eisernen Front. Alles so erregt, daß die Gefahr nervöser Überspannung sehr naheliegt. Dazu kommt, daß der Gegner uns durch Provokation aus der Ruhe bringen will.

1 Stunde Schlaf. Dann in den Zug nach Nürnberg.

Ich fordere Brüning auf, öffentlich mit mir zu diskutieren. Aber er drückt sich.

Von Nürnberg aus spreche ich telephonisch mit Berlin. Gröner erklärt, er wolle nicht auf mein Niveau heruntersteigen. Auch eine Antwort auf peinliche Fragen!

Brüning lehnt eine öffentliche Diskussion ab. Ich höre ihn in Nürnberg über den Rundfunk sprechen. Seine Rede aus dem Sportpalast wird übertragen. Sie ist sehr schwach; Ansprache eines Parteifunktionärs. Ich gebe ihm gleich in der Versammlung eine scharfe Antwort darauf.

In Nürnberg alles in bester Ordnung. Abschied von Streicher. Todmüde in den Nachtzug.

Berlin. Mit SA.- und SS.-Führern Verhaltungsmaßregeln für die nächsten Tage durchbesprochen. Überall herrscht eine tolle Unruhe. Das Wort Putsch geistert um. Ich glaube nicht daran. Wenn wir einmal die Macht haben, dann sollen wir weniger daran denken, wie wir aus Berlin herauskommen, als daran, daß die anderen nicht herauskommen.

Die Wohnungen der bekannten Parteigenossen werden durch SA.

und SS. für die nächste Zeit gesichert. Alles, was menschenmöglich, ist vorbereitet.

Man munkelt davon, daß über uns Schutzhaft verhängt werden soll.

Der Führer ruft von Hannover an. Er ist am Entscheidungstage in München, ich in Berlin.

Der erste Wahlkampf ist praktisch zu Ende. Jetzt müssen noch die tollsten Wahllügen abgewehrt werden. So zum Beispiel ein Aufruf des Führers, daß er von der Kandidatur zurücktrete. Diese Lüge wird vor allem in den Ostprovinzen verbreitet.

Das hilft doch nichts. Je unfairer der Regierungsmarxismus gegen uns vorgeht, um so mehr schadet er sich selbst.

Unsere Presse hat sich brav geschlagen. Sie ist alles Lobes würdig.

12. März 1932.

Ich sitze allein zu Hause und arbeite den zweiten Wahlgang aus.

Man muß auf alles gefaßt sein. Vor der Türe sind schon die Wachen in Zivil aufgestellt.

Heute abend letzte Abrechnung mit Brüning im Sportpalast.

Hauptmann Göring spricht in bester Form. Er bereitet dem System eine Abrechnung wie nie zuvor. Ein grandioser Abschluß des Berliner Wahlkampfes.

Ergebnisse von den aus Hamburg und Bremen abgefahrenen Dampfern werden verbreitet. Aber darauf kann man nicht viel geben.

Duesterberg ist eine quantité négligeable.

Unsere Presse bringt einen letzten Appell zur Wahl. Jetzt also mag die Entscheidung fallen.

13. März 1932.

Der entscheidende Tag ist gekommen. Es mag nun ausgehen, wie es will. Wir haben unsere Pflicht getan.

Mittags erhalte ich auf dem Büro vertrauliche Mitteilung von einem von Provokateuren auf Brüning geplanten Attentat. Ich fahre gleich in die Reichskanzlei und mache Staatssekretär Pünder

darauf aufmerksam. Auf jeden Fall will ich die Partei sichern. Man weiß nicht, was kommt.

Überall herrscht Siegesstimmung. Ich bin etwas skeptisch.

Abends zu Hause große Gesellschaft. Alles, was Beine hat, ist da. Wir hören am Rundfunk die Wahlergebnisse. Langsam tropfen die Meldungen ein. Es steht sehr faul. Gegen 10 Uhr kann man einen Überblick gewinnen. Wir sind geschlagen; furchtbare Aussichten. Wir haben uns nicht so sehr getäuscht in der Einschätzung unserer Stimmen als in der Einschätzung der Chancen für die Gegenseite. Es fehlen ihr nur 100 000 Stimmen an der absoluten Mehrheit. KPD. hat vollkommen versagt. Wir haben seit September 1930 86 Prozent zugenommen; aber was hilft das alles! Unsere Parteigenossenschaft ist auf das tiefste deprimiert und mutlos. Wir können uns jetzt nur durch einen kühnen Wurf retten.

Ich telephoniere in der Nacht mit dem Führer. Er hat absolut die Fassung behalten und steht über der Situation. Ich habe auch niemals etwas anderes von ihm erwartet. Wir hatten unser Ziel zu hoch gesteckt; aber trotzdem war es kein Fehler, daß wir in diesen Wahlgang gingen. Verlorene Schlachten schaden nicht soviel wie Schlachten, denen man ausweicht. Wenn wir jetzt trotzig wieder an die Arbeit gehen, dann können wir die Scharte auswetzen.

Der Führer ist auch sofort dazu entschlossen. Er zögert keinen Augenblick, den Kampf aufs neue aufzunehmen. Das gibt seiner ganzen Umgebung wieder Mut. Wenn der Führer nicht nachgibt, dann wird auch die Organisation nicht kapitulieren. In der Beherrschung von gefährlichen Situationen ist er souveräner Meister. Ich habe ihn niemals schwach gesehen.

Die Hetze in der Presse ist auf das tiefste persönliche Niveau herabgesunken. Man muß sich am Ende dazu entschließen, eine solche Kreatur einfach niederzuknallen.

Um 2 Uhr nachts ist der Traum von der Macht vorläufig ausgeträumt. Alle Anwesenden sind furchtbar deprimiert. Es gelingt mir nur mit Mühe, sie etwas wieder emporzureißen. Eine verlorene Schlacht entscheidet nicht über den Ausgang des Feldzuges.

14. März 1932.

2 Stunden Schlaf. Nun bin ich wieder auf dem Damm. Nur die Arbeit kann über die Depression hinwegführen. Wir müssen gleich wieder ins Geschirr gehen.

Im Flugzeug nach München. Ich nehme gleich ein paar maßgebende Männer aus der Propagandaabteilung mit.

Ein schauderhafter Flug durch ewige Böen mit schweren Stürmen. Erst ab Nürnberg klart das Wetter etwas auf.

Ganz München liegt noch im Schnee. Ich fahre gleich zum Führer. Straßer ist da. Dann kommen noch einige Herren von der Reichsleitung.

Mit Ausnahme von Straßer sind wir uns alle in der Beurteilung der Lage einig. Es muß weitergekämpft werden.

Hugenberg und die unter ihm vereinigte reaktionäre Front machen bereits schlapp. Und das ist gut so. Unsere Niederlage kann ein großer moralischer Erfolg werden, wenn wir nicht nachgeben.

Am 10. April soll der zweite Wahlgang stattfinden. Der Regierungsmarxismus hat die Wahlen für Preußen, Anhalt, Württemberg und Bayern auf den 24. April angesetzt. Er glaubt, daß wir in der momentanen Depression die Nerven verlieren und das Feld freiwillig aufgeben. Er wird auf das bitterste enttäuscht werden.

Also los! Gleich an die Arbeit! Wir werden diesmal mit Flugzeugen und Textplakaten propagieren und einen systematischen Feldzug gegen die Lügen des Gegners eröffnen.

Der Führer ist aufrecht und ungebrochen. Er kommt mir vor wie ein Feldherr, der nach einer verlorenen Schlacht seine auseinanderfallenden Truppen wieder sammelt.

Wir arbeiten bis in die Nacht hinein. Alle sind sehr kampfesmutig. Die Depression, die die Parteigenossenschaft erfaßt hat, ist Gott sei Dank nicht auf die Führung übergeschlagen. Sie ist intakt und läßt sich durch nichts in der Verfolgung des geraden Kurses beirren. Der Gegner kennt uns schlecht. Wir stürzen ihn auf alle Fälle.

Es ist fast Morgen, als ich ins Hotel komme. Gleich wird weitergearbeitet. Nicht einen Augenblick kommen wir zur Ruhe.

Wir müssen den zweiten Wahlgang mit ganz neuen Methoden führen. Dann haben wir die Möglichkeit, uns wieder herauszupauken.

15. März 1932.

Ich fahre mit dem Führer und Frick ganz früh nach Weimar. Unterwegs besprechen wir mit Zeichnern und Plakatmalern eine Reihe von Entwürfen, die im zweiten Wahlgang zur Anwendung kommen sollen. Eine gute Idee: „Ein Mann gegen Parteikadaver und Interessentenhaufen!"

Unterwegs wird auf den fahrenden D-Zug eine Reihe von Revolverschüssen abgegeben. Es geschieht nichts weiter dabei.

Es darf jetzt gar keine Rede von Koalitionsbereitschaft sein. Man sucht keinen Frieden nach einer Niederlage, sondern nur nach einem Sieg! Wenn wir Bürger wären, würden wir jetzt kapitulieren. Aber der Führer bleibt eisern und fest.

In Weimar großer Trubel. Ein parlamentarischer Untersuchungsausschuß kläglichsten Formats sitzt über die Hildburghausener Affäre zu Gericht. Das ist doch wirklich Fabrikware, die in diesen Schwatzbuden herumhockt. Der Führer wird von den roten Abgeordneten auf das maßloseste provoziert und schleudert ihnen dann in einem Wutanfall seine Abrechnung ins Gesicht hinein, daß es nur so eine Art hat. Das ist auf das tiefste wohltuend.

Die marxistische Kreatur glaubt, daß wir endgültig geschlagen seien, und möchte nun an uns ihr Mütchen kühlen. Der Löwe liegt gefesselt. Nun spuckt die feige Seele auf ihn.

Ich telephoniere mit Darré. Der Reichslandbund hat sich für uns entschieden. Der Führer kandidiert selbstverständlich auch im zweiten Wahlgang. Wir werden mit einer Verwegenheit ohnegleichen kämpfen.

In Weimar selbst herrscht eine tolle Begeisterung. Die Partei hat die erste momentane Depression schon zum Teil überwunden.

Kampf! Angriff! Fanfaren!

Abends reden wir alle in der Neuen Stadthalle. Ich attackiere mit beißendem Witz. Der Führer spricht in einer einzigen Symphonie des Offensivgeistes. Die Partei wird sich wieder aufrichten.

16. März 1932.

In der Nacht nach Jena zurück. Wir fahren alle zusammen wieder nach München. Dort wird bis zum Sonnabend der zweite Wahlgang im einzelnen festgelegt. Dann treten die Gauleiter zusammen. Am Sonntag geht es wieder in Front.

Von Berlin kommen die ersten Judenblätter. Ich habe sie am vergangenen Montag gar nicht lesen mögen. Ich war froh, daß ich gleich nach München abreisen konnte. Man schämte sich fast, durch die Straßen zu fahren.

Heute triumphieren die Gazetten. Das ist nur gut so. Um so schärfer werden sie uns reizen, und um so fester werden wir ins Geschirr gehen. Sie jubeln zu früh!

Die Richtlinien der neuen Propaganda werden nach allen Seiten hin wohl überlegt. Wir haben im ersten Wahlkampf viel gelernt. Wir wollen auch begangene Fehler wieder gutmachen. Wir sind nicht schwerfällig genug, um in den Methoden zu erstarren.

In Berlin läßt Severing wegen Hochverratsverdachts verhaften. Das ist außerordentlich begrüßenswert. Das reißt die Organisation am ehesten wieder aus der depressiven Stimmung heraus. Die Roten nutzen die Gelegenheit aus; aber wer zuletzt lacht, lacht immer doch noch am besten.

Ein schamloser Lügenfeldzug wird bis ins kleinste Detail eröffnet. Aus meiner Warnung bei Pünder in der Reichskanzlei am vergangenen Sonntag macht die Journaille einen diplomatischen Rückzug. Sie stellt die Wahrheit direkt auf den Kopf. Ich war mittags in der Reichskanzlei. Sie behauptet, ich sei in der Nacht nach Bekanntgabe des Wahlergebnisses dagewesen. Die Tendenz geht dahin, zu unterstellen, ich hätte die Partei bei der Regierung verraten wollen.

Man bekommt ordentlich Brechreiz, wenn man sich durch diese Verleumdungsflut hindurchwinden muß. Der Staatssekretär Pünder entschuldigt sich zwar schriftlich bei mir, trifft aber keine Anstalten, diese Entschuldigung der Öffentlichkeit zu übergeben. Das heißt also, persönlich will man Gentleman sein, der Öffentlichkeit aber gegenüber gibt man den politischen Gegner der Verleumdungskanonade der Journaille preis.

Ich telephoniere mit Berlin: es geht wieder alles in Ordnung. Überall wird fieberhaft gearbeitet.

Ich bin schon dabei, die neuen Flugblätter zu entwerfen. Alle Propagandamöglichkeiten werden auf das feinste abgewogen und durchgesprochen. Viele neue Vorschläge stehen zur Debatte. Es ist sehr schwer, sie methodisch auf einen Nenner zu bringen. Der Führer ist, wie immer, fleißig bei der Arbeit.

Abends fahren wir nach Tegernsee hinaus, um fernab vom Trubel der Stadt weitere Dispositionen zu treffen.

Alles mögliche wird durchgesprochen. Schließlich landen wir bei § 218. Der Führer vertritt hier denselben harten Standpunkt wie jeder anständige Mensch. Man darf so etwas nicht aufkommen lassen. Sonst wird alles Volksseuche.

17. März 1932.

Einmal ausgeschlafen. Man fühlt sich wie neugeboren. Gäste sind angekommen. Eine Kommission aus München, die den Führer bestimmen will, im zweiten Wahlgang zurückzutreten.

Die Reaktion hat Parole gegen uns ausgegeben. Das ist wieder gut. Wir sind auch beim zweiten Wahlgang allein auf uns gestellt. Dann kämpft man immer am besten.

Ehe der Führer einzugreifen braucht, rede ich auf das schärfste gegen ein feiges Zurückweichen. Das kann gar nicht in Frage kommen, daß wir die zweite Schlacht, die uns angeboten wird, abweisen.

Der Führer lehnt das auch rundweg ab. Es wird weitergekämpft. So oder so. Selbst unter den ungünstigsten Bedingungen darf man einer Auseinandersetzung, die notwendig geworden ist, nicht ausweichen.

Hiobspost aus Berlin: Severing hat überall Haussuchungen anstellen lassen. Er will anscheinend die SA. verbieten. Der Führer gibt eine sehr scharfe Erklärung dagegen ab. Die Partei ist in Alarmzustand. Jetzt geht es um eine Nervenprobe ohnegleichen.

Brüning hat bis zum 3. April Osterfrieden erklärt. Man will uns also geräuschlos, aber um so brutaler den Atem abdrücken. Um so weniger darf für uns ein Nachgeben in Frage kommen!

Wir arbeiten fieberhaft. Erklärungen, Flugblätter, Plakate werden in einem rasenden Tempo entworfen. Es hagelt nur so von schriftlichen Arbeiten. In jedem Zimmer dieses Hauses klappert eine

Schreibmaschine. Das Telephon ist heiß von Ferngesprächen. Ein toller Trubel!

Wir schreiben und schreiben. Abends mache ich dem Führer meine Vorschläge über eine Versammlungstournee ganz großen Stils. Nur mit grandiosen Mitteln können wir die Massen wieder aufrütteln. Fassen wir wirklich kühne Entschlüsse, dann wird das Volk dafür Verständnis haben und uns seine Sympathie nicht versagen.

Die Kommission ist abgefahren. Der Führer hat jedem einzelnen wieder Korsettstangen eingezogen.

Wir arbeiten beide bis in die Nacht weiter. Es kommen etwas günstigere Nachrichten aus Berlin.

Klagges will als Vertreter der braunschweigischen Landesregierung beim Reichsgericht gegen den Brüningschen Osterfrieden Einspruch erheben. Das ist auch so eine typisch bürgerliche Erfindung. Man führt Krieg, aber das Schießen wird auf 3 Wochen verboten! Draußen taut Schnee und Eis. Das Wasser tropft in den Dachrinnen herunter. Es ist März; der Frühling kommt.

18. März 1932.

Straßer ist da; er läßt, wie immer, den Kopf hängen.

Flugblätter geschrieben. Versammlungsfeldzug durchgesprochen. Das wird jetzt unser Hauptschlager.

Der Führer läuft über von ewig neuen Gedanken, Anregungen und Ideen. Es wird unsere Aufgabe sein, sie im einzelnen auszuführen.

Die Nachrichten kommen kunterbunt aus allen Teilen des Reiches. Teils geben sie ein gutes Gesamtbild, teils widersprechen sie einander. Man muß nur ruhige Nerven bewahren!

Eine entscheidende Neuerung: der Führer wird seinen nächsten Wahlkampf mit dem Flugzeug bestreiten und täglich drei- bis viermal, nach Möglichkeit auf öffentlichen Plätzen oder in Sportarenen, sprechen. Dann kann er trotz der Kürze der noch zur Verfügung stehenden Zeit etwa 1½ Millionen Menschen erfassen.

Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn es uns nicht gelingen sollte, unsere Wählerzahl mindestens zu halten, wenn möglich um die Stimmen der Reaktion zu vermehren.

19. März 1932.

Gauleiter-Tagung in München. Straßer redet. Aber aus seinen Worten kommt kein Feuer und kein Anreiz. Die ganze Tagung ist überschattet von einer tiefen Depression.

Ich entwickle frei und ohne Hemmung den mit dem Führer festgelegten Propagandaplan für den zweiten Wahlgang. Er wird von jedem mit innerer Begeisterung akzeptiert.

Nachmittags redet der Führer. Klar, hinreißend und ohne jede Kompromißmöglichkeit. Das, was er sagt, ist ein einziges Ohrfeigenbombardement für die Defaitisten.

Abends große Beratung mit den Herren von der Propagandaleitung. Wir haben im ersten Wahlgang zweifellos viele Fehler gemacht. Wir müssen den Mut haben, daraus zu lernen. Die Herren wollen zwar nicht recht heran. Keiner will Versäumtes zugeben, aber es hilft ihnen nichts, ob sie wollen oder nicht, ich nehme sie an die Kandare; sie müssen.

Der Führer hatte Unterredungen mit Vertretern der Deutschen Volkspartei. Aber da ist ja nichts zu machen. Sie komplimentieren sich durch alle Gefahren hindurch. Hoffnungsloser Fall!

Ich spreche nun mit dem Führer den ganzen, im Entwurf fertigen Wahlkampf bis ins Detail durch. Er billigt ihn vollkommen. Wir können nun also mit voller Wucht an die Arbeit gehen.

Spät in der Nacht noch fahren wir nach Tegernsee.

20. März 1932.

Herrlicher Tag in St. Quirin. Die Sonne scheint, und es ist wahrer Frühling.

Ich spreche mit dem Führer und Amann eine große Presseaktion durch.

Abends nach München zurück. Alle zusammen im Schlafwagen nach Berlin. Bis in die tiefe Nacht wird gearbeitet.

In Berlin warten auf mich Berge von Post und Zeitungen.

Die Arbeit ist das beste Hilfsmittel gegen aufkommende Zweifel.

21. März 1932.

Die nationalsozialistische Presse ist im Kaiserhof versammelt. Der Führer spricht. Die neue Aktion wird dargelegt.

Auf dem Gau halte ich eine große Amtswalter- und Pressekonferenz ab. Ich berate mich mit den Leuten 3 Stunden lang, und dann werden feste Entschlüsse gefaßt. Jetzt sind wir wieder aus dem Gröbsten heraus.

Abends Sprechstunde. Man hört jetzt nur Unangenehmes und Deprimierendes.

Ich lege den Bezirksführern die ganze Lage dar. Die alten Parteigenossen sind die besten und zuverlässigsten.

Sie begeben sich gleich wieder an die Arbeit.

Ich jage schnell noch einen Aufsatz in die Maschine.

Nun kommt das Lachen wieder unter uns auf. Wir machen einen Abend Musik, und dann ist alles wieder gut.

22. März 1932.

Die große Redereise des Führers ist bis ins kleinste organisiert. Ich mache mit ihm im Kaiserhof alles perfekt. Ein großer Plan wird entworfen. Er muß nach allem menschlichen Ermessen einschlagen.

Mit Dr. Dietrich die Presseaktion festgelegt. Sie macht uns zwar noch manches Kopfzerbrechen, aber mit etwas Geduld und Zähigkeit wird das auch gelingen.

Abends sind alle Amtswalter des Gaues versammelt. Ich rede zu ihnen. Zuerst ist die Stimmung etwas reserviert. Dann aber gelingt es mir, alles wieder hochzureißen und aufzuputschen. Am Schluß herrscht Kampfbegeisterung ohnegleichen.

Die Arbeit hat wieder angefangen. Nun macht sie erst rechten Spaß, da wir nur unter Anspannung aller Energien wenigstens einen Achtungserfolg herausbekommen können.

Der Führer fährt zurück nach München.

23. März 1932.

Der „Angriff“ ist wieder auf eine Woche verboten worden. Unsere anderen Zeitungen wurden schon in den letzten Tagen verboten. Damit ist die ganze nationalsozialistische Presse lahmgelegt.

Dazu Osterfriede und keine Möglichkeit zu reden: wir sind also vollkommen zum Schweigen verurteilt.

Um so besser können wir uns der Organisation der Schlußwoche widmen.

Drei Aufsätze für die letzten Wahltage diktiert. Bildplakate begutachtet, Flugblätter korrigiert. Bei allem Schliff und Schwung angebracht.

Schallplatten werden besprochen! Tonfilme gekurbelt.

Die Arbeit hält frisch und gesund.

27. März 1932.

Es ist Ostersonntag. Wir sitzen hoch über Berchtesgaden auf dem Obersalzberg. Hier liegt noch alles in tiefem Schnee; aber die Sonne scheint, und es ist glühend heiß.

Ich habe in Berlin die Propagandaaktion zu Ende geführt. Es ist nun alles fertig für die zweite Schlacht. Dann Abfahrt nach München.

Wir haben in der Propagandaabteilung in München eine ganze Reihe von Hilfskräften eingestellt. Die Partei ist emsig an der Arbeit. Wir haben das Stadium der Krise bereits überwunden.

Bei Professor Troost im Atelier. Er hat den Neubau unseres kommenden Parteihauses entworfen. Es ist von einer klassischen Linienklarheit. Darüber stehen die Ideen des Führers.

Mit großer Autokolonne ins Gebirge gefahren. Berchtesgaden liegt ganz einsam und verträumt. Im Schlitten auf den Obersalzberg herauf. Über uns steht eine sternenklare Nacht.

Oben im Hause des Führers finden wir einen wunderbaren Empfang. Wir sind ganz ausgehungert und fallen über ein frugales Abendessen her. Dann schlafen, schlafen, schlafen!

Das herrliche Land liegt morgens tief im Schnee. Die Berge stehen kristallklar über der schweigenden, kleinen Stadt. Fern leuchtet Salzburg.

Aus Berlin kommt die Nachricht, daß Severing einen Rückzug angetreten hat. Brief Gröners an ihn. Die Botschaften werden von Tag zu Tag besser.

Gestern Aufrufe für die Presse diktiert.

Heute ist Ostersonntag, und da rühren wir keine Arbeit an. Einen Tag absolute Feiertagsruhe. Um so besser wird man dann morgen schaffen können.

Lange mit dem Führer beraten. Die Politik verfolgt uns wie unser Schatten. Wir stellen eine neue illustrierte Zeitschrift für die Wahl zusammen. Sie wird hinhauen.

Abends sitzen wir in großer Gesellschaft unten im Bauernzimmer um den runden Tisch versammelt. Es wird Musik gemacht und diskutiert.

Es ist dann wunderbar, mit dem Führer allein zu sitzen und über die Zukunft zu sprechen.

Die Juden hetzen hinter uns her in der schamlosesten Weise; aber wir lassen uns nicht aus der Ruhe bringen.

28. März 1932.

Pläne geschmiedet. Pistolenschießen geübt. Der Führer ist ein absolut sicherer Schütze.

Hier oben auf dem Berge kann man wundervoll arbeiten. Man ist dem Lärm der Stadt so weit. Alle Nervosität und momentane Schwäche fällt ab. Jetzt verstehe ich erst, warum der Führer so gern in den Bergen ist. Hier kann er große Entschlüsse fassen, ohne von dem wilden Tempo der Großstadt irgendwie beirrt zu werden.

Der Führer schreibt für die Wahl ein umfassendes Manifest an das deutsche Volk.

Großes Paket fertiger Arbeit nach Berlin zurückgeschickt.

Draußen liegt grauer Nebel. Man kann kaum 10 Meter weit sehen.

29. März 1932.

Den ganzen Nachmittag haben wir diktiert. Der Führer schreibt sein Manifest. Ich entwerfe sieben Standard-Schriftplakate für die letzte Woche.

Die Kandidaten für den Preußischen Landtag werden zusammengestellt.

Abends erzählt der Führer vom November 1923. Da stürzte die Partei viel tiefer als dieses Mal. Es hört sich alles an wie ein spannender geschichtlicher Roman. Trotzdem haben wir uns wieder emporgearbeitet. Es kommt immer darauf an, wie man eine Niederlage auf sich nimmt.

Der Führer entwickelt ganz neue Gedanken über unsere Stellung zur Frau. Die sind für den nächsten Wahlgang von eminenter Wichtigkeit; denn gerade auf diesem Gebiet sind wir bei der ersten Wahl hart angegriffen worden.

Die Frau ist Geschlechts- und Arbeitsgenossin des Mannes. Sie ist das immer gewesen und wird das immer bleiben. Auch bei den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen muß sie das sein. Ehedem auf dem Felde, heute auf dem Büro. Der Mann ist Organisator des Lebens, die Frau seine Hilfe und sein Ausführungsorgan.

Diese Auffassungen sind modern und heben uns turmhoch über alles deutsch-völkische Ressentiment.

Wir kommen erst nachts um 5 Uhr zu Bett.

30. März 1932.

Draußen liegen die Berge im klaren Sonnenglast. Alles atmet Frische und Erquickung.

Die herrlichen Tage der Erholung, die auf der Arbeit beruhten, sind vorbei.

Der Führer erhält die Nachricht, daß durch eine Zwischenkandidatur eine ganz neue Lage geschaffen werden könnte. Alles Für und Wider wird erwogen.

Im Auto von Berchtesgaden losgeprescht. Der Chiemsee liegt in wunderbarer Bläue.

Es wird Abend, bis wir in München ankommen. Wir fahren gleich zum Braunen Haus. Hier wird im Fluge noch ein Packen Arbeit erledigt. Mit einem Kurier eine wichtige Unterredung fertiggemacht.

Dann Abschied genommen von den schönen Tagen. In den Nachtzug nach Berlin.

31. März 1932.

Wieder in Berlin.

Große Propagandakonferenz. Unsere Direktiven sind bereits in die Tat umgesetzt.

Der Dichter Hans Grimm bekennt sich offen zum Führer. Sieben Universitätsprofessoren legen ein gleiches Bekenntnis ab.

Hugenberg veröffentlicht einen Artikel gegen uns. Es ist wirklich nichts mit ihm anzufangen.

Presseverbote über Presseverbote. Die Regierung macht unsere großgeplante Zeitungsaktion ganz unmöglich. Der Wahlterror treibt seine tollsten Blüten. Aber wir schlagen uns schon durch.

Gröner gibt ein endgültiges Verbot unserer Zeitungsaktion heraus. Das ist ein offener Verfassungsbruch. Es bleibt uns jetzt für die Wahl fast nichts mehr übrig.

Diese letzten Märztage liegen in ganz grauem Nebel. Das entspricht auch am ehesten unserer Stimmung.

Bald ist der Osterfriede zu Ende. Dann werden wir vorstoßen.

1. April 1932.

Die Kandidatenlisten für den Preußischen Landtag sind aufgestellt. Wir hatten damit einigen Ärger. Es ist sehr schwer, einen richtigen Mittelweg zu finden zwischen der Beteiligung der politischen Organisation und der SA. Aber mit einigem gutem Willen kommt man auch hier zu Rande.

Ich kann mir vorstellen, daß diese Frage in parlamentarischen Parteien manchmal an den Bestand der ganzen Organisation rührt.

Die Propagandaabteilung hat ihre letzten Richtlinien bekommen.

Die Judenpresse veröffentlicht eine gefälschte Kaiserhof-Rechnung des Führers. Es ist unmöglich, die republikanischen Gerichte zu veranlassen, unsere Ehre wirksam zu beschützen.

Die Reaktion greift uns an. Wir müssen bis zum 10. April kurz treten.

Ich erhalte vernichtendes Material über Severing privat. In einer Beratung mit dem Führer wird beschlossen, dieses Material

nicht an die Öffentlichkeit zu geben. Was sind wir Wilde doch für bessere Menschen!

Unsere Presse hat einige Fehler gemacht. Journalisten sind meistens sehr wenig zur Propaganda befähigt.

Das Demonstrationsverbot ist aufgehoben. Wir werden also in den Lustgarten marschieren.

Dagegen bleibt unsere Presseaktion weiterhin verboten. Das ist ein schwerer Schlag für uns.

Bei einer Haussuchung wurde peinliches Material über den Kurfürstendammprozeß gefunden. Das geht auf eine tolle Denunziation zurück. So kommt ein Ärger nach dem anderen. Aber man frißt sich mit einiger Geduld doch durch. Wenn man abends nach Hause geht, ist man ganz erschöpft vor Sorge und Arbeitsanspannung.

Wir geben nicht nach, komme, was kommen mag!

2. April 1932.

Wir mobilisieren die Gerichte in allen möglichen Angelegenheiten. Lange Beratungen mit dem Führer. Wir haben der Verleumdung mit der Kaiserhof-Rechnung die Spitze abgebrochen.

Jeder Tag bringt eine neue Schmutzbroschüre über irgendeinen maßgebenden Mann der NSDAP. Es wächst einem bald zum Halse heraus.

In Hannover wird Herrn Noske von einem anständigen Richter verboten, uns weiterhin zu verbieten, Zeitungen in erhöhter Auflage zu verbreiten. Das ist ein schwerer Schlag für das System.

Die Polizei macht 3 Stunden lang bei uns zu Hause Haussuchung. Wir benehmen uns frech und provozierend. Es ist ja schließlich egal, was dabei herauskommt.

Die SA. wird zum Teil ungeduldig. Man kann es gut verstehen, daß die wehrhaften Männer, in diesen zermürbenden Wahlkämpfen aufgerieben, die Nerven verlieren. Aber man muß alles tun, um das zu verhindern. Ein vorzeitiges Vorprellen oder etwa eine Aktion der Gewalt könnte mit einem Schlage unsere ganze Zukunft vernichten. Es würde sich niemand mehr freuen als Herr Severing und der Regierungsmarxismus.

4. April 1932.

Sonntag schon in aller Herrgottsfrühe abgefahren. Nach Frankfurt und Wiesbaden. In Wiesbaden dreimal gesprochen. Alle Säle sind überfüllt. Es ist uns gelungen, die Stimmung in der Partei wieder hochzureißen.

Im Auto nach Frankfurt zurück. Abends in der Festhalle.

Einige Telephongespräche in Berlin. Frage, ob wieder in der Nacht zurückfahren? Zum Schluß entscheidet der Führer selbst: ja!

3 Stunden Schlaf und dann nach Berlin.

Die Reichshauptstadt ist nicht mehr wiederzuerkennen. Die Plakatsäulen starren von unseren Anschlägen. Alles ist in Bewegung.

Der Führer hat am Sonntag in Sachsen vor 250 000 Menschen gesprochen. Er ist frisch und aktionsbereit.

Im Lustgarten marschieren 150 000 Menschen auf. Ich habe zuerst geredet. Dann kommt der Führer. Es herrscht eine unbeschreibliche Begeisterung. Er hält eine fabelhafte Rede.

Im 100-Kilometer-Tempo nach Potsdam. Dort redet er im Stadion vor 50 000. Der Geist von Potsdam wird wieder lebendig. Spät am Abend im Berliner Sportpalast. Dort sitzen wieder 18 000 Menschen aufeinander. Der Führer wird von rauschenden Ovationen empfangen.

Mitternachts noch in Friedrichshain. Dort sind die ganz kleinen Leute. Die sind nach der Rede des Führers ganz gerührt.

Grzesinski hat die SA.-Räume in der Hedemannstraße schließen lassen. Wie dumm die Marxisten sind! Alles, was sie in dieser Woche noch gegen uns unternehmen, das schlägt absolut für uns aus. Der Führer reißt die Fahne hoch!

5. April 1932.

Unsere Propaganda besteht jetzt hauptsächlich in der Abwehr der Lügen. Eine ekelhafte Arbeit, aber auch die muß getan werden. Der Plakatkrieg in Berlin wird von uns meisterhaft durchgeführt. Unsere Demonstrationen, vor allem der Redefeldzug des Führers mit Flugzeug, schlagen mächtig ein.

Ich rede abends in Weimar in der neuen Thüringischen Halle. Danach in Jena im Volkshaus. Alle Versammlungen sind bis zum letzten überfüllt. Unsere Befürchtungen betreffs Wahlmüdigkeit sind alle nicht eingetroffen.

Auf der Fahrt von Weimar nach Aachen. In der Presse lese ich, daß Severing sein Hochverratsmaterial veröffentlicht. Es ist sehr dürftig. Was bis jetzt da aufgezeichnet steht, bedeutet für uns keine Gefahr.

Der Führer hat sein Manifest herausgegeben. Es ist gedanklich und stilistisch ein politisches Meisterwerk.

Unser ganzes Leben ist jetzt eine Hetzjagd nach dem Erfolg und nach der Macht. Wir dürfen wohl hoffen, daß das Schicksal uns dazu seinen Segen geben wird.

6. April 1932.

In Aachen vor Zentrumsmannschaften gesprochen. Es geht besser, als ich erwartet hatte.

Große Sorgen bereitet uns immer noch die Geldfrage.

Die Presse lügt, daß die Balken sich biegen.

7. April 1932.

Der persönliche Verleumdungskrieg macht uns viel zu schaffen. Jede Stunde tauchen neue Unterstellungen und fälschliche Behauptungen auf.

Ein Schlag folgt auf den anderen in einem atemraubenden Tempo. Solchen Wahlkampf ein halbes Jahr lang, und man kann uns ins Irrenhaus stecken!

Die große Redereise des Führers verläuft programmgemäß.

Abends reden Dr. Frick und ich im Sportpalast. Das Berliner Publikum geht am willigsten bei schweren Gedankengängen mit. Es ist eine Lust, vor diesen Menschen zu reden!

8. April 1932.

Für Preußen müssen neue Schriftplakate diktiert werden. Die alten hat Grzesinski samt und sonders verboten.

Abends rede ich in Tiergartenhof und in Zehlendorf. Dann wird noch bis in die tiefe Nacht gearbeitet.

9. April 1932.

In einer großen Propagandakonferenz werden die letzten Möglichkeiten durchgesprochen und geklärt. Auch die Preußenwahlen werden gleich im einzelnen festgelegt. Wir haben prachtvolle Plakatentwürfe. Die Texte sind bereits fertig.

Über die ganze Bewegung ergeht eine einzige Schmutzflut von Lügen; man wird ganz wund daran. Tolle Alarmgerüchte gehen durch die Stadt. Das ist aber immer bei Wahlen so.

Wir sind alle todmüde und müssen trotzdem weiter ins Geschirr. Abends Sportpalast. Die Stimmung steht auf dem Höhepunkt. Danach in rasender Fahrt nach Stettin. Dort warten 12 000 Menschen. Ich komme erst gegen Mitternacht an und mache einen scharfen Angriff gegen Brüning. Um 2 Uhr nachts heim. Erst um 6 Uhr auf 2 Stunden ins Bett.

Auf Dr. Luther wird ein mißglücktes Attentat verübt. Natürlich behauptet die Judenpresse sofort, daß es Leute von uns seien. Es handelt sich dabei aber nur um eine Wahlmache gegen den Führer.

10. April 1932.

Der Tag läßt sich nicht gut an. Bis Mittag nur 25 Prozent Wahlbeteiligung. Unsere Chancen werden sehr billig eingeschätzt. Draußen Regen und Nebel. Der Führer ruft von Nürnberg an. Dort ist die Wahlbeteiligung besser. Der ganze Tag ist von einer fiebrigen Spannung erfüllt. Fahrt nach Berlin. Man sieht nur Hakenkreuzfahnen und rote Fetzen.

Trotz allem benutzen wir diesen freien Wahlsonntag zur Vorbereitung des Preußenkampfes.

Abends sickern die Resultate durch. Bald können wir mit Genugtuung feststellen, daß wir auf der ganzen Linie zugenommen haben. Es gelang uns bei weitem nicht, die Gegenseite aus dem Felde zu schlagen; aber wir haben fast die gesamten Stimmen der Reaktion auf unsere Seite gezogen.

Thälmann hat kläglich versagt. Seine Niederlage ist unser größter Sieg. In Berlin allein sind wir um 200 000 Stimmen gestiegen. Es kommen im einzelnen phantastische Ziffern heraus. Der Führer ist ganz glücklich. Seine Parole des Durchhaltens ist auf das glänzendste gerechtfertigt worden.

Severing hatte sich den Termin zur Preußenwahl sehr klug ausgedacht. Jetzt aber haben wir das beste Sprungbrett, das man sich denken kann!

In der Nacht noch fahre ich zum Büro. Dort ist alles in hellstem Jubel. Die „Angriff"-Redaktion, die Reichspropagandaleitung und die höheren Gauamtsleiter sind versammelt.

Wir ruhen keinen Augenblick und fassen gleich die Entschlüsse für die nächste Preußenaktion.

Ich schreibe noch bei grauendem Morgen einen Leitaufsatz und einen Aufruf an die Berliner Parteigenossen. Sie haben sich brav geschlagen. Jetzt muß Preußen fallen. Das ist die nächste Festung, die wir berennen!

Der zweite Wahlgang hat unsere Chancen unermeßlich gesteigert. Noch ist Polen nicht verloren.

Die Reaktion ist auf der ganzen Linie geschlagen. Alles verzeiht das Volk, nur nicht eine demütige Kapitulation.

11. April 1932.

Der Preußenkampf ist fertig. Es geht ohne Atempause weiter.

Die Presse wird informiert; der Kurs festgelegt. 14 Tage stehen uns zur Verfügung. Da wollen wir ein Meisterstück der Propaganda liefern.

Die Wahlleiter von Württemberg und Anhalt kommen, um ihre Richtlinien zu empfangen. In Anhalt haben wir die besten Aussichten. In Württemberg steht es vorläufig weniger gut. Dort sind die Machtverhältnisse ziemlich verwirrt. Aber auch in diesem Lande

müssen wir alles daransetzen, um einen Achtungserfolg wenigstens zu erzielen!

Die Bezirksführer sind versammelt. Alles ist in Bombenstimmung. Jeder bereit, ein Letztes herzugeben.

Sprechplatten werden besprochen, Tonfilme aufgenommen, Schrift- und Bildplakate entworfen.

Am Abend sind die Amtswalter in der Neuen Welt versammelt. Jetzt haben wir ein besseres Podium zum Reden als vor einem Monat. Die Partei versteht den Kurs wieder. Von den Amtswaltern allein wird an einem Abend für die Preußenspende eine Summe von RM. 4500.— geopfert. Ein einfacher Arbeiter kommt auf die Bühne und überreicht mir seinen Trauring. Es ist ein wunderbares Volk, für das wir kämpfen!

In solcher Stimmung fällt auch die Arbeit leicht. Zu Hause sitzt man sofort wieder am Schreibtisch. Wir schuften an einem Tage 18 und 20 Stunden lang ohne Unterbrechung.

Spät in der Nacht muß ich den Führer noch anrufen. Die Regierung plant ein SA.-Verbot für das ganze Reich. Hier ist Gröner der Hauptmacher. Das ist allerdings ein Spiel mit dem Feuer. Ich ziehe weitere Erkundigungen ein. Um 5 Uhr morgens kann ich dem Führer nähere Nachricht geben.

Ein großes nationales Berliner Blatt bringt in der Morgenausgabe bereits Andeutungen, die offenbar von der Regierung inspiriert sind. Wir bereiten uns in jeder Beziehung auf alle Möglichkeiten vor. Nun soll es in Gottes Namen kommen!

Man ist müde zum Umfallen.

12. April 1932.

In Elbing in einer Fabrikhalle vor 8000 bis 10 000 Arbeitern gesprochen. Mit Pfeifkonzert empfangen; mit Schweigen oder Beifall abgefahren.

Mit dem Auto nach Königsberg. In Ostpreußen steht unsere Sache gut. Das „Haus der Technik“ ist überfüllt. Man redet jetzt wieder in bester Form. Der innere Motor läuft auf Höchsttouren.

Nachts nach Berlin. Im Zuge Akten, Briefe und Zeitungen

studiert. Morgens kommt der Schaffner ins Abteil und rüttelt einen auf. Man ist über der Arbeit eingeschlafen.

Gleich Telephongespräch mit dem Führer, der im Kaiserhof ist. Das SA.-Verbot rückt in greifbare Nähe.

14. April 1932.

Die Frage des SA.-Verbotes steht jetzt über allem anderen. Ich berate mit dem Führer im Kaiserhof. Wir werden uns trotzdem durchbeißen.

Der Führer plant auch für die Preußenwahl einen neuen Propagandaflug. Sonntag geht er schon wieder in Front. Er ist bewundernswert in seiner Zähigkeit, und immer aufs neue ist man erstaunt, wie er alle diese Strapazen gesundheitlich übersteht.

Schon sind wir wieder bei der Arbeit, um seine große Flugreise zu organisieren. Jetzt haben wir darin einige Übung. Wir können uns auf die gemachten Erfahrungen in vieler Hinsicht beziehen.

Ein wichtiges Problem ist auch die pressemäßige Ausnutzung der Propagandaflüge des Führers. Das muß alles bis ins kleinste vorbereitet und organisiert werden.

Nachmittags um 5 Uhr kommt das SA.-Verbot. Es wird für das ganze Reich erlassen. Das ist Gröners Geschoß. Vielleicht aber wird er darüber zu Fall gebracht.

Uns wird mitgeteilt, daß Schleicher seinen Kurs nicht billigt.

Als ich abfahre, besetzt die Polizei gerade das Parteigebäude in Berlin. Das Herz krampft sich zusammen. Mit einem Federstrich wird eine vieljährige Aufbauarbeit zunichte gemacht. So also geht man mit uns, den Repräsentanten des jungen Deutschlands, um!

Nach Altona. Hier ist das SA.-Verbot schon durchgeführt. Aber die Stimmung in der Partei hat darunter nicht im mindesten gelitten. Im Gegenteil. Alles ist in Weißglut vor Wut.

Verbote können nur schwache Parteien vernichten. Starke Bewegungen werden dadurch in ihrer Kraft gefestigt.

In Schleswig-Holstein sind wir allein tonangebend. Diese Provinz ist bereits in unserem Besitz.

Morgens bei der Rückfahrt lese ich die ersten Pressekommentare

zum SA.-Verbot. Sie sind auf Kühle abgestimmt. Die nationale Presse ist doch sehr bedenklich ihm gegenüber.

Ich bespreche im Kaiserhof noch einmal das kompromittierende Severing-Material mit dem Führer. Obschon wir auf das schärfste von der Preußenregierung provoziert worden sind, wird doch der Beschluß gefaßt, davon keinen Gebrauch zu machen. Der Führer ist von einer Anständigkeit, die der Marxismus gar nicht verdient.

Wir bereden Personalfragen für die Machtübernahme, als wenn wir schon an der Regierung wären. Ich glaube, niemals ist eine Bewegung in der Opposition ihres Erfolges so sicher gewesen wie die unsere!

Anruf einer bekannten Dame, die mit General Schleicher befreundet ist. Der General will zurücktreten. Vielleicht aber ist es auch nur ein Manöver.

Wir beraten uns mit unseren Rechtsanwälten. Es wird eine Klage gegen das Reich beschlossen. Aber das sind ja alles nur Formalitäten. Hauptsache ist, daß wir den Preußenkampf gewinnen.

15. April 1932.

Uns fehlt das Geld, um eine wirklich großzügige Propaganda zu machen.

Der Führer hat eine Erklärung verfaßt bezüglich eines Burgfriedens mit den Parteien bis einschließlich der Wirtschaftspartei. Er soll bis zum 24. April andauern. Man braucht nicht viel davon zu erwarten, aber immerhin gibt es eine Atempause.

Während wir oben beratschlagen, beschlagnahmt unten vor dem Portal ein Kriminalbeamter mein Auto. Jetzt aber bricht bei mir die Wut aus. Ich lasse alles darauf ankommen, inszeniere vor dem Kaiserhof einen Volksauflauf, schreie diese marxistische Polizeikreatur an die Wand, hetze die Masse gegen das System auf, und zwar mit dem Erfolge, daß das Polizeipräsidium telephonisch durchgibt, man solle meinen Wagen in Ruhe lassen!

Abends ist der Führer bei uns zu Hause, um dann nach München zurückzufahren.

Der Sportpalast ist polizeilich gesperrt. Solche Überfülle sahen wir noch nie. Wir haben einen neuen Trick erfunden. Brüning ist

auf meine mehrmaligen Aufforderungen, mit mir öffentlich zu diskutieren, nicht eingegangen. Wir haben deshalb seine Königsberger Rede, die über den Rundfunk ging, auf Platten nehmen lassen. Wir lassen diese Platten eingangs unserer Versammlung im Sportpalast laufen und bügeln ihn darauf zusammen, daß er einfach hingeschmettert wird. Das Publikum rast vor Begeisterung. Das war ein Bombenerfolg.

Ein paar beherzte Förderer sind so eingenommen davon, daß sie sich zusammentun und für unseren Wahlkampf RM. 100 000.— zur Verfügung stellen. Bei uns herrscht unbeschreibliche Freude!

16. April 1932.

Die Presse ist voll von dem gestrigen Rededuell im Sportpalast. Die Juden sind ja so dumm, daß man sie eigentlich in Polizeihaft nehmen müßte. Anstatt schön stillzuschweigen, erklären sie, ich hätte mich an Brünings geistigem Eigentum vergriffen, und die Regierung plante gegen mich deshalb einen Zivilprozeß. Damit treiben sie auch noch die Wankenden auf unsere Seite. Jeder, der noch über etwas gesunden Menschenverstand verfügt, kann hier unschwer feststellen, wo die Stärke und wo die Schwäche steht.

Das SA.-Verbot wird für und wider in der ganzen in- und ausländischen Presse diskutiert.

Der Reichspräsident schreibt einen Brief an Gröner, in dem er sich über Material gegen das Reichsbanner beschwert und fordert, daß dem hoch- und landesverräterischen Treiben dieser Organisation ein wachsames Augenmerk seitens der Regierung zuteil werde. Das ist eine schwere moralische Niederlage für die Regierung.

Das Rededuell mit Brüning hat die ganze Journaille in Aufruhr gebracht. Daß der Reichskanzler unterlegen ist, das geben selbst die Böswilligen zu. Nun schimpfen sie wie die Rohrspatzen, weil sie alle dumpf empfinden, daß hier das ganze System einen schweren Schlag erhalten hat.

Zum Ausgleich veröffentlicht das Berliner Polizeipräsidium einen Bericht voll von haarsträubenden Lügen über die versuchte Beschlagnahme meines Autos. Hier hagelt es nur so von Vorwürfen des Aufruhrs, des Landfriedensbruches, der gewissenlosen Aufhetzung der

Volksmassen und ähnlichem. Diese fetten Bonzen ahnen gar nicht, wie lächerlich sie sich mit solchen Tiraden machen.

Jedenfalls: das Auto ist in meinem Besitz, und ich fahre darin triumphierend durch Berlin; und jeder anständige Schupo, an dem ich vorbeikomme, grüßt freundlich und lächelt uns verschmitzt zu.

Die „Berliner Börsenzeitung" benimmt sich uns gegenüber höchst anständig. Sie bringt einen fabelhaften Bericht über das Rededuell im Sportpalast.

Eine kleine Rundfahrt durch Potsdam. Diese herrliche Stadt ist im Frühling voll von Duft und Blütenwundern.

Abends rede ich dreimal im Berliner Norden. Am Märchenbrunnen, am Wedding und in Tegel. Alle Versammlungen sind überfüllt. Draußen vor den Toren der Säle steht der Mob und veranstaltet seine obligaten Pfeifkonzerte.

Die letzte Woche des Preußenkampfes ist angebrochen. Jetzt müssen wir die Zähne zusammenbeißen und durchhalten.

Am Sonntag wollen wir dann den Lohn einheimsen.

18. April 1932.

Mir wird vernichtendes Material über die SPD. angeboten. Es ist sehr teuer. Ich lehne einen Ankauf ab. Ich verspreche mir nicht viel davon. Es ist immer besser, eine große Organisation weltanschaulich zu erledigen. Der persönliche Kampf schadet meistens mehr, als daß er nutzt.

Allerdings gehe ich dazu über, Herrn Severing in unmißverständlicher Weise durch die Presse eine Drohung zu überreichen. Läßt die SPD. nicht von ihren persönlichen Lügen und Verleumdungen, dann, so erkläre ich offen, werden auch wir jedes Bedenken fallen lassen. Und das wirkt wie ein Wunder. Wie schlecht das Gewissen dieser hohen Herren ist, kann man daraus ersehen, daß der „Vorwärts" wie auf geheimes Kommando sein Segel beidreht und einen anderen Kurs setzt. Die ganze Presse kriecht auf meinen Leim, faselt und munkelt von dunklen Geheimnissen und so. Ich kann mir vorstellen, daß Herr Severing schwere Stunden verlebte. Er ahnt gar nicht, daß wir so anständig sind und in keinem Falle seine kindischen

Frauengeschichten einer erstaunten Öffentlichkeit ergebenst zur Kenntnis bringen.

Wir haben eine ausgezeichnete Presse.

19. April 1932.

Ich stelle Strafantrag gegen das „8-Uhr-Abendblatt". Es hat mich in einer Art und Weise beleidigt, die jeder Beschreibung spottet. Man muß endlich ein Exempel statuieren. Am besten wäre es ja, man ließe eine solche Schreiberkreatur von einem SA.-Trupp aus der Redaktion herausholen und auf der Straße öffentlich verprügeln.

Der Wahlkampf steht auf seinem Höhepunkt. Viermal gesprochen, in Neukölln, Rudow, Karlshorst, Niederschöneweide. Als Zuhörer fast nur Arbeiter.

Zu Hause wird für den Entscheidungskampf eine neue Hakenkreuzfahne genäht. Der Ehrgeiz aller Familienmitglieder, keine Fahne zu kaufen, sondern sie selbst herzustellen. Sie wird morgen früh zum ersten Male eingeweiht. Sie soll vom Fenster herunterflattern, wenn der Führer Geburtstag feiert.

23. April 1932.

Kurz und chronologisch zusammengefaßt:

M i t t w o c h: Büroarbeit. Der Lustgarten ist überfüllt. Strahlendes Sonnenwetter. Ich rede vor 100 000 Menschen.

Unterredung mit Graf Helldorf. Er war bei Schleicher. Der macht sich seine Gedanken über den Nationalsozialismus. Aber verstehen kann er uns selbstverständlich nicht.

Abends wieder viermal geredet: im Böhmischen Brauhaus, in Weißensee, in Hohenschönhausen und Friedrichsfelde. Dann noch zum Überfluß kurze Ansprache in den Kammersälen. Stimmung gut, alles überfüllt; nur die Redner sind zu müde, um letzte Leistungen zu vollbringen.

D o n n e r s t a g: Ich bin wie gerädert. Ich habe mir am Abend vorher eine schwere Grippe geholt. Muß den Tag über liegenbleiben. Verdammte Schweinerei! Gerade jetzt in der Wahlaktion. Das Fieber steigt zum Abend bis auf 40 Grad. Der Arzt stellt dazu

eine Fischvergiftung fest. Ich bin ganz unglücklich, daß ich so mitten aus der Arbeit herausgerissen werde.

Abends muß ich doch heraus. Wir haben eine Versammlung in den Pharus-Sälen angesetzt. Das ist eine Prestige-Frage. Wenn ich hier fehle, wird die rote Presse gleich aufheulen und nicht nur mir, sondern auch der Partei Feigheit und Rückzug vorwerfen.

Also heraus aus dem Bett! Ich breche fast durch. Nehme mir zur Vorsicht einen Arzt und einen höheren SA.-Führer mit. Dahinter zwei Wagen, vollgepfropft mit SS.-Männern.

Ich mache trotz allem die ganze Tour durch. Zwar kann ich überall nur ein paar Minuten sprechen, aber die Menschen sind zufrieden, daß ich überhaupt komme. Kaulsdorf, Mahlsdorf und Marzahn: das sind alles entsetzlich lange Fahrten, besonders dann, wenn man sich vor Fieber schüttelt und kaum noch die Augen aufhalten kann. Manchmal meint man, das Herz drohe zu versagen. Das verdammte Fieber will nicht heruntergehen.

Zum Schluß geht es auf den Wedding. In den Straßen wimmelt es von Mob und Janhagel. Am Eingang von den Pharus-Sälen werden wir von einem wüsten Gejohle empfangen. Aber es ist doch ganz anders als vor 5 Jahren, da wir hier zum ersten Male auftraten. Und überdies, ich bin so fieberkrank, daß ich alles Geschrei kaum höre.

Der ganze Hof der Pharus-Säle ist besetzt von einer fabelhaften SA.-Standarte. Beide Säle sind überfüllt. Ich werde mit einem Beifallsorkan empfangen. Das reißt mich wieder etwas hoch, und dann rede ich in beiden Sälen. Die Leute ahnen gar nicht, wie schlecht es um mich bestellt ist.

Und dann geht es nach Hause. Ich falle wie gebrochen ins Bett hinein. Die ganze Nacht in einem rasenden Fieber verbracht.

Der Freitagmorgen ist noch scheußlich. Dazu kommt ein ewiges Getriebe. Ich werde den Telephonhörer nicht mehr los; und dann möchte ich zerspringen vor Wut, daß ich jetzt in der Entscheidung schachmatt gesetzt bin.

Der Führer kommt auf seiner Flugzeugreise nach Berlin. Er fährt von Tempelhof gleich nach Neuruppin. Abends, als er mich besucht, geht es etwas besser. Er erzählt begeistert von seiner Reise, die wirklich phantastische Ausmaße angenommen hat. In Ostpreußen steht das ganze Volk auf.

Nun redet er im Sportpalast. Die Berliner sind außer sich vor Begeisterung und Kampfesfreude.

In der Nacht geht es etwas besser. Ich schlafe seit 3 Tagen zum ersten Male. Am Sonnabendmorgen bin ich so halbwegs wieder hindurch.

Der Führer fliegt nach Schleswig-Holstein.

Mittags halte ich vom Bett aus noch eine letzte große Konferenz ab. Alles ist in bester Ordnung. Draußen tobt der Flaggenkrieg auf den Straßen. Das Hakenkreuz hat die Oberhand. Wir sind wieder in Führung.

Ich kann wieder lesen und schreiben.

Ich höre am Rundfunk Brauns Rechenschaftsbericht über Preußen. Ein asthmatisches Gestammel ohne Sinn und Linie. Das ist nun die große Kanone der SPD.! Ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß!

Der Führer kann wegen Gewitter abends nicht nach Berlin kommen. Ich verlebe eine letzte schwere Nacht, und dann ist die Krankheit überwunden. Selig schlafe ich in den Wahlsonntag hinein.

Ich spreche mit den SA.-Führern noch einmal die ganze Lage durch. Preußische Personalfragen stehen vor allem zur Debatte. Gerüchte gehen um, daß die SPD. bei einer Niederlage einen Staatsstreich plant. Ich halte das für kindisch. Man wolle uns alle verhaften lassen. Es könnte gar nichts Besseres passieren.

Müde und krank gehe ich zur Wahl. Ganz Berlin schwimmt in Hakenkreuzen.

Und dann warten wir auf die Entscheidung. Jetzt entscheidet sich Niederlage oder Aufstieg!

In der Nacht ist auf dem Kreuzberg ein SA.-Mann erschossen worden. Die Kugel traf ihn mitten durch die Stirn. Mittags legten alle Fahnen Trauerflor an. Infolgedessen verbreitete sich in Berlin das Gerücht, daß ich gestorben sei. Aber Totgesagte leben lange!

Abends kommen die Resultate. Es ist ein phantastischer Sieg, den wir errungen haben. Wir steigen auf 160 Mandate an. Wir sind bei weitem die stärkste Partei. 8 Millionen allein in Preußen. Die Deutschnationalen haben es nur auf knapp über 30 Mandate gebracht. Die Splitterparteien sind vernichtet. Das Zentrum hat sich etwa gehalten. Die SPD. hat einen schweren Schlag bekommen, und die KPD. fällt uns gegenüber kaum noch ins Gewicht. Die alte Koalition steht in einer hoffnungslosen Minderheit. Die sogenannte Rechte

hat 9 Mandate zu wenig, um zu regieren. Jetzt muß irgend etwas geschehen. Wir müssen in absehbarer Zeit an die Macht kommen. Sonst siegen wir uns in Wahlen tot.

Spätabends noch fahre ich in schwerer Erschöpfung in den Sportpalast. Dort herrscht ein wilder Jubel und Trubel. Ich rede ein paar Worte, und dann lassen die Leute mich wieder gehen.

Telephongespräch mit dem Führer, der in München ist. In Bayern, Württemberg und Hamburg ähnliche Verhältnisse. Nur in Anhalt reichen unsere Mandatsziffern zum Regieren aus. Jetzt heißt das Gebot: Klugheit! Es muß eiskalt gerechnet werden. Nervenstärke ist in solchen Situationen das höchste Gebot.

25. April 1932.

Es ist interessant, heute die Presse zu studieren. Die Juden-Journaille zittert heimlich vor Angst. Die bürgerlich-nationalen Blätter sind voll von schlechtverhehlter Wut. Das Zentrum spielt den pathetischen Großvater. Aber immerhin machen sich hier auch vernünftige Ansichten geltend.

Ich schreibe einen Aufsatz von der offenen Hand; aber es ist zum Kotzen, wenn man daran denkt, daß man mit den parlamentarischen Parteien eine Koalition eingehen müßte.

Vor den Bezirksführern gebe ich die neue Parole aus. Die Partei muß in 4 Wochen überholt sein. Es kommt jetzt darauf an, für jeden Eventualfall gerüstet zu bleiben. Ein Gewaltstreich steht im Augenblick nicht in Frage. Ich führe vor den SA.-Führern das Beispiel der Bauernkriege an. Man darf die deutsche Erhebung nicht verbluten lassen.

Die SA. besteht in der Organisation selbstverständlich weiter. Aber es ist jetzt viel schwerer, Disziplin und innere Ordnung aufrechtzuerhalten. Wir müssen scharf aufpassen.

Ich gebe dem Führer telephonisch einen Lagebericht durch. Er wird sofort nach Berlin kommen, wenn die Dinge sich übersehen lassen.

Jetzt fängt die Schmutzarbeit der Koalitionsmache an. Hoffentlich dauert sie nicht allzulange!

26. April 1932.

Die Presse verhält sich sehr abwartend. Wir stehen vor einer schweren Entscheidung: Mit dem Zentrum an die Macht oder gegen das Zentrum gegen die Macht. Parlamentarisch ist ohne das Zentrum nirgends etwas zu machen, weder in Preußen noch im Reich. Das muß reiflich überlegt werden.

Ich erhalte aus Leipzig eine Anklageschrift von 40 Seiten wegen Hochverrats. Eine peinliche Angelegenheit. Es bleibt nichts anderes übrig, als sie hinzuziehen. Ein Sammelsurium von Verdrehungen und Entstellungen. Denunziantenzeugen können ja jeden ins Gefängnis bringen. Schlimmer aber noch als das persönliche Schicksal ist das Schicksal der Partei, das hier auf dem Spiele steht. Man will uns mit allen Mitteln die Illegalität der Organisation nachweisen.

Graf Helldorf war bei Schleicher. Der will eine Kursänderung vollziehen. Natürlich kommt in Preußen ein Wechsel nur in Frage, wenn er zur gleichen Zeit auch im Reich stattfindet. Man spricht davon, daß das Zentrum uns in Preußen tolerieren wolle. Ich glaube nicht daran.

Einige Zwischenmänner spielen eine dunkle Rolle. Aber wir werden sie wohl in Kürze alle durchschaut haben.

Ziel der Gegenseite scheint zu sein, den Führer allmählich von der Partei abzubiegen; ein kindliches Unterfangen, das nur der planen kann, der unsere Partei nicht im mindesten kennt.

Ich gebe dem Führer einen telephonischen Lagebericht. Es ist sehr unangenehm, so zwischen Baum und Borke zu sitzen.

In der Nacht schleicht sich ein Individuum in unsere Wohnung ein. Spielt betrunken und behauptet, mich in einer dringenden Angelegenheit sprechen zu wollen. Harmloser Phantast, der von ein paar SA.-Männern im Eiltempo die Treppe herunterbefördert wird!

Gerüchte gehen um über ein geplantes Attentat auf den Führer. Man muß hier größte Vorsicht walten lassen.

27. April 1932.

Ich arbeite mein Hochverratsverfahren durch. Man kann darauf kaum etwas erwidern. Herr Severing hat seine Unterlagen an den Haaren herbeigezogen.

28. April 1932.

Ich habe einen frechen Verleumder vor Gericht gezogen. Dort zeigt sich ein armseliges Häuflein Mensch, das alles zurücknimmt und von nichts wissen will. Das Gericht dekretiert RM. 500.— Geldstrafe.

Der Führer ist da. Er will vorläufig abwarten. Nur nichts überstürzen. Er ladet uns nach Berchtesgaden ein. Das Hochverratsverfahren wird vorläufig dadurch abgebogen, daß ich das auf mich entfallende Landtagsmandat annehme und dadurch aufs neue immun werde.

Die Liquidation der Wahlkasse ergibt, daß wir ohne nennenswertes Defizit herauskommen.

Der Führer ist bei Schleicher gewesen. Das Gespräch verlief gut.

29. April 1932.

Die Organisation wird aufs neue aufgefrischt. Wir werden sie bald wieder in Zug haben.

Der SA.-Mann Udo Curth wird nachmittags beerdigt. Er wurde in der Wahlnacht erschossen. Dieses Mal ist es ein Begräbnis voll von Wehmut. Der Frühling lacht, die Vögel zwitschern, und hier wird ein junges, unverbrauchtes Leben ins Grab hineingelegt.

Der Führer ist abends bei uns zu Hause, und wir sprechen noch einmal die ganze Situation durch. Er ist stark gegen das Zentrum eingestellt. Das wirkt erfrischend, wenn wir auch im Augenblick noch keinen Ausweg aus den Schwierigkeiten sehen. Wer fest bleibt, der kommt am Ende doch zum Ziel. Die Prälaten sollen ruhig etwas zappeln. Das wird nur ernüchternd auf sie wirken.

30. April 1932.

Ich habe das Mandat im Preußischen Landtag angenommen. Dadurch bin ich vorläufig vor den Zugriffen von Leipzig geschützt.

Im Kaiserhof ist wieder politisches Hauptquartier aufgeschlagen. Es gibt doch für die Regierung nichts Peinlicheres, als den Feind sich schräg gegenüber sitzen zu haben.

Ich rede abends vor der Alten Garde in der Bockbrauerei. Da sieht man wieder die braven, treuen Gesichter. Das tut so wohl in diesen Wochen der inneren Anspannung. Alle sind sie da, die Kumpane der ersten Zeit, sie sind die treuesten und zuverlässigsten. Man redet sich hier alle Sorgen vom Herzen herunter.

1. Mai 1932.

Die Roten demonstrieren zum 1. Mai. Aber das zieht nicht mehr. Es wird auch wohl das letztemal sein, daß sie ein Wörtchen mitzureden haben. Im nächsten Jahre werden wir ihnen wahrscheinlich zeigen, wie so etwas gemacht wird.

3. Mai 1932.

Am Montag herrscht ein herrliches Frühlingswetter. Wir setzen uns in die Wagen und fahren ins Blaue hinein. Im Walde wird gepicknickt. Endlich einmal eine kurze Ausspannung. Wir fühlen uns alle ganz losgelöst von den Sorgen des Alltags. Aber bald ist die Freude zu Ende. Am Himmel ziehen Regenwolken auf, und dann gießt es in Strömen herunter. In Plauen machen wir Aufenthalt. Dem Führer werden große Ovationen gebracht. Im ganzen Lande stehen die Besten zu ihm.

Bei Nacht und Regen kommen wir in Berneck an. Dort erwarten uns die vier Wagnerkinder. Sie sind schon ganz groß geworden.

Wir sprechen mit Frau Winnifried Wagner über die Bayreuther Festspiele. Im nächsten Jahr werden die „Meistersinger" gegeben.

Hoffentlich sind wir dann an der Macht. Wir können sie dann so ausgestalten, wie es unserem Geschmack und Empfinden entspricht.

Endlich einmal beizeiten ins Bett und ausgeschlafen.

Dienstag: Beim Abschied von Berneck steht das ganze Städtchen vor dem Hotel und jubelt Hitler zu. In Bayreuth sind die Straßen schwarz von Menschen. Wie ein Lauffeuer ist die Nachricht, daß er durchkommt, vorausgeeilt. Wir fahren am Wagnerhaus vorbei. Hinten im Park ruht der Meister. Stummer Gruß und Dank.

. . . Und dann geht die Fahrt durch die Fränkische Schweiz. Man ist ganz eingehüllt in den Zauber deutscher Romantik. Wir steigen in die Teufelshöhle hinein. Eisige Kälte und frostige Stille. Im Regen geht es auf Nürnberg zu. Unterwegs kaufen wir Zeitungen. Die Berliner Juden schimpfen über die Intrigen der „Offiziers-kamarilla" gegen Brüning und Gröner. Es fängt also schon an. Man hat so seine richtige Freude daran. Nun muß in der Partei eisern geschwiegen werden. Wir müssen die Desinteressierten spielen. Alles Gerede rührt den Brei nur immer wieder auf.

Ankunft in Nürnberg. Ich telephoniere gleich mit Berlin. Mein Gerichtstermin ist aufgehoben worden ohne Beschluß einer zwangsweisen Vorführung. In Moabit hat also der „neue Geist" schon Einzug gehalten. Draußen regnet es in Strömen. Abends kommt Streicher, und wir politisieren dann alle zusammen bis in die tiefe Nacht. Einhellige Meinung: Nur nicht dem Zentrum zu nahe kommen! Die Sache muß ausreifen. Es ist immer das beste, wenn man sich rar macht. Die anderen zappeln schon in unseren Schlingen.

Um Mitternacht gehen wir durch die stillen Straßen von Nürnberg ins Hotel zurück.

4. Mai 1932.

Wir fahren von Nürnberg nach München. Die Straßen liegen im hellsten Sonnenschein. Die Luft ist klar wie Glas.

In München fällt ewiger Regen.

Ich spreche mit meiner Abteilung den Umbau des ganzen Propagandaapparates durch. Auf der Propaganda ruht in den kommenden Monaten die Hauptlast der Arbeit. Unsere ganze Technik muß bis zum letzten verfeinert werden. Die neuesten und präzisesten Metho-

den allein werden zum Siege führen. Es sind dabei immer andere Schwierigkeiten zu überwinden, denn nur wenige verstehen, worum es eigentlich geht. Das Zentrum sucht Anschluß beim Führer, aber er macht sich unsichtbar.

Ich halte in München eine Reihe von Besprechungen ab, und dann in die Berge.

Von Berlin kommt die Meldung, daß Hitlers Minen zu springen beginnen. Das ist sehr erfreulich und erweckt bei uns allgemeines Schmunzeln und Händereiben. Als erster muß Gröner und nach ihm Brüning fallen.

Auf dem Wege nach Berchtesgaden herrscht Regen und Sturm. Oben auf dem Berge beim Führer fühlen wir uns alle wieder wie zu Hause.

6. Mai 1932.

Am Donnerstag den ganzen Tag gelesen, studiert und disputiert. Ein wunderbarer Sonnenschein liegt über den Bergen. Wir hecken neue Propagandapläne aus.

Abends erzählt der Führer aus seinem Leben. Mit 17 Jahren ging er von Hause weg, um ein großer Baumeister zu werden. Dann blieb er 14 Jahre lang für alle, die ihn kannten, verschollen. Den ganzen Krieg hindurch hörte man von ihm kein Sterbenswort; erst im Jahre 1923 kam er wieder zu seiner Schwester in Wien zurück. Welch ein Heroismus, 4 Kriegsjahre für die Verwandten verschollen zu sein, ohne Heimat und ohne Anhang!

Am Freitagmorgen Zeitungen von Berlin. Es wird mächtig geschimpft und Rätsel geraten. Wir lassen uns aber nicht die Ruhe stören, sondern sonnen uns, bis plötzlich ein Telephon diesem Idyll ein Ende macht. Die Bombe ist geplatzt. Der Reichswirtschaftsminister hat seinen Rücktritt erbeten, Gröner und Brüning wackeln; also ist es aus mit der Ruhe. Der Führer muß gleich nach Berlin zurück. Unterwegs werden bereits wilde Pläne entworfen. Wir sind für eine Stunde beim Führer in München zu Gast und fahren dann mit dem Nachtzug nach Berlin zurück. In diesen kleinen Schlafwagenabteilungen wird getuschelt und geheimnist; der Schaffner ahnt wohl nicht, worüber wir debattieren.

8. Mai 1932.

Am Sonnabend kommen die Sendboten und berichten, was los ist. Der Führer hat eine entscheidende Unterredung mit General Schleicher; einige Herren aus der nächsten Umgebung des Reichspräsidenten sind dabei.

Alles geht gut. Der Führer hat überzeugend zu ihnen geredet. Brüning soll in den nächsten Tagen schon fallen. Der Reichspräsident wird ihm sein Vertrauen entziehen.

Der Plan geht dahin, ein Präsidialkabinett zu installieren; der Reichstag wird aufgelöst, alle Zwangsgesetze sollen fallen, wir bekommen Agitationsfreiheit und liefern dann ein Meisterstück an Propaganda.

Eine Woche haben wir nötig für die Vorbereitungen. Der Wahlkampf muß ganz kurz sein, wir arbeiten mit Flugzeuggeschwadern und beackern eine Provinz nach der anderen. So wenigstens ist es von uns geplant. Beglückend das Gefühl, daß noch kein Mensch etwas ahnt, am wenigsten Brüning selbst. Wir sind gespannt, aber doch immer noch mißtrauisch. Wenn's gelingt, dann haben unsere Unterhändler ein Meisterstück gemacht.

Wir überlegen lange, wohin der Führer abfahren soll. Er darf jetzt nicht in Berlin bleiben. Die Entwicklung muß beschleunigt werden, damit der Reichstag keine Gelegenheit mehr hat, Brüning sein Vertrauen auszusprechen. Solange Hitler in Berlin ist, bleibt Brüning voll von Verdacht und kommt vielleicht eher als sonst hinter des Rätsels Lösung.

Also weg von Berlin! Abends spät noch fahren wir nach Mecklenburg auf das Gut Severin. In aller Heimlichkeit ist der Führer gekommen, und in aller Heimlichkeit verläßt er wieder Berlin.

Um 2 Uhr nachts sind wir am Ziel. Ich war lange nicht mehr hier und atme nun beseligt den ländlichen Frieden dieser weiten Äcker und Felder ein.

Am Sonntag wird ausgeschlafen, und dann bummeln wir im Kremser durch den Wald. Unterwegs wird schon der nächste Reichstagswahlkampf in groben Zügen festgelegt. Das soll unser großer Schlager werden. Wenn die SA. erst wieder im Braunhemd marschiert, dann ist die ganze Depression überwunden, und der Feind wird bald von unseren Schlägen getroffen zu Boden sinken.

Leider muß ich schon wieder nach Berlin zurück. Der Führer bleibt dort und wartet weitere Nachrichten ab. Zu Hause liegt der ganze Tisch voll Arbeit. Sie wird bis spät in der Nacht durchgearbeitet.

9. Mai 1932.

Der Reichstag beginnt. Fraktionssitzung. Die meisten von uns haben noch keine Ahnung.

Ich orientiere in aller Eile meine nächsten Mitarbeiter und schreibe dann einen scharfen Aufsatz gegen Brüning. Hoffentlich ist es der letzte.

Im Reichstag blüht der alte Zauber. Ein vergreistes Haus. Der Finanzminister redet eine Rede über die Geldlage. Breitscheid, halb Lord, halb Oberkellner, polemisiert mit hohlem Pathos gegen uns. Man schmunzelt vor sich hin und denkt nur: Na, warte!

Es wird die höchste Zeit, daß wir an die Macht kommen. Die Roten schicken Provokateure in unsere Reihen hinein. Es wird gehetzt und geputscht, aber wir halten ein wachsames Auge darauf.

Ich telephoniere mit dem Führer. Der Hessische Landtag ist aufgelöst. Eine neue Möglichkeit, uns zu probieren.

Der Führer wird schon möglichst bald eine Unterredung mit dem Reichspräsidenten haben. Danach soll die Sache ins Rollen kommen. Ein farbloses Übergangskabinett wird uns den Weg freimachen. Möglichst nicht zu stark, damit wir es um so leichter ablösen können. Hauptsache ist, daß unsere Demonstrationsfreiheit wiederhergestellt wird.

Abends spät fahre ich noch nach Tegel und rede dort in zwei überfüllten Versammlungen über die Lage. Das Wichtigste muß verschwiegen bleiben.

10. Mai 1932.

Der Reichstag geht weiter. Straßer spricht. Etwas langatmig und ohne besonderen Effekt. Merkwürdig, wie wenig Widerstand er im ganzen Hause findet. Er ist von uns allen der beliebteste bei unseren Gegnern. Das spricht stark gegen ihn.

Die Debatte im Hohen Haus plätschert dahin wie ein dünn gewordenes Bächlein. Dann spricht Göring. Er greift Gröner massiv und heftig an. Der Erfolg ist über alle Erwartungen groß.

Gröner antwortet. Ein gleiches Beispiel an Unfähigkeit und Ohnmacht wurde noch nicht erlebt. Wir decken ihn derartig mit Zwischenrufen zu, daß das ganze Haus vor Lachen bebt und sich schüttelt. Am Ende hat man nur noch Mitleid mit ihm. Ein erledigter Mann! Er hat sein eigenes Grablied gesungen.

Einer von uns beantragt, daß seine Rede auf den Rundfunk übertragen werden soll. Er wird aus dem Hause ausgeschlossen und die Sitzung aufgehoben. Dann wieder nimmt man den Ausschluß zurück; das ganze Haus gleicht einem wimmelnden Ameisenhaufen.

Ich gebe dem Führer telephonisch Bescheid.

Er hält es draußen nicht mehr aus. Abends ist er schon da.

Die parlamentarische Lage wird durchgesprochen. Dann wieder verläßt er Berlin und fährt im Wagen bis Leipzig.

11. Mai 1932.

Der Reichstag plätschert weiter. Gröners Stellung ist erschüttert, die Armee will ihn nicht mehr. Selbst seine eigene Umgebung drängt auf seinen Sturz. So muß es anfangen; wenn einer erst fällt, dann kommt das ganze Kabinett und mit ihm das System ins Purzeln. Brüning sucht zu retten, was zu retten ist. Er redet im Reichstag und zieht sich klugerweise auf die Außenpolitik zurück. Dort wird er sehr aggressiv. Er wähnt sich 100 Meter vor dem Ziel. Von Gröner sagt er kein Wort. Er gibt ihn also auf.

Die ganze Debatte geht um die Beseitigung des SA.-Verbotes. Gröner hat sich stark gemacht, daß es bleibt; er wird darüber zum Sturz kommen.

Ich arbeite schon, als wenn der Reichstag aufgelöst wäre. Die Vorbereitungen werden ganz großzügig getroffen.

Im Plenum rieselt nach Brünings Ausfall der weitere Redefluß ganz ohne Interesse des Hauses. Die Entwicklung ist etwas zum Stillstand gekommen. Die Abstimmungen lassen noch auf sich warten, ebenfalls die Entscheidung über Gröner.

Das SA.-Verbot ist über Nacht der Angelpunkt der ganzen innerpolitischen Entwicklung geworden.

12. Mai 1932.

Ein toller Tag! Um 10 Uhr beginnt der Reichstag! Die Debatte wird noch einmal fortgesetzt, und dann kommt die Abstimmung. Das Kabinett bleibt mit 30 Stimmen in der Mehrheit. Draußen in der Wandelhalle wird der Verleumder Klotz von ein paar beherzten Parteigenossen verprügelt. Löbe macht daraus dummdreist eine Haupt- und Staatsaktion. Der Ältestenrat wird berufen, 1 Stunde Pause eingelegt, alle Requisiten des großen Parlamentarismus werden noch einmal aus der Rumpelkammer herausgeholt, schließlich bestraft man vier von uns mit Ausweisung. Sie weigern sich zu gehen. Löbe vertagt. Damit sind Schiele und Schlange vor der vernichtenden Abstimmung gerettet. Die beantragten Mißtrauensvoten fallen unter den Tisch. Das ist die sauberste parlamentarische Schiebung, die je erlebt wurde.

Und dann folgen beispiellose Szenen. Der Jude Weiß dringt mit seiner Polizei ins Plenum und postiert sich auf der Regierungsestrade. Man verhaftet Leute aus unserer Fraktion heraus. In provozierender Weise wird die Immunität gebrochen. Selbst die Hüter des Systems legen dagegen Protest ein. Man hat die dunkle Empfindung, daß das die letzte große Szene vor der Ablösung ist. Wir können nur darüber frohlocken. Je mehr der Parlamentarismus sich selbst kompromittiert, um so weniger besteht für uns die Notwendigkeit, das unsererseits zu besorgen.

In einer Fraktionssitzung werden die ganzen Vorgänge noch einmal auf das peinlichste und genaueste rekapituliert. Ein anfänglicher Fehler von uns ist unser Glück geworden. Der Jude Weiß hat uns einen großen Dienst geleistet. Im ganzen Hause herrscht eine grenzenlose Empörung über ihn. Ich stehe zwischen den Abgeordneten der Mittelparteien und lasse meine Suada fließen.

Im ganzen Haus wimmelt es von Polizei. Ein tolles Tohuwabohu.

Abends kommt die längst erwartete Meldung: Gröner ist als Wehrminister zurückgetreten. Das ist der erste Erfolg. Er ist über die Schlinge gestolpert, die er sich selbst gelegt hatte. Und dann haben wir sie zugezogen. Der Reichspräsident fährt nach Neudeck ab. Die große Krise ist auf nächste Woche vertagt. Eine Gnadenfrist für Brüning. Ob er sie nützen wird?

Der Ältestenrat stellt sich in der Frage der Reichstagsvertagung

auf Seite Löbes. Das Haus geht bis Juni auseinander. Wir werden dafür sorgen, daß es nicht mehr zusammentritt. Diese Schiebung wird den Parlamentsparteien teuer zu stehen kommen. Ich reite in einem Aufsatz eine scharfe Attacke gegen das Gesamtkabinett.

Man muß peinlich genau die Presse studieren; denn dort kann man zwischen den Zeilen lesen, wie die Gegenseite selbst ihre Chancen einschätzt. Wir sind etwas im Vorteil. Der Vorstoß des Juden Weiß wird in allen Zeitungen als peinlicher Skandal dargestellt. Gröners Sturz gilt als der Anfang vom Ende. In der Nacht schildere ich dem Führer die ganze Situation. Er ist außerordentlich zufrieden.

13. Mai 1932.

Wir bekommen Nachricht von General Schleicher: Die Krise geht programmgemäß weiter. Der Reichspräsident ist nach Neudeck abgereist. Über Pfingsten wird nichts mehr passieren. Wir fahren ab mit dem Ziel Nürnberg. Um 3 Uhr nachts sind wir da. Die Zeitungen berichten, daß unsere Parteigenossen, die den Verleumder Klotz verprügelten, zu 3 Monaten Gefängnis verurteilt wurden.

Die werden sie bestimmt niemals absitzen.

Es ist ein wunderbares Pfingstwetter. Wir fahren weiter nach München.

14. Mai 1932.

Dem Führer in München ausgiebig Bericht gegeben.

17. Mai 1932.

Die Pfingsttage sind vorbei. Im Braunen Haus geht es wieder an die Arbeit. Die Propagandaabteilung wird wesentlich vergrößert. Ich halte mit meinen Mitarbeitern eine ausgedehnte Besprechung ab. Wir müssen gerüstet sein, wenn der Kampf beginnt.

18. Mai 1932.

Wieder in Berlin. Hier ist alles noch in Pfingststimmung. Nur bei Brüning scheint der Winter eingekehrt zu sein. Er ist bedenklich ins Wanken geraten. Und das Komische dabei, daß er es selbst gar nicht merkt. Immer eifrig nachstoßen! Sein Kabinett lichtet sich zusehends, und er findet keine Ersatzmänner mehr. Jeder bedankt sich dafür, für eine aussichtslose Sache einzutreten. Im allgemeinen verlassen die Ratten das sinkende Schiff.

18. Mai 1932.

Die Berliner Organisation wird auf Draht gezogen. Der „Angriff" steht gut. Das ist für mich eine große Beruhigung. Ich lege mit der Redaktion noch einmal die taktische Linie fest. Im Gau werden die nächsten Aktionen organisatorisch und propagandistisch durchberaten. Wir sind auf alles gefaßt.

Brüning wird von unserer Presse und Propaganda auf das schärfste attackiert. Er muß fallen, koste es, was es wolle.

Die geheime Aktion gegen ihn geht unentwegt weiter. Er ist bereits vollkommen isoliert. Sucht händeringend nach Mitarbeitern. Ein Königreich für einen Minister! General Schleicher hat die Übernahme des Reichswehrministeriums abgelehnt. Von der Straßerseite aus wird Störungsfeuer gesendet. Aber wir legen Gegenminen. Es ist schon nicht leicht, an die Macht zu kommen. Aber besitzen wir sie einmal, dann verdienen wir sie auch. Ich höre durch einen Zufall über Umwege, daß Straßer die Absicht habe, mit Brüning zu sprechen. Das paßte ganz zu ihm. Es gelingt, diese Möglichkeit auszuschalten.

Unsere Wühlmäuse sind bei der Arbeit, die Brünings Position vollkommen zernagen. Die Presse tappt im Dunkeln. Eines Tages bricht das ganze Gebäude zusammen.

Draußen herrlichstes Maiwetter. Der Führer ist in Berlin angekommen. Ich werde ihm einige wichtige Meldungen machen. Vor allem in der Frage Straßer.

19. Mai 1932.

Der Führer hat längst schon alles durchschaut. Er wird im geeigneten Augenblick einschreiten.

Sendboten von General Schleicher: Man ist schon dabei, die Ministerliste aufzustellen. Für den Übergang ist das nicht so wichtig.

Die Preußenfraktion versammelt sich im Hotel Prinz Albrecht. Der Führer spricht mit seltener Zuversicht.

Im Hamburger Parteiblatt wird ein ganz unzeitgemäßer Vorstoß gegen Schleicher gemacht. Das ist Straßer, d. h. DHV., d. h. Gewerkschaften, das heißt Brüning. Der Verantwortliche wird augenblicklich aus der Partei ausgeschlossen.

Amüsant zu beobachten, wie die jüdische Journaille, die sonst so wohlinformiert ist, im dunkeln herumtorkelt. Sie glaubt immer noch, daß wir mit dem Zentrum Kippe machen wollen. Harmlose Idioten!

Die Straßerseite macht Querverbindungen durch die Parteien und Gewerkschaften. Wir müssen sehr aufpassen, damit die Bewegung keinen Schaden nimmt.

Der Führer fährt kurz nach Idar, um dort zu reden. Er wird aber bald wieder in Berlin sein.

21. Mai 1932.

Wir haben uns draußen in Caputh in einem kleinen Sommerhaus eingerichtet. Da es in diesem Jahr kaum Ferien geben wird, bekommt man hier etwas Luft und Ausspannung. In ein paar Stunden sind wir übergesiedelt. Eine bescheidene, aber herrliche Zuflucht, mitten in einem großen Obstgarten gelegen, direkt am Schwielowsee.

22. Mai 1932.

Eine Schwalbe fliegt morgens früh mitten durchs Schlafzimmer. Ferien vom Ich!

Den ganzen Tag gelesen und sinniert. Man muß zu den Dingen Abstand gewinnen, dann kommt man zu klaren Urteilen.

Hinter dem Schwielowsee geht die Sonne unter.

23. Mai 1932.

Montag morgens fährt man bei herrlichem Sonnenschein nach Berlin hinein. Konferenzen mit Redaktions- und Bezirksführern. Ich entwickle in großen Zügen die Situation. Unsere Finanzen sind in Ordnung, unsere Chancen gut, es kann also kaum schiefgehen.

Die Krise läuft programmgemäß weiter. Wir fordern in scharfen Zeitungsartikeln den Rücktritt der Gesamtregierung.

24. Mai 1932.

Der Landtag wird eröffnet. Unsere Vertrauensmänner berichten, daß die Aktien gut stehen. Am Sonnabend schon soll Brüning auffliegen. Staatssekretär Meißner reist nach Neudeck. Nun wollen wir den Daumen halten. Die Ministerliste steht im großen ganzen fest: v. Papen, Reichskanzler, v. Neurath, Außenminister, dazu noch eine Reihe von unbekannten Namen. Für uns ist die Hauptsache, daß der Reichstag aufgelöst wird. Das Weitere wird sich dann finden.

Auch die preußische Frage kann nur so gelöst werden.

Im Landtag werden Formalien gemacht. General Litzmann fungiert mit Würde als Alterspräsident. Die Kommunisten beschimpfen ihn auf das rüdeste und gemeinste. Diese Skandale werden ja bald ein Ende haben.

Der Führer weilt in Horumersiel an der Nordsee. Von dort macht er den oldenburgischen Wahlkampf.

An den Tagen bin ich hart mit Arbeiten beschäftigt. Die Abende verschwimmen in der wunderbaren Einsamkeit des Schwielowsees.

28. Mai 1932.

Mittwoch: Abschied von unserem Idyll in Caputh. In Berlin ein paar Stunden gearbeitet. Kurz im Landtag aufgetaucht. Kerrl wird zum Präsidenten gewählt, mit den Stimmen des Zentrums.

Im Plenum kommt es zum Ausbruch der bis zur Siedehitze angespannten Erregung. Einer von uns wird von den Kommunisten als Mörder beschimpft. Der bolschewistische Fraktionsführer Pieck

provoziert auf das maßloseste von der Rednertribüne herab. Ein Kommunist schlägt einem Parteigenossen mitten ins Gesicht. Das ist das Signal zur Abrechnung. Sie ist kurz, aber bündig, und wird mit Tintenfässern und Stühlen ausgefochten. In 3 Minuten sind wir allein im Saal. Die Kommunisten sind herausgeprügelt, während die Mittelparteien in der vorzeitigen Flucht ihr Heil gesucht haben. Unsere Fraktion singt das Horst-Wessel-Lied. 8 Schwerverletzte aus verschiedenen Parteien. Das war ein warnendes Beispiel. So allein kann man sich Respekt verschaffen. Das Plenum bietet den Anblick einer grandiosen Verwüstung. Wir stehen als Sieger auf den Trümmern.

Fraktion: Tatbestand. Wir diktieren gleich den Bericht für die Presse. Wir müssen den anderen zuvorkommen. Brachialgewalt gegen Provokation, das ist das einzige, was imponiert. Scheu und voll Achtung schleichen die jüdischen Journalisten um die Trümmer und Blutlachen herum. Wie wird ihnen zumute sein?

Zu Hause im Eiltempo gepackt. Spät in den Tennishallen geredet. Sie sind von Arbeitern überfüllt. Die Paukerei im Landtag wirkt überall wie eine Erlösung. Als ich sie Hitler telephonisch durchgebe, ist er ganz begeistert davon. So fällt ein Schlag nach dem anderen auf das System herunter.

Wann wird es zusammenbrechen?

Donnerstag: Fahrt nach Oldenburg.

Die Presse ist nicht so ungünstig, wie ich befürchtet hatte. Das macht der Respekt. Sie schreibt diesmal so zahm, daß man aus der Verwunderung gar nicht herauskommt. Wie heilsam doch so eine Holzerei sein kann! Alle Zeitungen geben zu, daß wir angegriffen waren und auf der ganzen Linie Sieger blieben.

Von Oldenburg geht's gleich weiter nach Horumersiel. Unterwegs treffen wir den Führer, der gerade im Begriff ist, zu einer Versammlung zu fahren. Ich gebe ihm im Stehen einen kurzen Bericht. Abends rede ich in Mooriem in einer Riesenreithalle. Danach noch zweimal in Nordenham. Alle Säle sind polizeilich gesperrt.

Auf einer furchtbaren Irrfahrt kommen wir nach Horumersiel zurück. Meeresluft! Der Führer erwartet uns schon. Ich muß ihm alles in epischer Breite erzählen, und er reibt sich vor Vergnügen die Hände. Die Auseinandersetzung im Landtag hat uns politisch nur genützt.

Es steht schlecht um Brüning. Am Sonntag wird sich sein Schicksal entscheiden. Vielleicht kann er den Termin noch ein paar Tage hinausschieben. Aber das hilft ihm nichts mehr. Er gehört bereits zu den politisch Toten.

Freitag: Wir spazieren mit dem Führer am Strande herum. Er entwickelt seine Ansichten über die künftige Gestaltung der deutschen Politik. Wie immer, klug und mit kristallklarer Logik. Rust kommt von Oldenburg. Draußen am Strand werden Schießübungen veranstaltet. Nachmittags fährt alles wieder zu den Versammlungen ab. Ich rede in Wildeshausen. Vor lauter Bauern; bis auf die Straße stehen die Menschen. Hier ist es ein Hochgenuß, zu sprechen.

Auch in Oldenburg ist die Versammlung überfüllt. Man hat den Eindruck, als wenn alles nach einer Entscheidung fieberte. Und dabei wissen die Menschen gar nichts.

Um 2 Uhr nachts kommen wir wieder in Horumersiel an. Es ist wunderbar, auf einem kleinen, unbekannten Flecken Erde mit dem Führer und den engsten Freunden zu sitzen und bis in den grauenden Morgen zu erzählen.

Sonnabend: Heute haben wir alle ausgeschlafen. Der Führer ist schon weg. Am nächsten Dienstag werden wir uns in Mecklenburg wiedersehen. Er fährt gleich hin. Dort steigt der nächste Wahlkampf.

In Berlin steht alles gut. Allerdings nicht für Brüning.

Auch wir nehmen Abschied von Horumersiel.

Noch einmal geht der Blick über das weite Meer. Nach Wilhelmshaven. Dort liegen Kreuzer und Torpedoboote. Die „Köln" wird eingehend besichtigt. Ein Wunderwerk der Technik. Die Deutschen sind nicht unterzukriegen. Wir durchstöbern unter der fachmännischen Führung einiger Offiziere das ganze Schiff. Man wird stolz und voll von Bewunderung.

Die Marine ist fabelhaft in Form. Alle, Offiziere und Mannschaften, ganz für uns. Man liest den „Völkischen Beobachter" und den „Angriff". Von der „Schlesien" kommt ein Offizier und lädt uns zum Abendessen ein. Dabei wird eifrig disputiert. Die Leutnants sind fabelhafte, schlanke Jungen, wahre Bilder von soldatischen Männern. Und alle treten sie für uns ein.

Armes System! Ich unterhalte mich lange und stehe auf jede Frage Rede und Antwort. Die Marine ist richtig.

Ein paar Offiziere fahren in Zivil mit in die Versammlungen.

Zuerst rede ich in Jever und dann in Küstringen. Die Kommunisten versuchen sich in Gegendemonstrationen, aber die fallen so kläglich aus, daß sie nicht der Rede wert sind.

Um 10 Uhr mit dem Nachtzug nach Berlin.

29. Mai 1932.

In Berlin erwarten mich Unmengen von Arbeit. Ich packe sie in einen Koffer hinein und fahre gleich nach Caputh.

Heute mittag tritt Brüning bei Hindenburg an. Dort wird die Entscheidung fallen. Er hat gestern noch eine Rede geredet, in der er sich über die Krisengerüchte lustig machte. Aber das Lachen wird ihm bald vergehen. Ein letzter Rest von Skepsis bleibt allerdings im Herzen zurück. Wir sind so oft enttäuscht worden, daß man kaum glauben kann, daß es diesmal gelingen soll. Ich bin erst dann sicher, wenn wir den Sieg in den Händen haben. In Caputh ruhe ich von Oldenburg aus und bereite mich für Mecklenburg vor.

Am späten Abend eine Freudenbotschaft: Wir haben in Oldenburg die absolute Mehrheit. Von 46 Mandaten fielen 24 auf uns. Das ist der erste große Streich. Wenn es so im ganzen Land wird, dann gibt's kein Halten mehr.

30. Mai 1932.

Die Bombe ist geplatzt. Brüning hat um 12 Uhr dem Reichspräsidenten die Gesamtdemission des Kabinetts überreicht. Das System befindet sich im Fall. Der Reichspräsident hat die Demission angenommen. Ich rufe gleich den Führer an. Nun muß er sofort nach Berlin zurückkommen.

Auf einer großen Gau- und Pressekonferenz die Situation durchgesprochen. Die Parole wird ausgegeben. Alles rast vor Freude.

Ich fahre dem Führer, der von Mecklenburg kommt, bis Nauen entgegen. Die Nachricht von Brünings Sturz kam, als ich gerade im Begriff war, den letzten Aufsatz gegen ihn zu diktieren. Ich habe dann gleich Abschied von ihm genommen.

In Nauen treffe ich den Führer. Der Reichspräsident will ihn

im Laufe des Nachmittags sprechen. Ich steige in seinen Wagen über und orientiere ihn über alles. Wir sind außer uns vor Freude. Das ganze Land atmet auf.

In Berlin studieren wir die Presse. Dann geht der Führer zum Reichspräsidenten. Abends rede ich auf dem Gautag in den Tennishallen. Sie sind überfüllt und polizeilich gesperrt. Das wird ein Empfang! Die alten Parteigenossen wissen sich nicht zu fassen vor Begeisterung. Ich spreche 2 Stunden und umreiße dabei die ganze Situation.

In Wilmersdorf besuche ich noch kurz unsere SA. Der Führer erwartet mich schon zu Hause. Die Unterredung mit dem Reichspräsidenten ist gut verlaufen. Das SA.-Verbot wird fallen. Uniformen sollen wieder erlaubt sein. Der Reichstag wird aufgelöst. Das ist das Allerwichtigste.

v. Papen ist als Reichskanzler vorgesehen. Aber das interessiert nun nicht so. Wählen, wählen! Heran ans Volk! Wir sind alle sehr glücklich.

31. Mai 1932.

Der Aufmarsch der Skagerrakwache führt zu tollen Zusammenstößen mit der Polizei. Es wird geprügelt und geschossen. Letzte Schaustellung des Regimes. Die Menschenmassen sind wie verrückt vor Begeisterung. Ich gerate Unter den Linden, als ich eben im Begriff bin, nach Mecklenburg zu fahren, mitten in sie hinein. Das gibt ein Durcheinander. Die Schupo drischt, was sie kann. Gut so! Die Beulen, die sie den Menschen schlägt, heilen aus. Die Beulen aber, die sie dem System schlägt, sind unheilbar.

Im Kaiserhof wird noch eine kurze Beratung abgehalten. Der Führer kommt von einer Unterredung mit Papen zurück. Alles ist klar. An das SA.-Verbot will man noch nicht richtig heran. Noch weniger an die Auflösung des Reichstages. Aber da dürfen wir nicht nachgeben. Papen ist schon betraut.

In rasendem Tempo fahren wir nach Mecklenburg. Unterwegs stehen die Bauern der Mark auf den Straßen, halten den Wagen des Führers an und drücken ihm die Hand. Das erwachende Deutschland!

Unser liebes Severin! Hier sind wir wie geborgen. Der Führer fährt nach Wismar, ich fahre nach Güstrow. Alle Versammlungen sind natürlich überfüllt. Um Mitternacht sind wir wieder in Severin zurück, und dann werden bis 4 Uhr nachts Pläne geschmiedet. Die Reichstagswahlen stehen nun im Vordergrunde des Interesses.

Es ist schon hell, als wir schlafen gehen.

1. Juni 1932.

Nachrichten aus Berlin: Papen kommt mit seinem Kabinett zu Rande. Reichstagsauflösung steht nun fest. Wir wünschen, daß die Wahlen bereits am 3. Juli stattfinden. Je früher, desto besser. Man darf den Roten keine Zeit lassen, sich zu erholen.

Nachmittags fahren wir bei einem wundervollen Wetter nach Heiligendamm. Wir schlendern am Strande herum und freuen uns des schönen Sonnenscheins.

In Rostock ist die Versammlung überfüllt.

Um 2 Uhr nachts trifft alles wieder in Severin ein.

2. Juni 1932.

Wir warten den ganzen Vor- und Nachmittag auf Nachrichten aus Berlin. Um 4 Uhr kommen sie an. Die Gegenseite verlangt, daß der Führer einen Brief schreibe des Inhalts, er werde Papen auch nach der Wahl tolerieren. Das ist natürlich unmöglich. Abends rede ich in Parchim. Es herrscht eine riesige Begeisterung.

Nach den Versammlungen überlegen wir noch lange mit dem Führer zusammen. Er hat die Absicht, weder einen Brief noch eine Denkschrift zu schreiben. Hauptsache ist, daß aufgelöst und gewählt wird. Wir müssen ohne Verantwortung in die Wahl gehen, sonst mißlingt sie.

Auch auf der Gegenseite steht eine Reihe von Männern, die mit Vorsicht zu genießen ist. Es wird hin- und herintrigiert, daß es nur so eine Art hat. Gewiß spielen wir ein gewagtes Spiel. Aber um so mehr muß die Auflösung des Reichstags als eine Conditio sine qua non angesehen werden.

Der Führer beurteilt die Gegenspieler mit einer absolut sicheren Klarheit. Er denkt logisch und arbeitet frappierend schnell.

4. Juni 1932.

Freitag: Der Führer hat doch eine Denkschrift in der Frage Reichstagsauflösung diktiert. Inhalt: Sie muß erfolgen, weil sonst vorerst keine weitere Entwicklung mehr möglich ist. Der Führer trifft mit General Schleicher auf einem benachbarten Gut zusammen. Er gibt uns die Denkschrift noch einmal zu kurzem Überfliegen. Sie wird dann mit einem Motorradfahrer nachgeschickt. Der Motorradfahrer kommt zu spät. Die Unterredung ist bereits zu Ende, und so kann die Denkschrift nicht überreicht werden.

Als der Führer zurückkommt, strahlt er vor Zufriedenheit. Alles ist in Ordnung gegangen. Der Reichstag wird aufgelöst und das SA.-Verbot aufgehoben. Wir fahren gleich in die Versammlungen nach Wismar und Neukloster. Man redet jetzt mit besonderem Schwung und mit wahrer Hingabe. Der Führer spricht in Schwerin. Abends treffen wir uns alle in Heiligendamm, wohin auch Straßer kommt. Keiner traut ihm so recht.

Längst ist die Nacht über das Meer hereingefallen. Draußen liegt die „Schleswig-Holstein". Man sieht ganz undeutlich ihre Umrisse. Einige Offiziere sitzen im Kurhaus. Wir unterhalten uns lange mit ihnen und stellen wieder fest: Die Marine ist richtig.

Es ist schon ganz hell um 5 Uhr morgens. Da kommen wir in Severin an.

Sonnabend: Besuch aus Berlin. Kube und Kerrl sind gekommen. Es wird debattiert über die Frage des Wahltermins und das Problem Preußen. Am liebsten wäre uns allen der 3. Juli, und da wir in Preußen vor der Wahl keine Verantwortung übernehmen können und wollen, soll hier ein Reichskommissar eingesetzt werden. Auf jeden Fall müssen wir die Verantwortung entweder ganz oder gar nicht übernehmen.

Nachmittags reden der Führer und ich in Waren vor 30 000 Menschen. Die größte Versammlung, die Mecklenburg je gesehen hat. Dann ist der Wahlkampf zu Ende. Wir fahren in den lauen Abend hinein über Rheinsberg nach Berlin zurück. Der Führer telephoniert

noch mit General Schleicher. Frage Preußen bis zur Stunde unentschieden. Entweder ein Kommissar, oder wir stellen den Ministerpräsidenten.

Dann verläßt der Führer Berlin.

Die Zeitungen bringen die Nachricht, daß der Reichstag aufgelöst ist. Der Wahltermin bleibt noch unbestimmt.

5. Juni 1932.

Ich fahre für einen Tag nach Caputh. Dort versammeln sich meine Mitarbeiter aus Berlin und München, und wir legen im einzelnen die große Linie des Wahlkampfes fest. Er wird grandios und imponierend aufgezogen.

Die Kandidatenliste von Berlin wird aufgestellt; das ist immer eine unangenehme Arbeit. Den ganzen Nachmittag wird eine Unmenge Arbeit erledigt. Abends sind wir fertig und fahren dann zusammen nach Berlin zurück.

Ich rede in Schöneberg auf einem SA.-Abend. Ich kann dabei feststellen, daß die Stimmung im Volke eine ausgezeichnete ist.

Dann noch lange Unterhaltung mit einigen Parteifreunden über die Taktik der kommenden Revolution. Wir müssen uns von dem bürgerlichen Übergangskabinett so schnell wie möglich absentieren. Auch in Preußen dürfen wir keine Verantwortung übernehmen. Entweder hat man die Macht, oder man bleibt in der Opposition.

Das alles sind Fragen des Fingerspitzengefühls. Aber der Instinkt läßt sich hier nie betrügen.

6. Juni 1932.

Graf Helldorf war beim Innenminister v. Gayl, um ihm eine erste Spritze zu versetzen.

Mecklenburg hat ein fabelhaftes Wahlergebnis gezeitigt. Zwar hatten die Optimisten unter uns noch mehr erwartet, vielleicht hätten wir auch mehr erreicht, wenn nicht schon die Tolerierung des Papenkabinetts zu einem gewissen Rückschlag geführt hätte.

Die Kandidatenlisten sind aufgestellt. An solchen Tagen melden sich

immer Dutzende von Menschen als Reichstagsanwärter. Namen, die man nie gehört hat, und die sich jetzt großmütig der Partei zur Verfügung stellen.

Man will uns in Preußen an die Verantwortung binden. Papen und Schleicher haben die Deutschnationalen und das Zentrum in die Reichskanzlei geladen. Wir sollen mit heran. Das ist eine peinliche Aussicht; die Betulichkeit des Zentrums kommt einem gleich verdächtig vor. Der Führer ist Gott sei Dank nicht zu erreichen.

Bei einer Unterredung mit Papen stellt einer unserer Unterhändler fest, daß die preußischen Finanzen sich in einem katastrophalen Zustande befinden. Wir sollen also die Suppe auslöffeln, die die anderen eingebrockt haben. Dann schon lieber in der Opposition bleiben, bis wir die ganze Macht bekommen, um auch durchgreifend handeln zu können. So ist des Führers Meinung. Also wird eine Absage erteilt. In einem Leitaufsatz stelle ich schon unseren Zwischenraum zu Papen fest. Das ist notwendig, da wir sonst ins Zwielicht hineingeraten und damit unfähig werden zum Kampf.

Der Termin für die Reichstagswahlen ist auf den 31. Juli gelegt. Das ist der erste schwere Fehler, den dieses Kabinett macht. Je länger der Wahlkampf, desto besser für unsere Gegner. Wir werden schwer zu arbeiten haben, um dieses Versäumnis wieder gutzumachen.

9. Juni 1932.

Die Vorbereitungen für die Wahl sind in vollem Gange. Aber da der Wahltermin so weit hinausgeschoben ist, kann man sich etwas Zeit damit lassen.

In Mecklenburg besteht noch die Möglichkeit für eine absolute Mehrheit. Walter Granzow wird Ministerpräsident.

Am Mittwoch fahre ich nach Leipzig und rede in der großen Messehalle. 30 000 Menschen Kopf an Kopf. Eine phantastische Masse. Unsere Parole für diese Wahl ist nicht besonders stark. Gott sei Dank, wenn der Wahlkampf vorbei ist!

In der Nacht nach München weiter.

Es machen sich vielfach Zweifel gegen den Schleicherkurs geltend. Aber was nutzt das alles! Es blieb uns nichts anderes übrig, wenn wir Brüning zum Sturz bringen wollten. Wichtig ist jetzt nur, daß

wir die Situation ausnützen und arbeiten. Allerdings werden wir aufpassen müssen, da wir sonst bestimmt über den Löffel barbiert werden.

Bei der Neugliederung der Parteiorganisation hat Straßer sich einen Apparat aufgebaut, der wie eine Treibhauspflanze ausschaut. Dick und aufgequollen, aber ohne inneres Gerippe. Am Schreibtisch erdacht, aber nicht im Kampfe geworden.

Nachts wieder nach Berlin zurück. Der Führer läßt dem Reichskanzler einen Brief überbringen. In der Preußenfrage stellen wir Bedingungen, die das Zentrum nicht erfüllen kann.

Brüning schreibt eine schneidende Polemik gegen v. Papen. Der hat's ausgerechnet nötig.

10. Juni 1932.

Wahlplakate entworfen, Flugblätter geschrieben, Filme in Auftrag gegeben und dann scharfen Aufsatz in der Preußenfrage.

11. Juni 1932.

Die Reichstagskandidaten werden auf den Führer vereidigt. Sie sollen blind gehorchen, da die Partei wahrscheinlich durch schwere Krisen hindurch muß.

In Mecklenburg haben wir doch noch die absolute Mehrheit geschafft.

Abends fünfmal geredet, Friedrichshagen, Treptow, Frohnau, Spandauer Berg und Dahlem. Überall mit demselben Erfolg. Alle Säle überfüllt.

Nachts um 2 Uhr komme ich todmüde in Caputh an.

12. Juni 1932.

Der ganze Sonntag gehört mir selbst.

13. Juni 1932.

Der Führer ist in Berlin angekommen. Beim Frühstück sprechen wir die ganze Situation durch. Das Kabinett Papen hat schon viel an Boden verloren. Es besitzt keine Aggressivität. Die Minister lassen sich von der roten Presse auf das wüsteste beschimpfen. SPD. und KPD. sind nach ihrer ersten Bestürzung wieder obenauf. Die Länder gehen zum Angriff vor. Wenn wir nicht wären, dann könnte man an den Fingern ausrechnen, wann die bolschewistische Revolution ausbricht.

Aber es hat gar keinen Zweck, den bürgerlichen Politikern zu helfen. Sie finden doch immer wieder neue Möglichkeiten, um Fehler zu machen.

Der Führer hat eine Unterredung mit v. Papen. Er hält ihm auf das ernsteste alle Bedenken vor. Fordert dringender denn je die Aufhebung des SA.-Verbotes.

Mittags fliegt er wieder weg von Berlin.

Ich fahre nach Caputh und schreibe unter der Überschrift „Papen, werde hart!" einen wilden Aufsatz gegen das Kabinett.

Der Unwille über das ewige Zaudern dieser Regierung ist im ganzen Lande im Wachsen. Die Empörung richtet sich vor allem gegen den Innenminister v. Gayl, der uns am liebsten genau wie die Kommunisten behandeln möchte.

Aber vielleicht ist es gut, daß es so ist. Je schwächlicher die bürgerlichen Kabinette sich zeigen, um so notwendiger wird es den breiten Massen erscheinen, daß wir sie ablösen.

14. Juni 1932.

Ich habe eine lange Unterredung mit General v. Schleicher. Ich halte ihm alles vor, was sich an Groll und Unzufriedenheit in unseren Reihen angesammelt hat. Diese Regierung ist schwankend und saumselig. Wenn wir uns für ihr Tun verantwortlich machen lassen, dann werden wir alle Chancen verlieren. Den Roten schwillt der Kamm angesichts der Tatsache, daß sie den Dingen ihren Lauf läßt.

General v. Schleicher weiß kaum etwas auf all diese Vorhalte zu sagen. Aber es ist doch sehr unwahrscheinlich, daß etwas geändert wird.

Der Innenminister v. Gayl ist die erste Fehlbesetzung dieser Regierung. Ein blasser Ästhet erscheint mir ungeeignet, in diesen wilden Zeiten für Ordnung und Sicherheit zu sorgen. Er muß weg. Sonst wachsen die Roten ihm und uns über den Kopf. Das soll auch bei der Wahlpropaganda beachtet werden. Es liegt an uns, uns möglichst schnell aus der kompromittierenden Nachbarschaft dieser bürgerlichen Halbstarken zu verdrücken. Sonst sind wir verloren.

Ich reite im „Angriff" eine neue Attacke gegen das Papen-Kabinett. Das wird auf der Gegenseite mit steigendem Unwillen vermerkt.

Das SA.-Verbot ist immer noch nicht aufgehoben. Der Führer ruft ein halbes dutzendmal an einem Tage bei uns an und ist am Ende so wütend, daß man nur wünschen möchte, die Regierung selbst könnte dieses Telephongespräch belauschen. Es bleibt also nichts anderes übrig, als massiv anzugreifen.

Abends spreche ich mit Göring. Er war eben bei v. Gayl und bringt von dort denselben Eindruck mit, den wir alle haben: schwächlich, zaudernd, ohne Initiative und ohne Verantwortungsfreudigkeit. Aus Angst vor der Öffentlichkeit schiebt er die Aufhebung des SA.-Verbotes immer weiter hinaus. Also weg mit ihm und Kampf gegen ihn!

Ich stimme mit Göring in allen grundsätzlichen und taktischen Fragen überein.

Straßer spricht am Rundfunk. Für mein Gefühl zu wenig aggressiv. Die gegnerische Presse nennt diese Rede „staatspolitisch klug". Das ist eigentlich das vernichtendste Urteil, das man sich denken kann.

Abends gehe ich mit 40, 50 SA.-Führern, die in voller Uniform trotz Verbot aufkreuzen, in ein großes Café am Potsdamer Platz, um zu provozieren. Wir haben nur den einen sehnlichen Wunsch, daß die Polizei uns verhaftet. Wir möchten das gerne Herrn v. Gayl gönnen. Vielleicht würde er durch solch einen Skandal aus seiner Bierruhe aufgeschreckt.

Leider tut uns der Alexanderplatz, der uns doch sonst so manchen Dienst erwies, diesen Gefallen nicht. Ganz langsam spazieren wir um Mitternacht über Potsdamer Platz und Potsdamer Straße. Aber kein Aas rührt sich. Die Wachtmeister schauen uns ganz verdutzt an und wenden dann beschämt den Blick zur Seite.

15. Juni 1932.

Auf der Fahrt nach Frankfurt. Das Kabinett hat seine erste Notverordnung erlassen. Sie ist scharf kapitalistisch und trifft vor allem die Armen hart. Dagegen gibt's nur Kampf. Eine weitere Tolerierung ist nun ausgeschlossen.

Von Frankfurt fahren wir durch eine gesegnete Landschaft ins Hessenland zum Wahlkampf. Nach Nidda. Die Bauern halten Heuernte. Von allen Feldern grüßen sie mit erhobener Hand.

In Nidda sind sie zu Tausenden aufmarschiert. Es herrscht eine unerträgliche Hitze. Aber man muß sich schon hindurchreden.

Ich wohne irgendwo auf dem Lande in einem ganz verschwiegenen Idyll. Draußen vor meinem Fenster rauscht eine Eiche. Als ich zum Schlaf komme, bricht schon ein wundervoller Tag auf.

16. Juni 1932.

Quer durch den Taunus in herrlicher Fahrt. Wiesbaden—Mainz. Dort im überfüllten Stadion gesprochen. In rasender Fahrt nach Bingen. Die Zuhörerschaft setzt sich fast ausschließlich aus Zentrumsangehörigen zusammen. Ich attackiere auf das schärfste die politisierende Geistlichkeit.

In Frankfurt besuche ich auf der Heimfahrt den Führer, der dort abgestiegen ist. Das SA.-Verbot ist gefallen. Nun muß das Demonstrationsverbot noch aufgehoben werden. Das ist typisch bürgerlich, alles halb oder zu spät tun. Damit wird nichts gebessert, sondern alles nur verschlechtert.

17. Juni 1932.

Das ist das Wunderbare an so einer Wahlwoche: den Tag über kann man sich ausruhen, in der Sonne sitzen, faulenzen und nachdenken. Abends fährt man dann in die Versammlungen.

Nach Alsfeld. Großer SA.-Aufmarsch. Zum erstenmal seit langer Zeit sieht man wieder Braunhemden. Ein wunderbarer, ergreifender Anblick, der das Herz aufs tiefste bewegt.

In Lauterbach ist der ganze Marktplatz überfüllt. Ein paar rote Schreier haben sich im Hintergrunde der Demonstration aufgestellt und brüllen den ganzen Eindruck weg. Unsere dortige Ortsgruppe ist von einer bemerkenswerten Schlappheit. Mir bleibt nichts anderes übrig, als den Bezirksführer coram publico nach Strich und Faden abzukanzeln. Dann nehme ich mir ein paar beherzte SA.- und SS.-Männer und mache der Schreierei sehr bald ein Ende.

Hier wieder der Beweis dafür: lieber ein paar, die zusammenhalten, als einige Tausend, die sich terrorisieren lassen.

20. Juni 1932.

Sonnabend: Den ganzen Tag in der Sonne gelegen, mit Stahlhelmern diskutiert und abends Abschied von diesem wunderbaren Idyll. Es war sehr schön.

In Langen endet die Versammlung mit einer Prügelei. Einer unserer Begleiter wird verletzt, sonst aber geht alles gut.

Bei der Durchfahrt durch Meerfelden wird unser Wagen von einem Steinbombardement zugedeckt. In Groß-Gerau gibt es eine wunderbare Versammlung. Auf der Rückfahrt durchqueren wir 20 Minuten lang rote Demonstrationszüge. Zwar schreien alle „Nieder!" aber keiner erkennt uns. Vielleicht ist das unser Glück. Die ganzen Dörfer sind in Aufregung. Der hessische Wahlkampf ist zu Ende.

Frankfurt—Fulda. 10 Kilometer vor Fulda treffen wir verabredungsgemäß mit dem Wagen des Führers zusammen. Scheinwerferkegel, die in die Luft stoßen, geben schon von ferne das Signal. Alle sind froh, daß diese Strapaze aus ist. Es wird schnell noch Picknick gemacht, da wir alle vollkommen ausgehungert sind, und dann brausen wir in einem Höllentempo bis Weimar weiter.

Es ist schon hell, als wir dort ankommen.

Sonntag: Wir hatten uns das so schön ausgedacht, daß wir heute einmal bis mittags ausschlafen wollten. Statt dessen aber postiert sich morgens um 8 Uhr ein Mädchenchor vor dem Hotel, der mit großer Begeisterung seine Volks- und Wanderlieder erklingen läßt. Nicht alle sind wir sehr begeistert davon. In Gottes Namen also heraus aus den Federn! Der Führer und ich reden noch kurz in der

Weimarhalle vor den Amtswaltern des Gaues Thüringen, und dann geht es in Richtung Berlin weiter.

Überall unterwegs marschieren unsere Braunhemden auf. Oft wird der Führer erkannt, und dann will der Jubel kein Ende nehmen.

Nachmittags um 5 Uhr treffen wir alle in Caputh ein. Der Führer bleibt bis spätabends dort. Ich rede zwischendurch noch in Hoppegarten und Adlershof. In Adlershof wird die Sache etwas gefährlich, da die Kommunisten Überfälle geplant haben. Aber wir wissen uns schon unserer Haut zu wehren.

Bei meiner Rückkehr nach Caputh ist das Ergebnis des hessischen Wahlkampfes schon da. Wir sind von 27 auf 32 Mandate gestiegen. Wir haben zwar nicht die Mehrheit, aber angesichts der kolossalen Schwierigkeiten, vor allem durch die Politik des von uns tolerierten Kabinetts, einen guten Erfolg zu verzeichnen.

Montag: Berge von Arbeit warten. Dutzende von Konferenzen sind abzuhalten. Ich schreibe erneut einen scharfen Aufsatz gegen v. Gayl.

Ich habe für den Rundfunk ein Manuskript eingereicht, muß aber so viel daran ändern, daß kaum noch etwas davon übrigbleibt. Die Herren im Innenministerium sind wandelnde Paragraphen.

Immer noch meint man, wir müssen in Preußen die Verantwortung übernehmen. Aber der Führer lehnt das strikte ab. Er hat eine Unterredung mit v. Gayl, der ihm verspricht, die Länder zur Ordnung zu rufen. Wer das glaubt, bekommt einen Taler.

22. Juni 1932.

Dienstag: Mit dem Führer einen Nachmittag in Caputh zusammengesessen. Die Preußenfrage ist nun endlich klar; wir übernehmen keine Verantwortung. Wir wollen an die Macht, jetzt aber wird um die Macht gekämpft. Eine Reihe von Parteigenossen können diesen Standpunkt noch nicht verstehen. Aber in der Zukunft wird sich erweisen, wie richtig er ist. Der Führer bleibt in dieser Frage hart und unerbittlich.

Mittwoch: Mit dem Führer die ganze Propaganda durchgesprochen. Das geht immer sehr schnell, weil der Führer für Propaganda einen so feinen Instinkt und ein so absolut sicheres Gefühl hat. Es wird ein ganz großer Kampf.

Wir erhalten die Nachricht, daß Severing resignieren will. Er möchte von der Verantwortung weg. Also dürfen wir sie ihm nicht abnehmen.

Einige unter uns vertreten die Meinung, man müsse in Preußen mit dem Zentrum einen Kompromiß eingehen. Wir stemmen uns mit aller Macht gegen diesen Fehlschluß.

Kerrl wird im Landtag endgültig zum Präsidenten gewählt. Das Präsidium bleibt marxistenrein.

Die Konferenz der Länder endet mit einem Kompromiß. Gayl ist der Schwächling geblieben, als den wir ihn angesehen hatten.

Der bolschewistische Blutterror nimmt unerträgliche Formen an. Die Regierung ist dagegen vollkommen tatenlos. Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als uns selbst zu wehren.

Der Führer ist nach Nürnberg abgefahren.

Ich arbeite ein sehr scharfes Referat für die nächste Sportpalast-Versammlung aus. Dort werde ich mir allen Groll von der Seele herunterreden.

23. Juni 1932.

Im Landtag wird nicht viel ersprießliche Arbeit geleistet. Aber man muß da sein, damit die Roten uns nicht durch eine unvorhergesehene Abstimmung in eine peinliche Situation hineinversetzen. Die ganze Zeit, die man dort verbringt, ist nutzlos vertan. Man drückt sich in den Fluren herum, und wenn es gut geht, hält man ein paar Besprechungen ab. Der Parlamentarismus ist organisierter politischer Leerlauf.

Abends im Sportpalast. Da herrscht allerdings eine andere Atmosphäre. Der Sportpalast ist die große politische Tribüne der Reichshauptstadt, und w i r haben ihn dazu gemacht. Es geht von dieser Halle ein eigenartiges Fluidum aus. Wenn man sie bei Überfüllung betritt, wird man sofort davon berührt und empfangen.

Heute abend ist sie von einem Menschenheer Kopf an Kopf besetzt. Eine grenzenlose Begeisterung herrscht. Alle fühlen, daß die Entwicklung zu Entscheidungen drängt. Die Musik erklingt, und dann marschieren die alten, lieben Fahnen und Uniformen wieder ein.

Vor diesem Publikum zu sprechen ist ein Hochgenuß. Man vergißt dabei Zeit und Raum. 2½ Stunden und mehr rede ich. Ich reite eine scharfe Attacke nach der anderen gegen das Kabinett. Am Ende gibt es riesige Ovationen.

Nun müßte Herr v. Gayl eigentlich reif zum Sturz sein.

Ein eigentümliches Gefühl, aus dem wogenden Menschenmeer des Sportpalastes durch die jubelnden Massenmauern der Potsdamer Straße zu fahren und dann einige Minuten später in der grenzenlosen Stille des Zuhause zu sitzen. Spät und müde kommt man an und fällt dann wie tot ins Bett.

Ich lese schon beim Einschlafen in den Zeitungen, daß die Kommunisten in Moabit Barrikaden aufgerichtet haben. Die Revolver und die Maschinenpistolen knallen schon wieder. Rotfront gibt Herrn v. Gayl die gebührende Antwort.

Wenn solche Männer ein Jahr regierten, dann wäre Deutschland reif zum bolschewistischen Umsturz.

Wir müssen so schnell wie möglich von ihnen Abstand gewinnen, sonst geraten wir in den Strudel ihres Unterganges mit hinein. Vor allem im Wahlkampf ist das nötig. Die Menschen würden im anderen Falle irre an unserer Ehrlichkeit.

24. Juni 1932.

Der Landtag stirbt an seiner eigenen langweiligen Öde. Wir dürfen uns an diesem parlamentarischen Betrieb nicht beteiligen. Das verstehen die Routiniers der Mittelparteien besser. Auf unserem Parkett sind wir nicht zu schlagen. Aber lassen wir uns von den anderen auf ihr Parkett locken, dann fangen wir gleich an zu straucheln. Vor allem mit den Sachverständigen ist das so eine eigene Sache. Als sachverständig gilt immer der, der eine Sache in- und auswendig kennt, der seine Kenntnis mit Zahlen, Daten und Statistiken belegen kann. Meistens aber vergißt er vor lauter Gelehrsamkeit das Wesen der Sache, und im Prinzip ist er dann vielfachen Irrtümern ausgesetzt.

Meine Rede im Sportpalast hat einen wahren Sturm der Entrüstung in der bürgerlichen Presse hervorgerufen. Die Juden-Journaille windet sich vor Verlegenheit. Sie möchte uns gerne diese

Regierung und ihre Handlungen ans Bein binden. Das geht nun nicht mehr. Andererseits aber ist sie versucht, nach alter Methode uns des blinden Radikalismus zu beschuldigen. Das zieht in diesem Falle auch nicht.

Abends rede ich in zwei überfüllten Versammlungen in Wittenberg. Auf der Straße tobt der Janhagel, und es kommt auch gleich zu schwersten Zusammenstößen.

Die Regierung aber überlegt, ob der Nationalsozialismus unterschiedlich zum Kommunismus behandelt werden darf.

In der Nacht noch überlegen wir in der Schriftleitung einen ganz klobigen Angriff gegen den Berliner Vizepolizeipräsidenten Isidor Weiß. Der muß nun zur Strecke gebracht werden. 6 Jahre lang kämpfe ich gegen ihn. Er ist für jeden Berliner Nationalsozialisten der Repräsentant des Systems. Wenn er fällt, dann ist auch das System nicht lange mehr zu halten.

Der Landtag beschließt, einen Untersuchungsausschuß gegen ihn einzusetzen. Wir geben diesem Gremium sinnigerweise den Namen „Chikago-Ausschuß".

Die Rache ist ein Gericht, das kalt genossen wird.

25. Juni 1932.

Jeden Tag läuft ein Stapel von Drohbriefen ein. Mit den unflätigsten Beleidigungen und den tollsten Erpressungsversuchen. Die meisten sind dem Stil und Jargon nach von Juden geschrieben. So kann nur ein Hebräer schimpfen. Man liest zwischen den Zeilen einen geradezu alttestamentarischen Haß und Rachedurst.

Wir haben Plakate geschrieben, die, wenn sie nicht verboten werden, die ganze Reichshauptstadt auf den Kopf stellen. Das Polizeipräsidium hat den „Angriff" auf 5 Tage gekillt. Wegen unseres Vorstoßes gegen Isidor Weiß. Er ist augenscheinlich in Schwulitäten und tut, was er kann, um sein bißchen Renommée zu retten.

Ist Herr v. Gayl noch Innenminister? Wenn ja, was gedenkt er dagegen zu tun?

Wir legen bei ihm Protest ein, aber das ist ja nur eine Formalie.

Der rote Terror nimmt in einem Maße zu, das geradezu aufreizend wirkt. Unsere Leute sind in verzweifelter Stimmung. Jede

Stunde kann eine gewaltsame Explosion ausbrechen. Wir sind vollkommen machtlos dagegen.

Das Land Bayern sperrt sich gegen die Aufhebung des Demonstrationsverbotes. Diesen christ-katholischen Gottesmännern mit dem frommen Augenaufschlag wäre es am allerliebsten, wenn wir waffenlos dem roten Mordtreiben preisgegeben wären. Je mehr von uns beiseite geschafft werden, um so weniger können wir der Bayerischen Volkspartei Schwierigkeiten machen.

Mittags beerdigen wir draußen auf dem Friedhof unseren ermordeten Kameraden Köster. Unsere SA.-Leute sind weiß vor Wut und Empörung. Jeder fühlt, daß etwas geschehen muß. Ich rede mir allen Haß und alle Wut von der Seele herunter. 10 000 Menschen hören mit einer grenzenlosen Erbitterung zu.

Nach Hause, an den Schreibtisch gesetzt. In einem rasenden Tempo der Wut Plakate und Aufrufe geschrieben. Abends in überfüllten Versammlungen in Schlachtensee, Grünau und auf der Frankfurter Allee gesprochen. Vor den Arbeitern redet es sich immer am besten. In ihnen steckt noch so viel ungebrochene Kraft.

Wenn man auf dem Heimweg durch abgelegene, menschenleere Straßen fährt, dann sieht man an den Häuserwänden im Dunkel der Nacht die roten Mordkolonnen vorbeischleichen. Wer wird diesmal wieder sein Leben lassen müssen? Es ist zum Verzweifeln; man darf gar nicht darüber nachdenken.

Ein SA.-Trupp, der vom Begräbnis zurückkehrt, wird aus dem Gebäude des „Vorwärts" heraus von Reichsbannerstrolchen beschossen. 2 Schwerverletzte. Soweit sind wir also schon. Und an der Spitze des Reiches steht ein nationales Konzentrationskabinett.

26. Juni 1932.

Unten an meiner Wohnung ziehen die Kolonnen des Reichsbanners vorbei. Zum Stadion. Dort spricht Herr Löbe. Die Strolche stellen sich vor dem Hause auf und veranstalten eine Katzenmusik. Bis plötzlich ein Trupp SS., der im Hause liegt, aus der Türe herausbricht und dem Spuk ein schnelles Ende macht.

Ich rede nachmittags in Potsdam und Reinickendorf. In Reinickendorf ist die Versammlung mit einigen Gefahren verbunden. Die rote

Meute hat die umliegenden Straßen abgesperrt, so daß man nur schwer zum Versammlungslokal vordringen kann.

Aber wir haben in den vergangenen 6 Jahren die ganze Technik des praktischen Kampfes um die Reichshauptstadt so beherrschen gelernt, daß für uns darin kaum noch etwas unmöglich ist.

Im Nachtzug nach München. Ich bespreche mit einigen SA.-Führern die ernste Lage in Berlin. Dort herrscht latenter Bürgerkrieg. Er kann jeden Augenblick furchtbar zum Ausbruch kommen. Wir müssen aufpassen und dürfen keine Gelegenheit übersehen, um die Sicherheit der Partei zu wahren und gegebenenfalls die Macht an uns zu reißen.

27. Juni 1932.

Kurze Nachtruhe. München. Der Wahlkampf ist in der Vorbereitung fertig. Vor den Gauleitern werden noch einmal die Richtlinien festgelegt. Eine kurze Aussprache, und dann geht alles wieder an die praktische Arbeit.

Die bayerische Systempresse hat in unverschämter Weise meine letzte Sportpalastrede gefälscht und daraus einen formlosen Angriff gegen das bayerische Volk gemacht. Es bedarf keiner Betonung, daß Herr Held mit dem bayerischen Volk ebensowenig zu tun hat wie eine Kuh mit dem Sonntag. Ich schreibe gegen die Ausfälle der bayerischen Systempresse eine sehr scharfe Erwiderung.

Die Vorbereitungen für die großen Wahlschlachten sind so weit getroffen, daß wir nur noch auf den Knopf zu drücken brauchen, dann fängt die Lawine an zu rollen.

Straßer hat es sehr klug verstanden, sich die Partei in die Hand zu spielen. Er meint, durch organisatorische Umänderungen den Apparat in einen neuen Kurs hineinbringen zu können. Das ist aber alles zu klug gemacht, als daß es gelingen könnte. Jeder Versuch, die Partei zu spalten oder sie in ihrem Gefüge umzumodeln, wird scheitern an der Treue aller Parteigenossen zum Führer. Aber trotzdem ist es unsere Aufgabe, Obacht zu geben. Jedenfalls kann der Führer sich auf uns alle verlassen.

Straßer redet nachmittags vor den Gauleitern. Als Biedermann. Er hinterläßt wie immer eine deprimierende Stimmung.

Dann kommt der Führer und spricht. Er geht scharf mit dem bayerischen Separatismus ins Gericht. In den Fragen der Einigkeit des Reiches denkt er ganz groß und stark an die Zukunft gebunden. Den Treibereien der Bayerischen Volkspartei setzt er unsere Wahlparole entgegen: „Für des deutschen Volkes Einigkeit und für des Reiches Kraft und Stärke!"

Ich habe nachher noch eine kurze Unterredung mit ihm. Aus jeder dieser Unterhaltungen geht man gestärkt und erfrischt heraus.

Abends auf der Heimfahrt spreche ich mich noch einmal ausführlich mit Helldorf über die in Berlin gegen den roten Terror zu ergreifenden Maßnahmen aus. Wir werden uns nicht sinnlos abschlachten lassen. Wenn's nicht anders geht, dann stellen wir die Regierung vor fertige Tatsachen.

29. Juni 1932.

Der „Angriff" führt einen unentwegten Kampf gegen Isidor Weiß. Aber dieser Bursche bleibt dickfellig und frech auf seinem Sessel sitzen. Abends halte ich in den Tennishallen einen letzten Generalappell der Amtswalter für den Wahlkampf ab.

Nun kann's losgehen!

1. Juli 1932.

Es beginnt die Reiserei wieder. Die Arbeit muß im Stehen, Gehen, Fahren und Fliegen erledigt werden. Die wichtigsten Unterredungen hält man auf der Treppe, im Hausflur, an der Türe, auf der Fahrt zum Bahnhof ab. Man kommt kaum zur Besinnung. Man wird von Eisenbahn, Auto und Flugzeug kreuz und quer durch Deutschland getragen. Eine halbe Stunde vor Beginn kommt man in einer Stadt an, manchmal auch später, dann steigt man auf die Rednertribüne und spricht.

Das Publikum hat meistens gar keine Ahnung davon, was der einzelne Redner am Tage schon alles durchgemacht hat, bevor er abends zum Reden kommt. Viele stellen sich gewiß vor, er täte nichts anderes als nur reden. Sie werden ungerecht gegen ihn, wenn er müde oder nicht ganz in Form ist. Sie bedauern, daß er nicht auf der Höhe

des Witzes und der Prägnanz des Wortes steht. Unterdes aber müht er sich ab mit der Hitze, mit dem Wort, mit der Logik des Gedankens, mit einer Stimme, die heiser und heiserer wird, mit der Tücke einer schlechten Akustik, mit der schweren Luft, die von 10 000 aufeinandergepferchten Menschen auf ihn dringt; und am anderen Tag stellt dann ein gelehrter Schreiber, der irgendwo an einem sicheren Plätzchen in der Versammlung gesessen hat und hin und wieder ein Stichwort notierte, mit erhobenem Zeigefinger fest, daß der Redner leider die sonst an ihm gewohnte Frische diesmal habe vermissen lassen. D. h. diese Frische hat er sonst auch nie festgestellt, wenn sie da war. Er stellt nur fest, wenn sie fehlt.

Mit der Eisenbahn bis Hamburg. Von Hamburg in einem vorsintflutlichen Auto über holprige Umleitungen nach Kiel. Die einzige Freude besteht darin, daß man sich 2 Stunden lang mit einem braven schleswig-holsteinischen Parteigenossen unterhalten kann.

Die ganze Stadt Kiel prangt in unserem Flaggenschmuck. Die große Halle ist von 15 000 Menschen überfüllt. Es herrscht eine wahnwitzige Hitze, und man muß sich krampfhaft zusammennehmen, um beim Reden nicht umzufallen. Eine Schüssel mit kleinen Eisstückchen, die man von Zeit zu Zeit in die fiebrig-heißen Hände nehmen kann, schafft wenigstens etwas Erleichterung.

Wenn die Rede zu Ende ist, befindet man sich in einem Zustande, als ob man in vollen Kleidern eben aus einem heißen Bad herausgezogen würde. Dann steigt man ins Auto, fährt wieder 2 Stunden über holprige Umleitungen nach Altona zurück. Dort kommt man um 2 Uhr nachts an, bespricht noch bis 4 Uhr morgens dringende Parteiangelegenheiten mit den dortigen Kameraden, und um 6 Uhr fährt man dann wieder mit dem Fernzug nach Berlin zurück. Eine besondere Freude wird einem bereitet, wenn irgendein Mitreisender das Bedürfnis verspürt, in freundlicher Unterhaltung die Müdigkeit wegzuscheuchen und die lange Fahrt auf das angenehmste zu verkürzen.

In Berlin stürzt man sich auf die eben erschienene Morgen- und Mittagspresse. Das Kabinett fügt uns täglich mehr Schaden zu. Man kann fast an den Fingern abzählen, wieviel Millionen Stimmen wir verlieren. Die Roten haben es klug verstanden, uns für die Papenschen Notverordnungen verantwortlich zu machen. Zu allem Unglück versendet der Herrenklub ein Rundschreiben, in dem wichtig-

tuerisch mitgeteilt wird, daß der Führer alle Maßnahmen dieses Kabinetts decke und billige.

Das steht nun im „Vorwärts" zu lesen.

Da soll man nicht aus der Haut fahren. Wir mühen und rackern uns ab, schlagen uns die Nächte um die Ohren, reden uns die Lunge aus dem Leibe, schrecken vor keinen Strapazen zurück, und diese vornehmen Herren machen dann mit einer einzigen Dummheit alle Arbeit wieder zunichte.

Jetzt hilft kein Mundspitzen mehr, nun muß gepfiffen werden. Ich diktiere gleich eine scharfe Information an unsere Presse mit dem Anheimgeben, die Indiskretion des Herrenklubs brüsk und rücksichtslos zurückzuweisen. Jetzt müssen wir uns, koste es, was es wolle, aus dieser Enge herauspauken. Wir dürfen nicht im Zwielicht stehenbleiben.

Herr v. Gayl fordert den preußischen Innenminister Severing auf, den „Vorwärts" und die „Kölnische Volkszeitung" zu verbieten. Herr Severing weigert sich, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Das nennt sich eine autoritäre Regierung.

In ein paar Tagen soll der Wahlkampf auf Hochtouren gedreht werden. Dann liegen 4 schwere Wochen vor uns. Uns ist ein geheimes Rundschreiben der SPD. in die Hände gefallen. Danach haben wir noch einiges zu erwarten.

Als wir vom Lehrter Bahnhof zum Büro zurückfahren, fällt es einem SPD.-Abgeordneten aus lauter Übermut ein, uns auf offener Straße maßlos zu beschimpfen. Er bekommt gleich ein paar wohlgezielte Ohrfeigen und scheint sich damit zu beruhigen.

Der „Angriff" feiert sein Fünfjahresjubiläum. Er hält mit viel Humor, Witz und Schmiß Rückschau. Die Laune ist uns in diesen 5 Jahren niemals verlorengegangen; aber welch eine Unsumme von Arbeit, Sorge und Leid liegt auch in diesem halben Jahrzehnt! Wir brauchen uns unseres Kampfes nicht zu schämen.

Unsere Position wird unter dem segensreichen Wirken dieser Regierung zusehends schlechter. Wir kämpfen schon in der Defensive. Das ist so ungewohnt, daß man kaum noch weiß, wie man das machen soll.

Jetzt gilt es, alle Kraft daranzusetzen, aus der Defensive herauszukommen.

Wir müssen schlagen und angreifen, dann werden wir auch siegen.

2. Juli 1932.

Wir müssen unsere SA. zum Selbstschutz zusammenfassen. So geht das nicht weiter. Mit einem wahrhaft teuflischen Übermut fallen die roten Mordkolonnen über unsere Kameraden her. Im Wedding haben wir wieder 1 Toten und 10 Schwerverletzte zu beklagen. Die Krankenhäuser weigern sich, unsere Verwundeten aufzunehmen. Wir haben eigene Lazarette eingerichtet, aber um sie sachgemäß instand zu halten, fehlt das nötige Geld.

Man zittert jeden Tag, daß irgendeine Gruppe die Nerven verliert und losschlägt. Die Situation ist bis zum Zerreißen gespannt. Bei der Regierung finden wir kaum einen Schutz.

Sechs Standardplakate diktiert. In ihnen ist die Linie des ganzen Wahlkampfes festgelegt.

In der Schöneberger Ameise liegt ein besonders gefährdeter Sturm. Er geht am späten Abend zur Gegenaktion vor, weil der Terror unerträglich wird. Abend für Abend wird dieses Lokal von roten Schützen beschossen. Die einfachen Leute können das gar nicht verstehen. Wir müssen alle Kraft zusammennehmen, um eine gewaltsame Explosion zu vermeiden.

3. Juli 1932.

In Dessau ist ein großer SA.-Aufmarsch. Bei der Besichtigung werden 20 000 Braunhemden gezählt. Über dem leuchtenden, farbigen Feld strahlt ein wunderbarer Sonnentag. Nachmittags marschieren die Kolonnen vorbei, 2 Stunden lang im ewigen Gleichschritt; ein prachtvolles Menschenmaterial, groß, blond, beste deutsche Jugend. Trotz der maßlosen Provokationen, die diese jungen Männer zu ertragen haben, halten sie eine fabelhafte, bewundernswerte Disziplin. Mit ihnen kann man eine Revolution machen.

Ein herrlicher Anblick, nach so langer Zeit wieder einmal die braunen Bataillone vorbeimarschieren zu sehen.

Abends ist ganz Dessau auf dem großen Festplatz versammelt, und mitten zwischen der Bevölkerung stehen diese 20 000 braunen Soldaten. Vor ihnen kann man reden.

Wir bummeln durch den Fläming nach Berlin zurück und sind

ganz eingehüllt von der wunderbaren, romantischen Einsamkeit dieser stillen Fahrt.

Man hat nur eine Sehnsucht: daß der Wahlkampf bald zu Ende geht und man wieder Mensch sein kann.

5. Juli 1932.

2 Tage lang nur Plakate, Flugblätter und Aufsätze diktiert. Bis zur Bewußtlosigkeit. Dann noch eine Rede für den Rundfunk „Nationalcharakter als Grundlage der Nationalkultur". Bei dieser Regierung muß man wie die Katze um den heißen Brei gehen. Jedes harte Wort ist verpönt; man darf die Dinge nicht beim Namen nennen.

7. Juli 1932.

Mit Graf Helldorf unsere Gegenaktion gegen den roten Terror festgelegt. Der Innenminister Gayl hat einen Aufmarsch der SA. Unter den Linden verboten. Dasselbe müßte sonst den Kommunisten gestattet werden. Auch ein Standpunkt! Wir werden ihm in den nächsten Tagen im Lustgarten schärfsten und erbittertsten Kampf ansagen.

Am Nachmittag legen wir den ermordeten SA.-Mann Steinberg in die Erde. Am Grabe spielen sich erschütternde Szenen ab. Gleich darauf versammle ich meine Mitarbeiter und gebe die Losung gegen Gayl aus. Der Lustgartenaufmarsch wird schon in diesem Zeichen stehen.

8. Juli 1932.

Der Führer kommt mit seiner Begleitung in Berlin an. Wir sitzen zu Hause und sprechen eingehend die ganze Lage durch. Er ist maßlos empört über die verantwortungslose Saumseligkeit, mit der der Innenminister v. Gayl die Dinge laufen läßt. Er ist mit meiner Kampfansage gegen ihn einverstanden. Nun kann es also losgehen.

Wir fühlen uns alle wie von einem Alpdruck befreit. Solange wir im Zwielicht standen, war uns nicht wohl zumute. Jetzt aber, da wir kämpfen und angreifen können, hellt der Himmel sich wieder auf.

Mein Presseaufruf gegen den Innenminister v. Gayl schlägt ein wie eine Bombe. Man hatte wohl in der Wilhelmstraße erwartet, daß wir lammsgeduldig zuschauten, ohne auch nur einen Finger zu rühren.

Die Lausanner Konferenz hat mit einem Mißerfolg geendet. Wir haben kaum greifbare Ergebnisse herausgeholt. Wir werden erst dann in der Außenpolitik zu Erfolgen kommen, wenn hinter unseren Forderungen das ganze Volk steht.

Im Sportpalast sind die Arbeiter versammelt. Dort redet es sich gut.

Der Führer war bei General Schleicher. Er hat ihm mit aller Deutlichkeit die Mängel der von diesem Kabinett betriebenen Politik dargelegt. Die Wilhelmstraße ist sich jetzt klar darüber, daß wir zum Angriff übergehen.

10. Juli 1932.

Mit unserem Reichspressechef Dr. Dietrich wird die Einschaltung der nationalsozialistischen Zeitungen in den Wahlkampf festgelegt. Bei dieser Wahlaktion muß alles an einem Strang ziehen. Auch die Presse dient bis zur Entscheidung nur unseren propagandistischen Zielen.

Mein Vorstoß gegen Gayl ist nicht ohne Folgen geblieben. Die ganze Presse greift ihn auf.

Krach mit dem Reichsinnenministerium wegen meiner Rundfunkrede. Wenn ich das alles herausstreiche, was dort verlangt wird, dann bleiben nur Worte übrig.

Im Lustgarten stehen 100 000 Menschen. Jedes Fleckchen Erde ist besetzt. Es herrscht eine Siedehitze von Spannung und Stimmung. Als erster redet Graf Helldorf. Er geht gleich mächtig ins Geschirr. Attackiert Gayl auf das schärfste. Ich schlage dann weiter in die Kerbe und mache daraus einen Vorstoß gegen das ganze Kabinett. Die Kampfansage wird von den Massen mit einer nie gesehenen Begeisterung aufgegriffen.

Mit dieser gewaltigen Massenkundgebung haben wir den Ring gesprengt. Wir sind nun frei von der Tolerierungspolitik. Jetzt können wir wieder in eigener Richtung marschieren.

Abends noch dreimal draußen in den Vororten gesprochen. Nach der Riesenkundgebung im Lustgarten ist die ganze Partei wie vom Taumel ergriffen. Wir sind wieder im Angriff. Ein Nationalsozialist fühlt sich nur wohl, wenn er kämpfen kann. Ich stelle das vor allem bei dem Besuch von einigen SA.-Lokalen fest. Unsere Jungen sind außer Rand und Band. Mit ihnen kann man Pferde stehlen.

11. Juli 1932.

Eine endlose Fahrt mit dem Wagen ins Rheinland. Eine Nacht in der Heimat. Und dann ein wunderbarer Tag. Sonne, Luft und überall marschierende SA.

Ich streife durch die alten Stätten meiner früheren Arbeit. Jugenderinnerungen!

12. Juli 1932.

Wir pauken uns durch den tobenden Janhagel in Düsseldorf und Elberfeld. Eine tolle Tour. Wir hatten gar keine Ahnung, daß die Sache so ernst würde. In unserer ganzen Harmlosigkeit fahren wir im offenen Auto ungetarnt in Uniform nach Hagen herein. Die Straßen sind schwarz voll von Menschen. Alles Mob und kommunistischer Pöbel. Sie sperren die Durchfahrt ab, so daß wir weder vorwärts noch rückwärts können. Es bleibt nichts anderes übrig, als Signal zu geben und einfach weiterzufahren. Und zwar hartes Tempo aufsetzen. Damit die Burschen wissen, daß jetzt keine Rücksicht mehr genommen wird.

Wir hauen mitten durch die Meute. Jeder von uns hat die Pistole in der Hand und ist entschlossen, wenn es ernst wird, so teuer wie möglich zu fallen.

Aber auch hier siegt die Frechheit. Die lautesten Schreier spritzen auseinander, als der Wagen anfährt. Und dann geht es in steigendem Tempo von Straße zu Straße.

Schutzleute stehen auf den Trottoiren, die Hände in den Hosen-

taschen, ohne auch nur eine Miene zu verziehen. Auf unsere Frage nach dem Versammlungsplatz antworten sie nur mit einem Achselzucken. Es ist ein Wunder, daß wir heil und unversehrt durchkommen.

Der Versammlungsplatz liegt auf einem Berge und ist im Hintergrunde von einem Buchenwald eingerahmt. Die Kommunisten haben sinnigerweise diesen Wald in Brand gesteckt, so daß die Durchführung der Versammlung fast unmöglich gemacht ist. Aber trotzdem, es wird geredet. Sie sollen nicht den Spaß haben, daß wir nachgeben. 10 000 Menschen sitzen und stehen auf dem Abhang. Unsere SA.-Männer sind weiß vor Wut und Empörung.

Bei der Abfahrt werden wir von einem Steinbombardement verfolgt. Es gelingt dann auf Umwegen, die Stadt zu verlassen. Die Einfahrt nach Düsseldorf ist mit Gefahren und Schwierigkeiten verbunden. Aber es gelingt doch, ungefährdet bis zur Maschinenhalle vorzudringen. Dort warten schon 15 000 Menschen. Von Düsseldorf Fahrt nach Krefeld. Hier stehen nach Mitternacht noch 40 000 Menschen auf offenem Platz und warten auf Rede und Aufklärung.

Um 2 Uhr nachts fällt man wie tot ins Bett.

13. Juli 1932.

Im Lande tobt der rote Mord. Die Regierung ist untätig.

In ein paar Tagen 17 Tote. Wohin das führen mag, das kann jeder sich an den Fingern einer Hand ausrechnen.

Dieser Wahlkampf mitten im Hochsommer ist ruinös für die Gesundheit jedes Redners. Zweifelhaft, ob das überhaupt auszuhalten ist.

Die Regierung hat es gut. Sie sitzt in Berlin und regiert. Wir aber agitieren im Lande herum und suchen das notdürftig wieder gutzumachen, was sie so schlecht gemacht hat.

Gelsenkirchen 15 000, Essen 15 000, Dortmund 20 000. Ich bin schon ganz heiser.

Das Beispiel in Hagen hat uns klug gemacht. Wir fahren nur noch getarnt. Ewig an lauernden Kommunistengruppen vorbei. In Dortmund kann man kaum hereinkommen. Wir müssen einen Seitenweg einschlagen, um den Roten, die alle anderen Zufahrtsstraßen besetzt halten, nicht in die Hände zu fallen.

Wieder sinkt man wie tot ins Bett.

14. Juli 1932.

Eine Fahrt ins Ruhrgebiet ist mit Lebensgefahr verbunden. Zuerst geht es nach Elberfeld. Wir nehmen einen fremden Wagen, weil der unsere mit Berliner Nummer schon überall bekannt und signalisiert ist. In Elberfeld hat die rote Presse den Mob auf die Straße gerufen. Die Anfahrtswege zum Stadion sind vollkommen abgesperrt. Nur der Tatsache, daß man unseren Wagen für ein harmloses Passagierauto hält, verdanken wir es, daß wir durchkommen.

Nach der Rede wieder in einen neuen Wagen umgestiegen. Mit zwei Begleitwagen, die mit baumlangen Kerls besetzt sind, von Elberfeld nach Oberhausen. Wieder hält der Mob die Straßen besetzt. Aber es ist schon dunkel, und deshalb kommen wir so durch. Mit großer Bedeckung dann nach München-Gladbach weiter. Die Kommune hat auf illegalen Flugzetteln plakatiert, daß wir nicht lebend davon kommen würden. Aber das ist uns schon so oft prophezeit worden, daß es nicht mehr wirkt.

Im Hotel habe ich spätabends noch eine lange Besprechung mit unseren Gauleitern aus dem Ruhrgebiet. Dort herrscht offener Bürgerkrieg. Wenn jetzt nicht eingegriffen wird, dann ist eine Katastrophe unvermeidlich. Es müssen einige organisatorische Neuerungen getroffen werden, damit die Partei sich schlagkräftig gegen die rote Gefahr zur Wehr setzen kann.

15. Juli 1932.

Unten vor dem Hotel grölt der Pöbel. Die Polizei weigert sich, einzugreifen. Es sei doch nicht ihre Aufgabe, oppositionellen Politikern Schutz zu gewähren. So sieht es in Deutschland aus!

Wenn man könnte, dann würde man jetzt Herrn v. Gayl beim Ohr nehmen, ihn unten mitten unter den tobenden Janhagel stellen und dann laut und vernehmlich sagen: „Meine Herren, das ist Herr v. Gayl!"

Vielleicht würde er dann aufwachen.

Es bleibt uns schließlich nichts anderes übrig, als SA.- und SS.-Verstärkung heranzuholen und die Straße räumen zu lassen. Das geht natürlich nicht ohne Beulen ab. Unsere Leute sind von einer grenzenlosen Wut besessen.

Meine eigene Vaterstadt muß ich verlassen wie ein Schwerverbrecher. Verfolgt von Flüchen, Verhöhnungen und Beschimpfungen, mit Steinen beworfen und angespuckt.

Das Kölner Stadion ist dicht besetzt. Es regnet in langen Strömen. Das scheint auch auf die Kommune ernüchternd gewirkt zu haben.

In Bonn haben unsere Parteigenossen einen Zeltbau aufgerichtet. Der faßt 10 000 Menschen. Hier redet es sich besser.

Nachts um 1.30 Uhr komme ich erst in Koblenz an. Dort sind zwei Säle überfüllt; und auch hier wird wieder bis 3 Uhr geredet. Das Publikum hält unentwegt aus.

Ohne Aufenthalt nach Berlin zurück. Unterwegs klopfen wir in einem Bauerndorf einen behäbigen Gastwirt aus den Federn. In seiner guten Stube kann ich mich umziehen. Wir bekommen Stullen, Sprudel und Milch, sind verproviantiert und eingedeckt und hauen dann gleich wieder ab. Die Nacht quer durchs Siegerland. Kurz vor Paderborn dämmert der Morgen herauf.

In einer furchtbaren Müdigkeit geht es unentwegt nach Berlin weiter. Mit Kaffeebohnen halten wir uns alle aufrecht. Nachmittags um 5 Uhr kommen wir in Berlin an.

Um 8 Uhr stehe ich wieder im Sportpalast auf der Tribüne und rede.

Man hat nur einen Wunsch: Schlafen, schlafen, schlafen!

16. Juli 1932.

Ich habe für den Gau Berlin RM. 55 000.— Wahlgeld aufgetrieben. Damit können wir nun arbeiten.

Der „Angriff" ist wieder verboten. Die rote Mordpest rast weiter. Wenn wir uns wehren, heult die Juden-Journaille auf. Es ist ein Wunder, daß kein Ausbruch kommt. Abends Reden in Lichterfelde, Lichtenrade und Neutempelhof. Man muß mit eisernen Nerven durchhalten. Würde man eine Pause machen, dann wäre es aus.

17. Juli 1932.

Wir fahren in zwei Autos nach Wittenberge. Es regnet in Strömen. Von innen und außen durchnäßt, schließt man seine erste Rede. Bei den Bauern sitzen wir und essen zu Mittag.

Auf der Fahrt nach Rathenow kommen uns tolle Gerüchte entgegengeeilt. Aber wir treffen unterwegs ein paar Lastautos mit SA., vor deren drohenden Blicken die kommunistischen Überfallkommandos in den Seitenstraßen zurückweichen. Potsdam ist dagegen ein Idyll. Ein verträumter Zufluchtsort, in dem die große Tradition auf jedem Stein geschrieben steht.

Bis in die späte Nacht gearbeitet. Schreckensnachricht aus Altona. Die KPD. greift in organisiertem Überfall unsere marschierende SA. an. Es gibt 15 Tote und über 50 Schwerverletzte. Das ist der offene Bürgerkrieg. Wann will die Regierung eingreifen?

18. Juli 1932.

Wir schicken Unterhändler zu General v. Schleicher. Die Regierung ist vollkommen passiv. Als Antwort auf den Altonaer Blutsonntag erläßt sie ein Demonstrationsverbot. Das heißt, um es an einem Beispiel zu erläutern, Frauen dürfen nicht mehr in Massen die Straße betreten, damit die Herren Sittlichkeitsverbrecher nicht dadurch zu Notzucht und Vergewaltigung angereizt werden. Diese Regierung trifft Gute und Böse, Aufrechte und Charakterlose, Staatsbejaher und Staatsverneiner mit derselben dummen und unüberlegten Strenge. Ein hoffnungsloser Fall! Wenn wir nicht wären, dann könnte man die deutsche Nation auf den Aussterbeetat schreiben.

Diese Regierung schlägt uns, weil die Kommune auf uns schießt. Sie verbietet unsere Demonstrationen, weil sie die Staats- und Kulturvernichter provozieren könnten. Das ganze System ist ein einziger Haufen Unglück, und es paßt darauf das Wort: „Was fällt, das soll man stoßen."

Ich rede zum ersten Male im Rundfunk. Aber ich habe das Gefühl, daß diese Rede nicht durchschlagend ist. Der vom Innenministerium eingesetzte Reichsrundfunkkommissar hat ihr die Flügel gestutzt und die Zähne ausgebrochen. Ohne Flügel kann man nicht fliegen und ohne Zähne nicht beißen.

Da rede ich lieber abends in Steglitz, Halensee und Neukölln. Da sind die Säle überfüllt und alle Menschen von einer wilden Kampfbegeisterung ergriffen.

Die kommunistische Partei plant große Aktionen. Sie trifft dazu in aller Offenheit ihre Vorbereitungen. Im Norden und Nordosten kann einem das jedes Kind auf der Straße erzählen. Bis zur Wilhelmstraße allerdings hat sich das noch nicht herumgesprochen.

19. Juli 1932.

Die politische Situation wird von Stunde zu Stunde drohender. Wir müssen jeden Tag ein paar Besprechungen abhalten, weil die Lage sich von Stunde zu Stunde ändert.

Nachmittags fahre ich mit Göring nach Cottbus heraus. Wir warten auf den Führer, der im Flugzeug kommt, um in Cottbus zu reden. In einer kurzen Besprechung wird die ganze Situation überprüft. Es bleibt nichts anderes übrig, als daß in Preußen ein Staatskommissar eingesetzt wird. Dr. Bracht aus Essen ist dafür ausersehen. Zwar eine halbe Lösung, aber immerhin etwas. Der Führer ist von einer unerschöpflichen Kampfesfreude erfüllt. Er bleibt wirklich unerschütterlich in allen Krisen und Gefahren.

Wir fahren den ganzen Abend durch, in die wundervolle Romantik des Spreewaldes hinein. Von 11 Uhr ab rede ich noch dreimal in Berlin. Auch trotz der wilden Drohungen der Kommune in Spandau.

20. Juli 1932.

Alles rollt programmäßig ab. Bracht wird als Reichskommissar eingesetzt. Severing erklärt, nur der Gewalt weichen zu wollen. Ein leiser Druck mit dem Handgelenk genügt. Ausnahmezustand über Berlin-Brandenburg. Grzesinski, Weiß und Heimannsberg verhaftet. Sie danken feige ab und werden dann wieder freigelassen. In der Reichshauptstadt bleibt alles ruhig. Man muß den Roten nur die Zähne zeigen, dann kuschen sie. SPD. und Gewerkschaften rühren nicht einen Finger. Die Reichswehr steht bereit, aber braucht nicht unmittelbar einzugreifen.

Wir sitzen im kleinen Kreise zusammen und stellen einen Wunschzettel auf, was Bracht nun alles tun muß. Aber wir haben das Gefühl, als ginge es uns wie den Kindern vor Weihnachten: sie

wünschen sich viel, bekommen aber nur wenig und meistens das, was sie sich nicht gewünscht haben.

Auf dem Gau gebe ich Anweisungen für alle Eventualfälle. Die SA. steht in Bereitschaft.

Und dann muß ich schweren Herzens wieder wegfahren. In Treuenbrietzen hören wir in einer kleinen Kneipe durch den Rundfunk die Absetzung der Preußenregierung. Und können dabei gleich feststellen, wie die Bevölkerung darauf reagiert. Alle empfinden es wie eine Erlösung. Im ganzen Lande herrscht Ruhe und Ordnung.

Kurz in Apolda geredet. Dann vor überfülltem Saal in Jena. Eine tolle Tour nach Gotha. Die KPD. hat ihre große Kundgebung in Erfurt abgehalten, und nun fahren wir von Weimar ab eine ganze Stunde lang an marschierenden kommunistischen Demonstrationstrupps vorbei. In ständiger, vibrierender Spannung, ob wir erkannt werden. An allen Ecken wird geschimpft, aber immer nur über das Auto, nicht über die Insassen. 10 Kilometer vor Gotha steht eine Männerkolonne quer über die Landstraße und hält uns an. Schon glauben wir, daß jetzt der entscheidende Augenblick kommt. Ein Mann tritt an das Auto heran. Wir erkennen Uniformen. Es ist ein Schupomajor, der an uns die Frage richtet: „Dr. Goebbels?" „Jawohl!" „Heil Hitler!" Ein braver thüringischer Parteigenosse, der uns mit seinem Überfallkommando entgegengefahren ist und uns nun den Weg bahnt.

Der Schloßplatz in Gotha ist von einem Menschenheer Kopf an Kopf besetzt.

Nach der Rede fahren wir gleich wieder zurück. Wieder bis kurz vor Weimar durch ewige Kommunistentrupps. Um 5 Uhr nachts sind wir in Berlin. Eben rückt die Reichswehr in die Reichshauptstadt ein. Mit Panzerwagen und Maschinengewehren. Ein wundervoller, beglückender Anblick.

Die Lage ist gut. Ruhe und Ordnung gesichert. Eine unmittelbare Gefahr besteht nicht mehr.

21. Juli 1932.

Alles rollt wie am Schnürchen ab. Die Roten sind beseitigt. Ihre Organisationen leisten keinen Widerstand. Das „8-Uhr-Abendblatt"

verboten. Einige Polizei- und Oberpräsidenten abgesetzt. Der Generalstreik unterbunden. Es laufen zwar Gerüchte von einem bevorstehenden Reichsbanneraufstand um, aber das ist ja alles Kinderei.

Die Roten haben ihre große Stunde verpaßt. Die kommt nie wieder.

Unsere Organisation ist auf Draht. Jeder arbeitet jetzt noch einmal so gerne.

Abstecher nach Zwickau, Chemnitz und Freiberg. An einem Abend etwa 120 000 Menschen erfaßt. In der Nacht gleich wieder zurück.

Die Roten sind ganz zahm. Aber innerlich schäumen sie vor Wut.

22. Juli 1932.

Unsere Propaganda klappt wunderbar. Die roten Schriftplakate erregen an den Litfaßsäulen großes Aufsehen. Die Linken haben den Fehler gemacht, daß sie ihr Pulver zu früh verschossen. Wir dagegen haben mit der Munition hausgehalten, drehen nun die Propagandamaschine an und sind ganz auf der Höhe.

Liste aufgestellt, was an Kroppzeug in Preußen alles beseitigt werden muß. Hier und da werden einige Zeitungen verboten. Manch einer von uns hat Angst, daß diese Regierung zu viel tue und uns nichts mehr übrigbleibe. Abwarten und keine Vorschußlorbeeren austeilen!

Abends in den Tennishallen ist die Polizei von einer bemerkenswerten Höflichkeit.

Wie die Dinge sich doch im Handumdrehen geändert haben!

24. Juli 1932.

Ich ziehe mich einen Tag nach Caputh zurück, um in Ruhe arbeiten zu können. Abends spät bin ich damit fertig. Mit festen Entwürfen nach Berlin. Den nächsten Mittag im Flugzeug nach Augsburg. Dort vor unübersehbaren Massen gesprochen. 3 Stunden später wieder in Berlin und am Abend am Wedding und in Schöneberg geredet.

27. Juli 1932.

Hannover und Bremen.

Eine Nacht in einem einsamen Gasthaus mitten in der Heide. Diese Ruhe ist Labsal für die müde Seele. Am nächsten Nachmittag Fahrt durch Hamburg und Altona. Beide Städte schwimmen in Rot. Ob es jemals gelingen wird, sie zu beugen?

Cuxhaven. Nach Altona zurück. 1 Stunde Schlaf. Berlin.

Es scheint in den nächsten Tagen ernst zu werden. Wir müssen uns darauf vorbereiten, daß wir im Bedarfsfall unsere Wohnungen wechseln.

Der Führer spricht am späten Abend im Grunewalder Stadion vor 120 000 Menschen. Die größte Kundgebung, die die Bewegung bisher unter freiem Himmel veranstaltete. Er wird mit unbeschreiblichen Ovationen gefeiert.

Danach ausgedehnte Besprechung. Der Führer ist diesem Kabinett gegenüber von einem gleichbleibenden Mißtrauen erfüllt. Jedenfalls ist es gut, wenn wir die Vorsicht zum Leitstern unseres Handelns machen.

28. Juli 1932.

Der letzte Kampf wird gegen die Lüge geführt. Bald ist man mit den Nerven fertig. Wenn die Regierung klug gewesen wäre, dann hätte dieser Wahlkampf 4 Wochen gedauert, und alles wäre längst erledigt.

Stolp und Kolberg. Eine Nase voll Seeluft. Am anderen Morgen sitzen unten am Strand die Kurgäste. Glückliche Menschen! Sie können in den Zeitungen lesen, was in der Welt vor sich geht. Wir brausen durch strömenden Regen wieder in rasender Fahrt nach Berlin zurück. Dort schreien unsere roten Plakate von den Litfaßsäulen. Der Nationalsozialismus liegt in Führung.

Dicke Luft. Die SA. liegt alarmbereit. Bracht hat einen scharfen, vertraulichen Polizeifunk gegen uns herausgegeben. So fängt das also an.

Der Wahlkampf steht auf seinem Höhepunkt. Meine Arbeit ist sozusagen getan. Jetzt läuft die Maschine von selbst.

29. Juli 1932.

Es geht auf das Ende zu. Aber unsere Kraft ist auch zu Ende.

In Weißensee gesprochen. Die Roten kleben ein hundsgemeines Plakat gegen den Führer an. Ich werde im Polizeipräsidium vorstellig und konstatiere dort mit Erstaunen, daß dieselben Kriminalbeamten, die uns jahrelang bekämpft haben, heute den Kampf gegen die marxistische Gefahr führen. Ich schlage einen tollen Krach. Aber diese roten Kapitolswächter lassen sich nicht aus der Ruhe bringen. Ein kommunistischer Überfalltrupp wird gerade vernommen. Es ist zum Totlachen, wie die Kriminalbeamten sich von dem roten Janhagel verkohlen lassen.

Es bleibt uns doch noch einiges zu tun übrig.

Schluß in Siemensstadt. Die letzte Wahlrede. Was die Stimme noch hergeben kann.

Es gibt kein schöneres Gefühl, als nach so einem Wahlkampf todmüde ins Bett zu sinken mit dem Bewußtsein, daß am anderen Morgen kein Wecker schrillt, und daß man schlafen darf, solange man will.

30. Juli 1932.

Der Sonnabend ist ganz frei. Ich fahre mutterseelenallein zum Teupitzsee, sitze dort einen ganzen Nachmittag in einem Lehnstuhl ganz in mich versponnen und faulenze. Das ist wie eine Erlösung.

Als ich abends zurückkomme, zittert diese Riesenstadt im letzten Wahlfieber. Morgen fällt die Entscheidung.

Ein auf den Führer in Nürnberg versuchter Anschlag ist glücklich verlaufen. Er blieb vollkommen unverletzt.

31. Juli 1932.

Erst wird gewählt, und dann gleich nach München gefahren.

Abends sitzen wir im Braunen Haus. Es herrscht ein unbeschreiblicher Betrieb. Ergebnis: 230 Mandate. In Berlin haben wir etwas unter der Lügenkampagne der Roten verloren. Folgerung: Wir müssen an die Macht. Seit der letzten Reichspräsidentenwahl haben

wir an Stimmen einiges zugenommen. Das ist bei der Politik der Regierung ziemlich verwunderlich.

Aber in dieser Stunde kann man keine Entschlüsse fassen. Die Folgerungen zu ziehen ist Sache des Führers; und dazu ist noch Zeit.

Kein anderer Gedanke kommt auf als der, daß nun der Wahlkampf zu Ende ist. Jetzt wollen wir uns ein paar Tage Ruhe gönnen und sie mit vollen Zügen genießen. Überhaupt erst wieder mal Mensch werden.

Die Situation ist so, daß wir auf parlamentarischem Wege nur mit dem Zentrum zusammen etwas vermögen. Diese Partei wäre dann das Zünglein an der Waage. Man würde uns Handfesseln anlegen und uns kirre zu machen versuchen. Wir müssen also wachsam sein wie die Schießhunde. Auf niemanden vertrauen als nur auf die eigene Kraft. Leicht wird es uns nicht gemacht werden.

Aber wir sind ja immer noch selbst da. Und können auch immer selbst handeln.

Der Führer hat das Wort.

1. August 1932.

In Königsberg wurde am Tage vor der Wahl ein SA.-Mann von roten Terrortrupps überfallen; ein Kommunist hat ihm auf offener Straße am hellichten Tage mit dem Rasiermesser den Hals durchschnitten. Der SA.-Mann ist sofort gestorben.

Am Tage darauf platzen in Königsberg die Bomben und knallen die Pistolen. Zwei örtliche KPD.-Führer werden auf der Straße erschossen. Das ist das einzige Mittel, um die Roten zur Raison zu bringen; alles andere imponiert ihnen nicht mehr. Wir werden derlei Fälle in der näheren und weiteren Zukunft noch mehr erleben. Die bürgerlichen Angstmeier können das natürlich nicht verstehen. Sie würden erst zur Vernunft kommen, wenn der Bolschewismus ihnen den roten Hahn aufs Dach setzte.

Das Wahlergebnis in Berlin ist besser, als ich erwartet habe. Wir haben nur 11 000 Stimmen Verlust, dabei sind aber wegen der Reisezeit 100 000 Stimmen durch Wahlscheine abgegangen. Praktisch also nicht nur gehalten, sondern wesentlich verbessert, und das trotz all der gegnerischen Lügen.

Bei der Reichspropagandaleitung in München wird der Wahlkampf liquidiert. Alles in bester Ordnung abgelaufen. Die meisten Leute müssen in Urlaub, weil sie vollkommen überarbeitet sind.

Abends gehen wir zusammen in die „Meistersinger". Es ist eine fabelhaft geschlossene Aufführung. Der Riese Wagner steht so erhöht über allen modernen Nichtskönnern, daß ein Vergleich mit ihnen für sein Genie schon beleidigend wirken muß. Beim großen „Wacht-auf!"-Chor läuft es einem eiskalt den Rücken herunter. Es wird nun auch bald in Deutschland so weit sein.

Wir müssen jetzt an die Macht. Kurze Atempause zum Ausbau unserer Stellung, aber dann Parole: Regieren und zeigen, was wir können!

Dabei dürfen wir in unseren Forderungen nicht zu bescheiden sein. Entweder schärfste Opposition oder die Macht. Tolerierung macht tot. Die SPD. ist ein warnendes Beispiel.

In Berlin bleibt alles ruhig.

2. August 1932.

In strömendem Regen nach Tegernsee. Der Führer ist schon da. Er steht vor schweren Entschlüssen. Legal? Mit dem Zentrum? Unausdenkbar! Die Berliner Presse übt sich im Rätselraten, aber sie tappt vollkommen im dunkeln.

Der Führer überlegt mit uns, kommt aber noch zu keinem endgültigen Ergebnis. Die Situation muß erst ausreifen. Man tut gut daran, von vornherein anzunehmen, daß die Gegenseite uns nicht herankommen lassen will. Also aufpassen!

Allerdings darf die Partei auch vor schweren Entschlüssen nicht zurückschrecken. Irgend etwas muß ja geschehen.

In Königsberg ist wieder Ruhe eingekehrt. Die Vergeltungsaktionen scheinen ernüchternd auf der Gegenseite gewirkt zu haben. Die Berliner Presse hetzt in einer unverantwortlichen Weise gegen uns. Vielleicht wird sie bald Grund dazu haben.

Wir müssen zuerst einmal ausruhen von den Wahlstrapazen, damit wir starke Nerven haben, wenn es zur Entscheidung kommt.

3. August 1932.

Im Prinzregenten-Theater „Tristan". Diese Musik ist so blühend und übersinnlich schön, daß man sie mit keiner anderen vergleichen kann. Wagner beweist hier sein ausgesprochen dramatisches Genie. Er preßt das Riesenepos dieser Liebestragödie in drei Akte zusammen, die so knapp und schlagend sind, daß sie auch ohne Musik als echter dramatischer Wurf wirken müssen.

Die Münchener Opernbühnen haben sich eine gute Tradition bewahrt. Ihre Ensembles sind musterhaft im Zusammenspiel.

4. August 1932.

Kurz mit dem Führer beredet; er muß nach Berlin fahren, um bei General Schleicher seine Forderungen anzumelden. Er wird dabei nicht allzu bescheiden sein. Mit einem kleinen Teil der Macht können wir uns nicht zufrieden geben. Ob die Wilhelmstraße einlenken wird? Die entscheidende Frage.

Der Führer fährt nach Berlin, während wir ihm voraus schon nach Berchtesgaden vorfahren. Mitten in der Nacht kommen wir dort an. Wir haben nur e i n e Hoffnung, daß der Führer in Berlin unter einem glücklichen Stern stehe. Die ganze Nation wartet auf ein erlösendes Wort.

Der Terror im Reich ist in unaufhaltsamem Steigen begriffen. Wo soll das enden, wenn wir nicht durchgreifen können?

5. August 1932.

Der Königssee liegt in leuchtendem Sonnenschein. Wenn nachmittags die grauen Regenwolken über ihm zusammenziehen, dann versinkt er in eine endlose Melancholie.

Von Berlin bis zur Stunde keine Nachricht. Es wird Zeit, daß etwas geschieht. Terror über Terror. Das Reich steht vor gewaltsamen Ausbrüchen.

Eine ganze Entscheidung ist nötig. Halbe Lösungen kommen nicht mehr in Frage. Neue Männer, neue Ideen, neuer Kurs. Und dann

rücksichtslos die Reaktion abschütteln; das ist neben der Niederwerfung des Marxismus die Hauptfrage.

6. August 1932.

Auf dem Obersalzberg beim Führer. Die weiten Berge liegen in einer Sonne, die klar ist wie Glas.

Wir waren in Salzburg und haben uns an der barocken Schönheit dieser Stadt erfreut. Hier wurde Mozart geboren. Das paßt so ganz zu dieser Stadt.

Der Führer erzählt von seinen Verhandlungen in Berlin: wenn man der Gegenseite Glauben schenken darf, dann fällt in einer Woche die Entscheidung. Der Führer besteht auf seiner Kanzlerschaft und auf dem preußischen Ministerpräsidentenposten; das Reichs- und preußische Innenministerium, ein neu zu gründendes Volkserziehungs- und Propagandaministerium, Landwirtschaft und Luftfahrt sollen uns überantwortet werden. Ebenso die Justiz. Ein Kabinett von Männern. Wenn der Reichstag ein vom Führer gefordertes Ermächtigungsgesetz ablehnt, wird er nach Hause geschickt. Haben wir die Macht, dann werden wir sie nie wieder aufgeben, es sei denn, man trägt uns als Leichen aus unseren Ämtern heraus. So sieht eine ganze Lösung aus. So auch nur kann man ganze Arbeit machen. Wir werden schuften und ins Geschirr gehen, um die furchtbare Erbschaft, die wir übernehmen sollen, abzutragen. Nur mit einem gewissen Argwohn stellt man sich vor, daß wir jetzt vor den Toren der Macht stehen könnten. Es ist gut, wenn man die weitere Entwicklung mit Skepsis beobachtet.

8. August 1932.

Wir sitzen oben auf dem Berge, ein paar hundert Meter über Berchtesgaden, lassen die Sonne auf uns herabscheinen und ruhen aus von den Wahlstrapazen. Es ist staunenswert, wie schnell der Führer sich von Anstrengungen und Plackereien erholt. Er hat eine unbeugsame Lebenskraft, Nerven wie aus Stahl. Er ist jeder großen Situation gewachsen und läßt sich von keiner Krise zu Boden werfen.

Anruf von Berlin. Dort rumort es. Vor allem auch in der eigenen Partei und SA. Ein Berichterstatter kommt herunter, um nähere Nachrichten zu bringen. Die ganze Partei hat sich bereits auf die Macht eingestellt. Die SA. verläßt ihre Arbeitsplätze, um sich bereitzumachen. Die politischen Amtswalter richten sich auf die große Stunde ein. Wenn es gut geht, dann ist alles in Ordnung. Geht es aber schlecht, dann gibt es einen furchtbaren Rückschlag.

Wir überlegen mit dem Führer bis zum heranbrechenden Morgen. Die Probleme der Machtergreifung werden eingehend durchgesprochen. Wir müssen jetzt klug sein wie die Schlangen. Einmal kann man ja alles auf eine Karte setzen, aber diese Karte darf nicht leichtsinnig ausgespielt werden. Auch ein neuer Volkserziehungsplan wird ausführlich durchberaten. Es handelt sich darum, alle Mittel der geistigen Beeinflussung der Nation in einer Hand zu vereinigen. Die Propaganda muß zu einer staatspolitischen Kunst entwickelt werden. Eine Regierung, die aus dem Volk stammt, darf niemals einen Mittler zwischen sich und dem Volk dulden. Sie muß immer der erste Repräsentant des Volkes sein.

Das ist eine Arbeit für mich. Ein Riesengebiet, das in seinen Begrenzungen vorläufig noch gar nicht erkennbar ist. Das ist eine Lebensaufgabe, die zu lösen es der stärksten geistigen Kraft und der modernsten technischen Großzügigkeit bedarf. Auch hier weist der Führer klare und neue Wege. Er versteht vor allen Dingen das Wesentliche und Grundsätzliche. Er ist ein Meister der Vereinfachung; die kompliziertesten Probleme sieht er in ihrer lapidaren Primitivität und weiß dabei die Klarheit seines Denkens und Schauens auch auf seine Mitarbeiter zu übertragen.

Es ist schon früh am Morgen, als wir auseinandergehen. Der wichtigste Entschluß des Führers ist der, daß alle in den Dienst des Staates übertretenden Parteigenossen mit ihren Parteiämtern verbunden bleiben. Er selbst behält selbstverständlich auch die Führung der Partei in der Hand. Damit ist die Wesensgleichheit von Staat und Partei von vornherein gegeben. Staat und Partei müssen ineinander übergehen und ein neues Drittes bilden, das in allem unseren Wesensgehalt trägt.

9. August 1932.

Straßer, Frick und Funk sind beim Führer zu Besuch. Sie sind schon ins Bild gesetzt. Aber nachdem die Sache von allen eine Nacht beschlafen ist, wächst im ganzen Kreise das Mißtrauen und die Skepsis; besonders der Führer ist der verstärkten Überzeugung, daß die Entwicklung noch mit großen Schwierigkeiten verbunden sein wird. Wir wollen uns erst freuen, wenn wir die Macht tatsächlich in der Hand haben.

In der Reichshauptstadt muß etwas geschehen, um dem wachsenden Terror des Marxismus wirksam entgegenzuarbeiten. Wird der Feind nicht eingeschüchtert, dann sind wir bald in die Defensive hineingedrängt, aus der es kein Entrinnen mehr gibt.

Telephon aus Berlin: eine neue Notverordnung, in der das Standrecht erlassen wird. Politischer Mord wird mit dem Tode bestraft. Auf andere politische Verbrechen und Vergehen werden schwere Zuchthausstrafen ausgesetzt. Das ist eine Notverordnung, wie sie nur ein bürgerliches Kabinett erfinden kann. So wie wir unsere Behörden und Gerichte kennen, werden unsere Leute aufs Schafott gehen müssen und die Kommunisten straflos davonkommen.

In Berlin wächst die Nervosität. Es fehlt die sicher führende Hand. Höchste Zeit, daß eine neue Regierung ans Ruder kommt.

10. August 1932.

Das Kabinett ist kampfesmüde. Seine Entschlüsse sind von einer schleichenden Resignation. Die SA. steht alarmbereit Gewehr bei Fuß. Die Wilhelmstraße ist darüber sehr nervös geworden; aber das ist ja auch der Zweck der Übung. Sie wird nur unter stärkstem Druck nachgeben. Unterdessen ruhen wir unsere Nerven aus. Sie werden uns sehr zugute kommen, wenn der Tanz wieder beginnt. Die Presse lügt das tollste Zeug zusammen. Faselt von Gegensätzen in der Partei und schweren Auseinandersetzungen, die zwischen dem Führer und seinen Unterführern stattgefunden haben. Wir haben unser herzliches Vergnügen daran. Der Führer gibt ein scharfes

Dementi heraus, das dieser ganzen Verleumdungskampagne ein plötzliches Ende macht.

Über dem Obersalzberg bricht ein herrlicher Abend herein. Wie leuchtender Regen fallen die Sternschnuppen vom Himmel herunter.

Anruf von Berlin von einem Mittelsmann der Regierung: Die Wilhelmstraße hat sich wieder anders entschlossen und will es auf einen Kuhhandel ankommen lassen. Der Führer führt sie ganz kalt ab. Von Nachgiebigkeit kann jetzt nicht mehr die Rede sein. Sie rechnen wohl damit, daß die Partei mürbe wird.

Immer dichter wird die SA. um Berlin zusammengezogen. Dieses Schauspiel vollzieht sich mit einer imponierenden Genauigkeit und Disziplin.

In der Wilhelmstraße soll heute die Entscheidung fallen. Zwischen Opposition oder Macht. Jedenfalls gibt es nur eine Alternative: eine ganze oder keine Lösung.

11. August 1932.

Abfahrt vom Obersalzberg. Der Abschied von den schönen Tagen fällt schwer. Der Führer fährt mit nach Berlin. Es herrscht eine Gluthitze, die jede Freude an der wunderbaren Landschaft zerstört.

In Prien am Chiemsee wird noch eine kurze Konferenz abgehalten. Eine Reihe von führenden Parteigenossen ist dort zusammengekommen, und der Führer spricht mit uns noch einmal die ganze politische Lage durch. Die Widerstände auf der Gegenseite sind in ständigem Wachsen. Man will den Führer nicht zum Kanzler machen, aber das ist eine Conditio sine qua non. Es bleibt uns dann immer noch die Drohung mit dem Zentrum. Wenn man uns nicht die Möglichkeit gibt, mit dem Marxismus abzurechnen, dann ist unsere Machtübernahme vollkommen zwecklos. Eine Spekulation darauf, daß der Führer die Nerven verlöre, ist angesichts seines kraftstrotzenden Gesundheitszustandes vollkommen unangebracht. Alle Unterführer sind mit dem Führer in taktischen und grundsätzlichen Fragen vollkommen einig. Der Führer entschließt sich, nach Berlin zu fahren, aber dort rar zu bleiben.

In der glühenden Hitze des Mittags geht's nach München weiter. In der Wohnung des Führers machen wir kurze Rast; und dann mit dem Nachtzug nach Berlin zurück. Der Führer kommt mit dem Auto nach.

12. August 1932.

In Berlin ist die Lage ruhig. Die SA. liegt in ihren Quartieren. Bis jetzt ist alles reibungslos verlaufen. Die Leute wollen marschieren.

Ich instruiere die Redaktion und die politischen Amtsleiter. Taktische Linie klargelegt.

Die Telephongespräche gehen hin und her. Die Wilhelmstraße will und will wieder nicht. Sie verschanzt sich hinter faulen Ausflüchten. Sie wünscht, daß der Führer nach Berlin kommt, weiß aber nicht, wie es dann weitergehen soll. Unser Unterhändler war bei Schleicher und Papen, hat dort sondiert und gibt mir Bericht für den Führer, den ich abends bei seiner Ankunft orientieren soll. Jeder behauptet für sich, daß er wolle, nur daß der andere nicht will. Die Deutschnationalen üben sich in Intrigen. Man erklärt, daß der Führer für ein Präsidialkabinett nicht in Frage komme, weil er zu parteigebunden sei. Man redet sich darauf hinaus, daß er versprochen habe, das Papen-Kabinett zu tolerieren.

Der Führer steht, wenn er kommt, vor schweren Entschlüssen. Ohne große Vollmacht kann er die Lage nicht meistern; bekommt er diese Vollmacht nicht, dann muß er ablehnen; lehnt er ab, dann wird eine gewaltige Depression in der Bewegung und Wählerschaft die Folge sein. Nimmt er die auf sich, dann ist das ein Beweis für ein ungeheures Maß von Zivilcourage.

Und dabei haben wir nur dieses *eine* Eisen im Feuer.

Die Wilhelmstraße steht vor ihrer historischen Stunde. Wird sie verpaßt, dann kann ein unabsehbares Unglück daraus entstehen.

Ich fahre gegen Abend nach Caputh heraus und erwarte dort den Führer. In der Dunkelheit um 10 Uhr kommt er an. Niemand soll wissen, daß er auf dem Wege nach Berlin ist. Ich gebe ihm ausführlich Bericht über die bisher stattgefundenen Unterredungen. Er geht

gleich in Kampfstellung. Für ihn gibt es jetzt nur noch ein Entweder-Oder.

Mit langen Schritten geht er den ganzen Abend im Zimmer und draußen auf der Terrasse auf und ab. Es arbeitet sichtbar in ihm. Der Entschluß, der morgen gefaßt werden muß, ist von ungeheurer Tragweite. Er wird nach allen Seiten reiflich überlegt. Von seinem Besuch beim Reichspräsidenten hängt die weitere Entwicklung ab. Dort fällt die Entscheidung. Soll die Frucht einer zehnjährigen Arbeit nun endlich reif sein? Keiner von uns wagt es zu glauben. Man muß auf alles gefaßt bleiben.

Sei dem, wie ihm will. Es heißt jetzt in Ruhe abwarten. Es wird Musik gemacht und in Erinnerung herumgekramt. Spät in der Nacht trennen wir uns. Der Führer bleibt in Caputh zum Übernachten und will dann am frühen Morgen mit dem Stabschef zusammen nach Berlin hineinfahren.

Es kommt nur noch darauf an, ob das Schicksal uns jetzt schon seinen Segen gibt.

13. August 1932.

Mittags ist der Führer bei Schleicher und Papen. Man redet ihm zu, mit der Vizekanzlerschaft zufrieden zu sein. Es besteht also die Absicht, ihn und die Partei abzunutzen. Ein unmögliches Ansinnen. Geht der Führer darauf ein, ist er verloren. Es kommt also nicht in Frage. Er lehnt rundweg ab. Dr. Frick sekundiert ihm eifrig dabei. Diese Unterredungen sind also ergebnislos verlaufen. Die Gegenseite behauptet, sie wolle nun die Entscheidung dem Reichspräsidenten selbst überlassen.

Mittags sitzen wir zu Hause am Reichskanzlerplatz und warten der Dinge, die da kommen sollen. Der Führer ist stark und entschlußkräftig. Es geschehe, was wolle; entscheidend ist nur, daß wir charakterfest bleiben.

Um 3 Uhr nachmittags ruft Staatssekretär Planck aus der Reichskanzlei an. Frage: „Ist die Entscheidung schon gefallen? Dann hat es keinen Zweck mehr, daß der Führer noch kommt." Antwort: „Der Herr Reichspräsident will ihn zuerst sprechen." Vage Hoffnung. Der

Führer fährt mit zwei Begleitern zur Unterredung mit dem Reichspräsidenten.

Peinvolles, gequältes Warten. In knapp einer halben Stunde ist er wieder da. Also fehlgeschlagen.

Alles abgelehnt. Papen soll Kanzler bleiben, der Führer sich mit der Vizekanzlerschaft zufriedengeben.

Eine Lösung, die zu keinem Ergebnis führt. Eine Annahme dieses Vorschlages kann gar nicht in Frage kommen. Es bleibt also nichts anderes übrig als abzulehnen. Der Führer hat das auch augenblicklich getan. Er ist sich mit uns allen über die Folgen vollständig im klaren. Es wird einen schweren Kampf geben, aber wir werden ihn doch gewinnen.

Ein amtliches Kommuniqué über die entscheidende Unterredung stellt fälschlicherweise fest, daß der Führer die ganze Macht verlangt habe. In Wirklichkeit hat er nur, und zwar mit Recht, die Kanzlerschaft gefordert; da man ihm die verweigerte, beziehen wir wieder Oppositionsstellung. Ich schreibe gleich, während die an der Unterredung Beteiligten darüber ein Protokoll aufnehmen, einen sehr scharfen Aufsatz, in dem die Forderung nach der Macht wieder mit aller Dringlichkeit erhoben wird.

Im hinteren Zimmer versammeln sich die SA.-Führer. Sie werden vom Führer orientiert. Für sie ist es am schwersten. Wer weiß, ob ihre Formationen gehalten werden können. Nichts ist schwieriger, als einer siegesgewissen Truppe zu sagen, daß der Sieg aus den Händen geronnen ist.

Eine bittere Aufgabe, aber auch die muß gelöst werden. Es geht nicht anders. Die Vorstellung, daß der Führer Vizekanzler eines bürgerlichen Kabinetts werde, ist zu grotesk, als daß man sie sich im Ernst machen könnte. Eher noch 10 Jahre weiterkämpfen als dies Angebot annehmen.

Der Führer ist bewundernswert in seiner ruhigen Klarheit. Er steht unerschütterlich über allen Schwankungen, Hoffnungen, vagen Meinungen und Vermutungen. Ein ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht.

Eine erste Chance verspielt!

Kampf! Die Wilhelmstraße wird schon mürbe werden. Ein Cromwell sitzt nicht in diesem Kabinett, und am Ende siegt ja immer noch die Stärke und die Zähigkeit über alle Hindernisse.

Bis an den Abend wird in allen Zimmern fieberhaft gearbeitet. Protokolle festgelegt, Reden aufgesetzt und Aufrufe diktiert. In der ganzen Etage klappern die Schreibmaschinen. Ein fabelhaftes Bild ruhiger und zielbewußter Geschlossenheit. Die Partei ist um so stärker, je schlechter es ihr geht. Die Wilhelmstraße wird sich wundern, wie wir diese Probe bestehen werden. Alle möglichen Wege werden überlegt. Im Augenblick kann kein Entschluß gefaßt werden. Jedenfalls steht das e i n e fest: dieses Kabinett bekommt im Reichstag keine Mehrheit. Das wäre zwar nicht schlimm, wenn es sich auf das Volk stützen könnte; aber das ist ebenso nicht der Fall. Eine Diktatur auf Bajonetten wird im Chaos enden. Dies Spiel mit dem Feuer kann ungeheuerliche Folgen nach sich ziehen.

General Schleicher ist bemüht, die Brücke nicht endgültig abbrechen zu lassen. Das paßt ganz zu seinem Charakter.

Nach 2 bis 3 Stunden der ersten Verblüffung ist bei uns alles wieder in Form. Der Führer hat seine Ruhe überhaupt nicht verloren. Schon abends vorher in Caputh betonte er immer wieder, die Situation sei noch nicht reif. Er hat wieder einmal allein recht behalten.

Abends spät fährt er von Berlin ab zum Obersalzberg zurück. Er wird starke Nerven in den nächsten Wochen nötiger haben denn je. Unten vor der Wohnung stehen dichte Menschenmassen, die ihm zujubeln. Immer wieder ertönt der Ruf: „Adolf, bleibe hart!"

Wir werden die Gegenseite schon von den Pferden herunterholen.

Die SA.-Führung hat nun die unangenehmste Aufgabe zu lösen. Aber wir alle wollen dabei helfen, und wo ein Wille ist, da wird sich auch ein Weg finden lassen.

Um Mitternacht ist alles zu Ende. Der laute Trubel ist verstummt. Ich lese in den Briefen Friedrichs des Großen.

14. August 1932.

Heiligendamm. Unten liegt in strahlendem Sonnenschein die weite Ostsee. Süßes Nichtstun!

Die Ereignisse in Berlin haben schon ihre Wellen bis hierher geworfen. Unter den Parteigenossen herrscht große Hoffnungslosigkeit.

Ich mag gar nicht vom Zimmer heruntergehen, weil ich gleich von hundert Fragern bestürmt werde. Ich will eine Woche nichts von Politik hören, nur Sonne, Licht, Luft und Ruhe einatmen.

15. August 1932.

In Berlin bleibt alles still. Der Entschluß des Führers wird verschieden beurteilt. Ich sprach mit einem maßgebenden Mann der deutschen Wirtschaft. Er ist der Überzeugung, daß die Wilhelmstraße früher, als wir denken, nachgeben wird.

Es laufen tolle Gerüchte im Lande herum.

16. August 1932.

Granzow war bei Papen. Der will die Verbindung zum Führer nicht abreißen lassen. Er bedauert die ganze Entwicklung, die voll von tragischen Mißverständnissen sei. Granzow hat mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge gehalten.

17. August 1932.

Wir fahren mit einer Motorjacht zum Kreuzer „Schlesien", der draußen in See liegt. Wir werden dort sehr herzlich empfangen. Wieder einmal stellen wir fest: die Marine ist und bleibt richtig. Alle Offiziere treten für uns ein und sind maßlos traurig, daß es diesmal nicht gelungen ist.

Wunderbare Heimfahrt bei Nacht. Hoch steht der Mond.

21. August 1932.

Die schönen Tage in Heiligendamm sind schon zu Ende. Es geht wieder nach Berlin in den Trubel zurück.

22. August 1932.

Die Gauorganisation wird auf Draht gebracht. Alles muß bereit sein zu den schweren Kämpfen, die nun bevorstehen. In 1 Woche sind die Vorbereitungen fertig.

In Beuthen wurden mehrere SA.-Männer zum Tode verurteilt, weil sie einen polnischen Insurgenten niedergeknallt hatten. Dieses Urteil ist so ungeheuerlich, daß man es kaum glauben kann. Wird die Regierung wagen, es vollstrecken zu lassen?

23. August 1932.

Im ganzen Lande Proteststurm gegen die Beuthener Todesurteile. Der Führer sendet an die Verurteilten ein Grußtelegramm und erläßt für die ganze Partei einen scharfen Aufruf gegen die Regierung und die von ihr gegen uns angewandten Methoden. Nun ist die Stimmung wieder auf dem Höhepunkt.

Ich schreibe einen schneidenden Aufsatz unter dem Stichwort: „Die Juden sind schuld!" Er wird von der jüdischen Presse mit einem Schrei der Wut beantwortet.

Ich erfahre durch Mittelsmänner, daß in der Umgebung des Generals Schleicher scharf gegen uns gearbeitet wird. Man beschuldigt die Partei des Wortbruches und anderer Ungeheuerlichkeiten.

Die Lage ist sehr ernst, und sie wird unerträglich, wenn man das Beuthener Urteil vollstreckt. Die Entscheidung soll erst in 10 Tagen fallen. Der Zusammentritt des Reichstags rückt näher. Was will Papen machen? Er kann sich nur auf die Bajonette berufen. Aber auch die schärfste Waffe wird schartig, wenn man sie zu oft benutzt.

25. August 1932.

Mittwoch:

Ich bekomme Nachricht, daß das Beuthener Urteil nicht vollstreckt werden soll. General Schleicher ist zwiespältig in seinen Auffassungen. Allgemein geht die Stimmung gegen uns. In all dem

Hin und Her der Intrigen ist es unmöglich, durchzuschauen. So viele ziehen an verschiedenen Strängen, daß man von der Gegenseite nicht weiß, wer betrügt und wer betrogen wird.

Die Wilhelmstraße weiß nicht mehr aus noch ein. Es herrscht dort starke Depression. Man hat gar keine festen Maßnahmen im Auge und lebt von der Hand in den Mund.

Es gehen Gerüchte um, der Führer solle in Schutzhaft genommen werden; aber das ist ja Kinderei. Man stellt an uns das Ansinnen, wir sollten den Ton temperieren. Das ist mir ziemlich unverständlich; entweder regieren wir, oder wir machen Opposition. Wenn, dann aber auch mit den Mitteln, mit denen man Opposition zu machen pflegt. Die Fäden zur Wilhelmstraße sind gerissen.

Die Regierung will vor den Reichstag treten, hat aber die Absicht, ihn gleich aufzulösen. Wie das im einzelnen vor sich gehen soll, darüber ist sich niemand im klaren. Alle Vernünftigen wissen, der Kampf einer nationalen Regierung gegen uns bedeutet das Chaos und den Heraufzug des Bolschewismus.

Der „Angriff" wird auf 8 Tage verboten wegen einer Attacke auf Herrn v. Papen.

Der Kampf geht lustig weiter.

Der Führer ersucht mich, nach Berchtesgaden zu kommen.

Donnerstag:

München: Im Auto nach Berchtesgaden. Um Mittag bin ich da. Der Führer erwartet mich schon. Ich bringe viele Neuigkeiten mit. Der Führer ist von einer hellen Klarheit erfüllt. Entweder müssen wir zu einem Präsidialkabinett kommen, das wäre das angenehmste und die reinlichste Lösung; oder wir müssen uns nach anderen Wegen der Mehrheit zur Macht umschauen. Die dritte Möglichkeit heißt schärfste und rücksichtsloseste Opposition. Das wäre sehr unangenehm, aber wenn schon, dann auch das.

Wir haben Verbindungen zum Zentrum anknüpfen lassen, wenn auch nur als Druckmittel der Gegenseite gegenüber. Im Ernst kommt das ja kaum in Frage. Eine gewisse Stelle in der Partei tritt stark für die Zentrumslösung ein. Der Führer ist für die weitere Fortsetzung der alten Linie. Ich pflichte ihm darin vollkommen bei. Beide Möglichkeiten haben ihre Gefahren, aber riskieren muß man immer.

Es bleiben also drei Möglichkeiten übrig. Erstens: Präsidial-

kabinett, zweitens: Koalition, drittens: Opposition. Diese drei Möglichkeiten müssen in dieser Reihenfolge untersucht und betrieben werden.

Ich fahre in der Nacht wieder nach Berlin zurück.

Lange Unterredung mit Oberleutnant Schultz, der stark für die Zentrumslösung eintritt. Er will mit den Gewerkschaften und dem DHV. Kompromisse machen. Er hat auch Straßer nach dieser Richtung getrieben. Ich bleibe bei der Meinung, daß die Lösung eines Präsidialkabinetts die einzige Möglichkeit ist. Sie hat wenigstens den Geruch der Illegalität an sich.

In Berlin stelle ich fest, daß General Schleicher bereits von unseren Fühlern zum Zentrum erfahren hat. Das ist ein sehr praktisches Druckmittel. Ich lasse ihn in dieser Meinung noch bestärken. Vielleicht kommen wir dann eher bei der ersten Lösung zu einem Ergebnis.

26. August 1932.

Die Organisation des Gaues Berlin ist wieder in Ordnung.

Von Mittelsmännern erfahre ich, daß die Stimmung in der Wilhelmstraße verzweifelt ist. Man weiß nicht mehr aus noch ein.

Nachmittags habe ich eine Unterredung mit General Schleicher. Er tut nach außen hin sehr sicher, in Wirklichkeit aber ist er voll Angst über eine mögliche Einigung zwischen dem Führer und dem Zentrum. Immer wieder versucht die Wilhelmstraße, sich hinter dem Reichspräsidenten zu verstecken. Wir sollen warten. Wie lange? Achselzucken. Eine Koalition wird er akzeptieren, aber selbst nicht mitmachen. Das Präsidialkabinett sei seine Idee, falle sie, dann wolle er resignieren.

Ich weiß nicht, was bei ihm echt oder falsch ist.

Jedenfalls habe ich den Eindruck, daß man uns erneut in eine Falle locken will. Man versucht, auf Umwegen zu dem Ergebnis zu kommen, das man am 13. August nicht erreichen konnte. Man glaubt, uns mit der Auflösung des Reichstages schrecken zu können. Ein deutschnationales Plänchen, aber wir werden es schon rechtzeitig durchkreuzen.

Ich berichte telephonisch dem Führer; er ist mit allem einverstanden. Es wird einem spei-übel, wenn man selbst seine Hand dazu bieten soll, daß die politisierenden Prälaten sich wieder einschalten können.

27. August 1932.

Auf einer großen Gautagung wird die neue Organisation des Gaues Berlin festgelegt. 10 Kreise, ein geschlossenes Ganzes. Die neuen Mitarbeiter werden verpflichtet. Es handelt sich ausschließlich um alte Parteigenossen.

Ich attackiere in einer Londoner Zeitung aufs schärfste die Juden und ihre Inferiorität.

Die Regierung ist sehr in Nöten. Die Möglichkeit einer Koalition steht wie ein drohendes Gespenst über ihr. Die Reaktionäre fühlten sich schon so sicher in der Macht, daß sie gar keine Vorsicht mehr walten ließen. Sie glauben, über uns triumphiert zu haben, und sind von einer anmaßenden Überheblichkeit. Wird das Beuthener Urteil vollstreckt, dann gibt es einen Volksaufstand.

Die Reaktion ist auf der ganzen Linie im Vormarsch begriffen. Dieser Klüngel muß beiseite gefegt werden. Die vornehmen Herren haben nichts getan, um den Marxismus zu Boden zu werfen. Jetzt, wo der Kampf entschieden ist, machen sie sich auf den Plätzen breit, die wir erobert haben.

Ich rede abends in der Hasenheide. Die Stimmung in der Partei hat sich wieder merklich gehoben. Die tiefste Depression kann diese wunderbare Organisation auf die Dauer nicht niederdrücken.

Die Wilhelmstraße verfolgt anscheinend das Ziel, dem Führer die Partei aus der Hand zu winden. Das ist eine Karte, die niemals sticht. Auf solche Gedanken können nur Menschen kommen, die keine blasse Ahnung vom Volk und seiner unbestechlichen Treue haben.

Wir werden, komme, was kommen mag, fechten, und nach jeder Schlacht nur den Helm fester binden.

28. August 1932.

Wir müssen uns auf einen scharfen und erbitterten Kampf mit der Reaktion gefaßt machen. Es ist vielleicht gut, daß wir kurz vor der Übernahme der Macht noch einmal dazu gezwungen werden. Dabei schwinden auch beim letzten Parteigenossen die letzten Illusionen. Die Reaktion hat nichts vergessen und nichts hinzugelernt. Sie hat die löbliche Absicht, von den Früchten unserer Arbeit zu leben. Sie wollen den Führer um die Macht prellen und spekulieren darauf, daß die Partei ihm die Treue bricht. Dagegen werden wir aufstehen wie ein Mann, vor den Führer hintreten und seine Sache zu der unseren machen.

Abends, um Mitternacht, fahre ich nach Caputh, wo der Führer schon angekommen ist. Ich gebe ihm Bericht über die neuesten Vorgänge. Wir müssen an die Macht! Wenn die Gegenseite die Verfassung bricht, dann hört auch für uns jeder Zwang zur Gesetzmäßigkeit auf; dann kommt Steuerstreik, Sabotage und Aufstand.

Der Führer ist von einer gleichbleibenden, ehernen Ruhe. Er läßt sich durch all die wilden Gerüchte und Panikmachereien nicht im mindesten beeinflussen. Auch die Reichstagswahlen schrecken ihn nicht. Selbst in dem Bewußtsein, daß wir schwere Verluste erleiden werden, ist er entschlossen, alles auf sich zu nehmen.

Papen hat im Rundfunk geredet. Eine Rede, die von A bis Z aus unserem Gedankengut stammt.

Die Wilhelmstraße muß schon vom Mut der Verzweiflung besessen sein, um diese Nervenkrise weiter durchzuhalten.

29. August 1932.

Der Kaiserhof ist wieder zum politischen Generalquartier geworden. Alles redet und verhandelt. Es kommt nicht viel dabei heraus. Der Führer war mit Brüning zusammen. Der war sehr klein und nachgiebig. Dann sprach er mit Papen und Schleicher. Die gaben ihm, wie immer, allerhand Vertröstungen. In Neudeck beim Reichspräsidenten soll wieder eine Entscheidung fallen. Sie wird bestimmt

gegen uns sein. Also bleibt nichts übrig als Reichstagsauflösung. Die Reaktion triumphiert.

Unsere Partei muß hart sein!

Sie darf keine Partei „von Besitz und Bildung" werden. Sie soll eine Partei des Volkes bleiben.

Sie muß sich immer auf ihre alte Garde stützen.

Und dem Arbeiter helfen, zu Brot und Beschäftigung zu kommen.

Dafür haben wir gekämpft, und dafür müssen wir die Macht haben.

30. August 1932.

Ein kleiner Funktionär ist gegen die Partei aufgestanden. Er hat im Wedding eine unbedeutende Revolte inszeniert. Man hatte ihn bei der Aufstellung der Reichstagskandidaten übergangen. Die Rache des Zukurzgekommenen.

Reichstag! In der Fraktionssitzung wird festgestellt, daß Göring zum Präsidenten gewählt wird. Die ganze Fraktion wird zu strengster Disziplin ermahnt. Draußen vor dem Wallotbau stehen die Menschenmassen und rufen Sprechchöre für Hitler und gegen die Regierung.

Das Plenum ist überfüllt. Klara Zetkin murmelt einen längeren Sermon. Es ist ein unwürdiges Schauspiel. Man kommt sich vor wie in einem Marionettenspiel. Die Wahl Görings geht reibungslos vor sich. Er übernimmt sein Amt mit Würde und Sicherheit.

Aus Neudeck kommt die Nachricht, daß nichts geändert wird. Also steht die Auflösung des Reichstags fest.

Von einem politischen Notstande kann natürlich gar nicht die Rede sein. Die Regierung befindet sich im Notstande. Göring stellt das sehr eindrucksvoll vor aller Öffentlichkeit fest.

In unseren Reihen herrscht vielfach ein ganz unangebrachter Optimismus. Ich bin fest überzeugt, daß die Auflösung kommt. Damit gehen wir in einen schweren Kampf hinein, aber wir werden ihn trotzdem gewinnen.

Der Führer spielt seine Partie vom Kaiserhof aus. Er ist mit der Entwicklung ganz zufrieden. Das Haus hat sich vertagt und dem Präsidenten die Möglichkeit gegeben, neu einzuberufen. Das Zentrum ist sehr devot. Die Prälaten möchten sich gerne wieder einschalten.

Ich habe den festen Eindruck, daß die Wilhelmstraße uns über den Löffel barbieren will.

Und die Reaktion leistet dabei Sekundantendienste. Man möchte vor Wut platzen, wenn man sich überlegt, daß wir gesät haben, und die nun ernten soll. Es ist eine Unanständigkeit, sich dummdreist in ein Bett hineinzulegen, das andere gerichtet haben.

31. August 1932.

Ich schreibe einen Aufsatz über Diktatur. Auf die Dauer kann man nicht auf den Spitzen der Bajonette sitzen. Das ist heute so und war so vor 100 Jahren.

Die Stimmung im Volk gegen die Reaktion ist unvergleichlich scharf und ausfällig. Sie hat nur noch den Staatsapparat zur Verfügung, sonst gar nichts. Keine Partei und keine Machtgruppe.

Abends sind wir bei Göring zu Gast in großer Gesellschaft. Man hat Gelegenheit, mit allen möglichen Leuten die aktuellen Fragen durchzusprechen.

Ganz spät kommt auch der Führer. In einer geheimen Konferenz, an der außer ihm noch Göring und ich teilnehmen, werden die nächsten Ziele durchberaten. Damit ist die Linie für die weitere Entwicklung festgelegt. Allen Beteiligten wird Stillschweigen abverlangt. Am Ende werden wir die Reaktion doch zum Sturz bringen. Der Führer ist sehr mutig. Zum ersten Male spricht er sich auch offen über die Treibereien der Straßerclique in der Partei aus. Er hat auch hier die Augen offen gehalten; und wenn er nichts sagte, dann nicht etwa nicht, weil er nichts gesehen hätte.

1. September 1932.

Heute ist unsere Tochter Helga angekommen.

Am Abend spricht der Führer im Sportpalast. Nach langer Zeit ergreift er wieder zum erstenmal das Wort, um sich mit dem System der Reaktion auseinanderzusetzen. Der Sportpalast ist von Menschenmassen überfüllt. Sie hängen wie Trauben an den Rängen und auf den Treppen. Man kann fast keinen Schritt vorwärts und rückwärts tun. Es herrscht eine Hochspannung ohnegleichen. Der Führer wird

von der alten Parteigarde mit einem unbeschreiblichen Jubelsturm von Ovationen empfangen. Am heutigen Abend ist er in denkbar bester rednerischer Form. Seine Rede ist eine messerscharfe Auseinandersetzung mit dem Kabinett der Reaktion. In 2½ Stunden wird fast jeder Satz von den versammelten Massen mit einem Jubelsturm beantwortet.

Diese Rede wird Wunder wirken bei der Partei, in der SA. und in der ganzen Öffentlichkeit.

Spät sitzen wir noch im Kaiserhof zusammen. Es werden Meinungen ausgetauscht und Pläne geschmiedet.

Der Stahlhelm ist noch zu keinem Entschluß gekommen. Er bereitet seinen großen Tag in Berlin vor. Es ist ein Jammer, daß der deutsche Nationalismus so furchtbar zersplittert ist und die rote Front sich dahinter sicher und ungestört sammeln kann.

2. September 1932.

Beim Führer große Parteiberatung. Göring, Frick, Straßer, Kube, Kerrl und ich. Es werden die internen Fragen der Partei und die jetzt einzuschlagende Taktik durchgesprochen. Von der Straßerseite werden wie immer gegen den Standpunkt Hitlers Einwände erhoben. Anscheinend werden Straßers Konzeptionen durch die Linie der Gesamtpartei empfindlich gestört.

Der Führer weiß das auch. Wir sprechen nachher noch darüber. Alle haben das sofort durchschaut.

Der kleine Parteifunktionär, der im Wedding eine Spaltung versuchte, wird von der Judenpresse über den grünen Klee gelobt. Aber das kann uns sehr angenehm sein, denn damit verliert er in der Partei jedes Ansehen. Wer den Beifall der Juden findet, ist für einen echten Nationalsozialisten von vornherein erledigt. Aber trotzdem müssen wir zu einem Gegenstoß ansetzen. Eine Unzahl von Spitzeln hat sich in die Organisation hineingeschlichen. Sie versuchen, die alten Parteigenossen nervös zu machen.

Der Führer hat auch jetzt wie immer ein klares, intuitives Urteil. Der Gegensatz gegen ihn wird ausschließlich von Straßer genährt. Die Argumente, die dort vorgebracht werden, sind aus dem Horizont eines Gewerkschaftlers genommen. Seine Ideen sind ohne jeden

Höhenflug. Sie wirken deshalb auch auf den Führer nicht, der in seinem Wesen ein absolut künstlerisch empfindender Mensch ist.

Wer das Glück hat, oft mit dem Führer zusammen zu sein, gewinnt ihn von Tag zu Tag lieber; nicht nur, daß er in sämtlichen Fragen immer richtig entscheidet, er ist auch persönlich von einer so unbeschreiblichen Güte und so herzlichen Kameradschaft, daß er jeden Menschen, der in seinen Blickkreis tritt, gefangennimmt.

Wenn Straßer seine Sabotagearbeit an der Partei einmal mit seinem Abfall krönen will, dann wird er die furchtbarste Niederlage erleben, die man je gesehen hat.

Ich rede abends im Kriegervereinshaus vor den Betriebszellen und nachher noch in Schöneberg vor der Parteiorganisation. Beide Säle sind überfüllt, meist mit alten Parteigenossen, die sich jetzt, wo es anfängt zu kriseln, fest und treu um den Führer und seine Idee scharen.

Auf sie ist der beste Verlaß. Sie werden niemals wanken.

3. September 1932.

Ich habe mich lange mit dem Führer ausgesprochen. Er mißtraut Straßer sehr stark. Er will ihm deshalb auch die Parteimacht aus der Hand schlagen. Das ist so gut; denn in der Partei allein liegt die Stärke und die Kraft der Idee.

Ein Meldegänger der Regierung sucht neue Verbindungen anzuknüpfen. Der Stahlhelm hat sich eindeutig zu Papen bekannt. Die Asphaltpresse ist darob in großer Verlegenheit.

Sie möchte gerne die Reaktion loben, weil sie glaubt, daß es gegen uns ginge; geniert sich aber doch, dies Lob allzu deutlich auszusprechen aus Angst vor unserem Hohn.

Der Führer fährt mit mir auf den Luisenstädtischen Friedhof, wo wir einen ermordeten SA.-Kameraden zu Grabe tragen. Er spricht zu den SA.-Männern, die unter der Kraft seiner Worte direkt aufglühen. Der Führer weiß wie kein anderer das Volk an der richtigen Stelle zu fassen. Ihm gegenüber ist Straßer nur ein Mechaniker des Wortes und der Idee.

Gleich nach dem Begräbnis fährt der Führer nach Nürnberg und München. Ich arbeite zu Hause einen neuen Organisationsplan für

die Propagandaabteilung aus und rede dann spätabends noch in der Ortsgruppe Grunewald. Unterdessen rüstet der Stahlhelm zu seiner Herbstparade; mit der Regierung gegen uns. Wo wird das enden?
Der Stahlhelm marschiert. Es fragt sich nur wohin!

4. September 1932.

Ich mache in einem Leitartikel scharfe Ausfälle gegen die „vornehmen Leute".

Wollen wir die Partei intakt halten, dann müssen wir jetzt wieder an die primitivsten Masseninstinkte appellieren.

Der Stahlhelm zieht durch Berlin. Viel Volk, hunderttausend im Marsch. Diese Zahl hat meine Schätzung etwas übertroffen. Aber die Stimmung ist mit der bei unseren Aufmärschen nicht zu vergleichen. Es herrscht kein Elan und kein Schwung. Massen sind nur mit Begeisterung zu bewegen.

Ich rede abends in Hermsdorf und Reinickendorf, mit scharfer Spitze gegen die Reaktion und ihre Machtgelüste.

Der „Angriff" hat eine tolle Attacke gegen den Stahlhelm geritten, die weit über das Ziel hinausschießt. Ich muß ihn decken und für ihn die Sache auf mich nehmen. Die ganze Berliner Presse schwelgt in Frontsoldatenbegeisterung.

Sind Zeichen und Wunder geschehen? Oder ist diese Begeisterung nicht vielmehr ein uneingestandener Haß gegen uns?

Ich gebe dem Führer abends telephonisch Nachricht über den Verlauf des ganzen Tages. Sein Urteil ist klar und eindeutig.

Es bleibt uns nichts anderes übrig als zu kämpfen. Mit dem Mut der Verzweiflung. Das Reich muß uns doch werden!

7. September 1932.

Montag:

Konferenzen mit den Kreisführern und der Redaktion. Die Lage wird durchgesprochen und alles zum Kampf vorbereitet. Unsertwegen sollen sie in Gottes Namen den Reichstag auflösen, wenn sie Lust dazu haben.

Abends vor den Amtswaltern in den Tennishallen. Überfüllt und rechte Kampfstimmung. Das Schlagwort lautet „Gegen die Barone!" Die Volkswut steigert sich zur Empörung über den unglaublichen Versuch, Hitler den Erfolg aus den Händen zu winden.

Nach meiner Rede fahre ich gleich mit dem Nachtzug nach München.

Dienstag:

In der Reichspropagandaleitung werden meine neuen Organisationspläne zur Durchführung gebracht. Sie gleichen im Kern schon dem Aufbau des Ministeriums, das ich später einmal errichten und leiten soll. Große Teile der von Straßer okkupierten Parteiorganisation werden meiner Abteilung zugeleitet.

Der Führer billigt meine Pläne und gibt ihnen seine Zustimmung.

Mittwoch:

Die Organisationspläne sind fertig. Wir haben auch bereits den in Bälde in Aussicht stehenden Reichstagskampf vorbereitet. Meinetwegen kann er nun anfangen.

Die ganze Abteilung ist überprüft worden. Es muß noch einiges geändert werden, um sie restlos in Takt zu bringen. Ich diktiere einen scharfen Aufsatz gegen die Erbschleicherei.

Abends spricht der Führer im Zirkus Krone. Seine Rede ist wenn möglich noch schärfer als die in Berlin an Tempo und Angriff. An der stürmischen Zustimmung des überfüllten Hauses kann man feststellen, wie hart und unbeirrt die alte Parteigarde zu ihm steht.

Wir fahren alle zusammen nach Berlin zurück. Unterwegs wird der Entschluß gefaßt, daß nun die Entscheidung nicht mehr verzögert werden darf. Beim Verhandeln ziehen wir doch immer den kürzeren. Im Handeln sind wir in der Vorhand.

8. September 1932.

Der Weddinger Überläufer hat eine neue Zeitung gegründet, natürlich mit Judengeld. Jede gemeine Verleumdung, die er druckt, wird von allen Asphaltzeitungen begeistert nachgeschmiert. Klagt man, dann muß man ein halbes Jahr auf ein gerichtliches Urteil warten. Der Verleumdungskampf geht immer gegen Parteigenossen

in führender Stellung. Man will ihnen die Massen entfremden, um dann das führerlose Volk um so besser über den Löffel barbieren zu können. Immer wird es welche geben, die darauf hereinfallen. Aber je plumper die Beleidigungsmethoden sind, um so ungefährlicher. Verhängnisvoll nur, wenn die vielen Spitzel in der Partei, die man im einzelnen gar nicht fassen kann, auch Teile der alten Garde infizieren.

Kaiserhof: Führerbesprechung:

Die Wahlen sind unvermeidlich geworden. Der Führer hat sich darauf eingestellt und will nun eine Entscheidung; je früher, je besser. Er ist sehr kampfentschlossen. Er wendet sich scharf gegen den Straßerschen Vorschlag, ein Kabinett Schleicher zu akzeptieren. Daß der Führer Reichskanzler wird, ist nun unser unabänderliches Ziel geworden. Es kann gar nicht in Betracht gezogen werden, daß wir davon abstehen. Die Regierung möchte uns offenbar hinhalten; aber wir wollen nun kämpfen.

Die tollsten Gerüchte werden wieder kolportiert. Das ist Berlin, die nervöseste Stadt in ganz Deutschland. Wenn man nicht hin und wieder auf 1 oder 2 Tage nach München fährt, dann wird man selbst von dieser Nervosität angesteckt.

Im Reichstagspräsidenten-Palais findet eine Besprechung zwischen uns und den Vertretern des Zentrums statt. Aber das ist nur eine Fühlungnahme. Von einem Ergebnis kann anläßlich der starken grundsätzlichen Gegensätze gar nicht die Rede sein.

Einig sind wir zwar mit allen Parteien gegen das Kabinett, aber alle Parteien wissen auch, daß, wenn dieses Kabinett fällt, unsere Stunde entweder da ist oder ganz nahe rückt.

Bei solchen Verhandlungen muß man immer scharf auf der Lauer sein. Jede Blöße, die man sich gibt, kann schwersten Schaden anrichten. Vor allem dem Zentrum gegenüber, das ja seit jeher die schwarze Kunst der Intrige meisterhaft verstanden hat.

Die Taktik ist mehr eine Sache des Verstandes und des Gefühls als des Charakters. Man muß manchmal verschlungene Wege gehen, um zum großen Ziel zu kommen.

Am Abend tauchen neue Hoffnungen auf; aber sie sind ganz unglaubwürdig. Unsere Stärke liegt jetzt im Kampf. Die Position der Partei muß nach innen gefestigt werden, das ist das Entscheidende. Die Situation ist noch nicht reif, daß Hitler die letzte Lösung wäre.

Drum Schluß mit den ewigen Packeleien! Angreifen! Schlagen! Nur so können wir siegen!

9. September 1932.

Das Reichstagspräsidium ist beim Reichspräsidenten vorstellig geworden. Die Unterredung verlief ergebnislos. Der Vertreter der Deutschnationalen hat dabei einen Ausfall gegen uns gemacht. Das war ja auch nicht anders zu erwarten.

Die Besprechungen mit dem Zentrum werden fortgesetzt. Die Parteiführer sollen im Lauf der nächsten Woche vom Reichspräsidenten empfangen werden. Auch das Zentrum möchte uns zu einem Verzicht auf die Kanzlerschaft bewegen. Wir lehnen das kategorisch ab. Wie gesagt, das ist eine Ehrenfrage.

Auf dem Friedhof wird ein Gedenkstein für den ermordeten SA.-Kameraden Thielsch enthüllt. Ich appelliere an die versammelte SA., weise auf die großen Opfer hin, die von allen Parteigenossen für die Bewegung gebracht worden sind, und habe den festen Eindruck, die SA. steht treu zum Führer und zur Idee.

Es besteht die Gefahr, daß die Regierung uns erneut beim Reichspräsidenten einen 13. August bescheren will. Das muß verhindert werden. Der Führer bleibt fest und unbeirrbar. Die Forderung nach seiner Kanzlerschaft wird erneut erhoben; nur Straßer spricht dagegen.

10. September 1932.

Im Kaiserhof Besprechung mit dem Führer und Straßer. Es soll ein letzter Versuch unternommen werden, das Zentrum herumzubekommen. Aber auch der Führer ist davon überzeugt, daß das fast unmöglich ist.

Nachmittags findet im Reichstagspräsidenten-Palais die Besprechung mit den Vertretern des Zentrums statt. Der Führer ist wie immer durchschlagend in seinen Argumenten und klar und logisch im Aufbau seiner Darlegungen. Die Herren des Zentrums, die ihn zum ersten Male sehen, sind, wie man feststellen kann, von dem frappie-

renden Eindruck seiner Persönlichkeit ganz benommen. Es werden keine Beschlüsse gefaßt, sondern nur Linien abgetastet.

Unter uns allein hecken wir bereits neue Pläne aus.

Der „Angriff" macht schwere Vorstöße gegen das Kabinett. Er fängt an, die Katze aus dem Sack zu lassen. Der Führer entwickelt kühne Gedanken zur plötzlichen Behebung der Krise. Aber es ist aussichtslos, mit irgendeiner anderen Partei auf einen Entschluß hinzuarbeiten.

Entscheidend ist die Frage des Mißtrauensvotums gegen die Regierung; denn diese wird natürlich versuchen, vor der Abstimmung den Reichstag aufzulösen. Das muß verhindert werden.

Ich habe eine ausführliche Konferenz mit den Vertretern der Berliner Parteiorganisation. Hier ist alles schon auf Kampf eingestellt. Die Organisation selbst mit Einschluß ihrer Untergliederungen ist in tiefster Depression. Man muß alles tun, um sie wieder emporzureißen. Nur der Kampf kann dies Wunder vollbringen.

Abends nach Treptow herausgefahren. Dort rede ich unter freiem Himmel vor der SA. Sie wird halten und fechten.

Spätnachts entwickelt der Führer noch im Kaiserhof seine Gedanken über den Adel. Auch hier wie immer originell und einfallsreich. Der Adel hat nur dann einen Sinn, wenn er nicht nur auf Vorrechten, sondern auch auf Vorpflichten beruht. Fordern, aber nicht leisten, das gilt nicht. Im übrigen ist der ein Edelmann, der sich tapfer zur Nation bekennt und sein ganzes Sinnen, Trachten, Denken und Handeln dem Wohl des Volkes einordnet.

Ich habe tagelang eine Grippe mit mir herumgeschleppt und sie jetzt durch eine Pferdekur gebrochen. Nun muß ich mich schnell erholen, damit ich bei Beginn des Wahlkampfes wieder ganz auf dem Posten bin. Wenn es im Reichstag zu einer Debatte kommt, dann werde ich die Anklagerede gegen das Kabinett halten.

11. September 1932.

Den ganzen Tag mit Göring zusammengesessen, Musik gehört und Pläne geschmiedet. Abends arbeite ich im Rohbau meine Rede für den Reichstag aus. Sie soll ein wahrer Leckerbissen werden. Ich spreche sie noch mit dem Führer durch und lege sie dann in einzelnen Punkten die Nacht hindurch fest.

12. September 1932.

Fraktion: Dr. Frick gibt strenge Verhaltungsmaßregeln. Nur mit straffer Disziplin werden wir diesen Tag gewinnen.

Redaktion angepfiffen wegen eines sehr unklugen Artikels gegen den Stahlhelm.

3 Uhr Plenum. Papen erscheint. Er macht den Eindruck großer Siegeszuversicht. Ein Kommunist beantragt, über Mißtrauensvotum und Ablehnung der Notverordnung gleich abzustimmen. Da von unserer Seite erwartet wird, daß die Deutschnationalen Widerspruch erheben, meldet sich bei uns niemand. Die Deutschnationalen tun uns den Tort an, nicht zu protestieren. Daraufhin beantragt Dr. Frick eine halbe Stunde Pause.

Besprechung bei Göring: das Zentrum will einen Mehrheitsbeschluß, daß die von den Kommunisten gestellten Anträge abgesetzt werden. Wir plädieren gleich dagegen. So haben wir zwei Vorteile: wenn schon aufgelöst wird, dann kommt Papen jetzt nicht zu Wort, und wir haben Gelegenheit, über das Mißtrauensvotum abzustimmen. Da wir nicht einig werden, halten wir noch eine kurze Besprechung beim Führer im gegenüberliegenden Reichstagspräsidenten-Palais ab. Er entscheidet, daß gleich abgestimmt werden soll. Damit sind die Würfel gefallen.

Wieder Plenum. Die Parteien sind maßlos verblüfft, als sie von unserem Entschluß hören. Papen erscheint auf der Regierungstribüne mit der roten Mappe unter dem Arm. Ohne viel Federlesens beginnt Göring augenblicklich mit der Abstimmung. Er läßt Papen, der sich bescheiden meldet, gar nicht zu Wort kommen. Der legt wütend sein Auflösungsdekret auf den Tisch des Reichstagspräsidenten, ohne daß der ihm auch nur eine Beachtung schenkt. Papen verläßt mit der Regierung das Plenum. Dann stimmt der Reichstag über den Mißtrauensantrag ab, bei dem über 500 Stimmen gegen Papen und etwas über 30 Stimmen für ihn abgegeben werden. Das ist die furchtbarste parlamentarische Niederlage, die es je gegeben hat.

Der Reichstag ist aufgelöst. Es herrscht ein heilloses Durcheinander. Alles ist noch wie konsterniert; kein Mensch hat es für möglich gehalten, daß wir den Mut hätten, diese Entscheidung herbeizuführen. Nur wir freuen uns. Jetzt werden wir kämpfen; da sind wir immer am stärksten.

Der Führer wartet im gegenüberliegenden Reichstagspräsidenten-Palais auf unseren Bericht. Er ist ganz außer sich vor Freude. Wieder hat er klar und eindeutig entschieden. Es wird noch lange hin- und herdebattiert. Im Kaiserhof geht die Besprechung weiter. Die ganze Parteileitung ist dort versammelt. Alle sind in großer Kampfesstimmung. Die Regierung spielt Tintenfisch; aber das nutzt ihr jetzt nichts mehr. Sie hat ein dickes Mißtrauensvotum auf dem Buckel. Wir haben klare Verhältnisse geschaffen, und nun wollen wir unsere Kräfte messen.

Bis spät in die Nacht beraten wir im Kaiserhof. Der Wahlkampf wird in großen Zügen festgelegt. Nun hat das Parlamentieren ein Ende, es geht wieder ins Gefecht.

Die bürgerlich-nationalen Blätter schreiben alle gegen uns. Das ist doch ganz klar; denn die Entscheidung, die gefällt wurde, war eine nationalsozialistische.

Und im übrigen werden die Gazetten sich wundern, wie wir mit ihnen Schlitten fahren.

Die letzte Auseinandersetzung, die wir vor der Machtübernahme vornehmen müssen, ist die mit der Reaktion. Das ist Zeichen und Symbol. Wenn es hart auf hart geht, dann stehen wir immer allein.

13. September 1932.

Ausschuß zur Wahrung der Rechte der Volksvertretung: Dort wird nur leeres Stroh gedroschen. Die Regierung weigert sich, vor diesem Ausschuß zu erscheinen. Göring soll einen scharfen Brief an den Reichskanzler zurücknehmen. Das kommt gar nicht in Frage. Jetzt ist Wahlkampf, jetzt unterhalten wir uns mit dem Volk, nicht mit der Regierung. Die Deutschnationalen sind von einer impertinenten Arroganz und Hochnäsigkeit. Aber das Lachen wird ihnen bald vergehen.

Der Führer spricht vor der Fraktion, die noch einmal versammelt wird. Parole: Gegen die Reaktion! Damit ist der Wahlkampf eröffnet.

Der Ausschuß, der sich mittags vertagt hatte, tritt abends wieder zusammen. Aber die Regierung weigert sich weiterhin, vor ihm zu erscheinen.

Im Volk bleibt alles ruhig. Die breiten Massen übersehen noch nicht die Tragweite der Situation; auch ist der Wahltermin noch nicht festgesetzt. Der Reichstagsausschuß ist vollkommen unbrauchbar zu einem prinzipiellen Kampf. Damit kann man nichts anfangen. Vor allem, wir eignen uns nicht zu diesen Spiegelfechtereien.

Die Wahlaussichten werden in der Partei verschieden eingeschätzt. Ich enthalte mich eines Urteils. Man muß zuerst den Verlauf des Wahlkampfes beobachten, um halbwegs richtig prophezeien zu können.

Die einzige Freude in all dieser Wirrnis der Entscheidungen und Vorgänge ist, daß Magda mit dem Baby nach Hause kommt.

14. September 1932.

Die ganze bürgerliche Presse ist zur Reaktion übergegangen. Viele von uns sind empört darüber. Ich finde das außerordentlich lobenswert. Je eher die Reaktion die Maske lüftet, desto besser für uns.

Der Ausschuß tagt wieder; aber er ist in der Tat nur ein Ausschuß. Es wird viel herumgeredet. Göring soll einen Rückzieher machen. Wir lehnen das strikte ab. Die Regierung möchte gerne das peinliche Mißtrauensvotum abschütteln. Dann will sie als Zeuge vor dem Ausschuß erscheinen. Wir bleiben hart und weigern uns, irgendwie nachzugeben.

Schließlich wird der Ausschuß in einen Untersuchungsausschuß umgewandelt. Nun muß die Regierung erscheinen. Das wird ja ein lustiges Theater werden.

Wir geben dem Führer abends noch Bericht; dann fährt er nach München zurück.

15. September 1932.

Der „Angriff" wird vergrößert. Er soll bis zur Wahl täglich zweimal erscheinen; da die bürgerliche Presse, die zum großen Teil auch von unseren eigenen Parteigenossen gelesen und gehalten wird, scharf gegen uns Stellung nimmt, bleibt uns nichts anderes übrig, als gegen sie den Boykott zu organisieren.

Wir sind mitten in der Arbeit zum Wahlkampf.

Abends Sportpalast. Ich halte eine wohlüberlegte, schneidende Rede gegen das Kabinett und seine politische Praktik und Taktik. Es gelingt uns, allmählich die Massen wieder fest in unsere Hand zu nehmen. Jetzt heißt es arbeiten und keine Möglichkeiten auslassen, das Volk über die Richtigkeit unserer Entschlüsse aufzuklären.

16. September 1932.

Die Reichspropagandaabteilung ist nach Berlin übergesiedelt. Von hier aus können wir den Wahlkampf konzentrischer durchführen. Diesmal wird er schwerer werden, weil die Parteikassen leer sind. Die vergangenen Wahlkämpfe haben alles verfügbare Geld verschlungen.

Die klare und übersichtliche Organisation unserer Propagandaleitung kommt uns nun sehr zunutze. Mit diesem Apparat kann man arbeiten.

Abends wieder im Kriegervereinshaus und am Gesundbrunnen gesprochen. Beide Säle sind überfüllt. Am Gesundbrunnen gibt es auf der Straße schwere, blutige Zusammenstöße.

Nun geht es wieder in den Wahlkampf. Man hat manchmal das Gefühl, als wenn das immer so bleiben sollte. Durch das Übermaß an Reden ist man vollkommen abgestumpft; nur hin und wieder läuft man noch einmal zu höchster Form auf. Unsere Gegner rechnen auch damit, daß wir in diesem Kampf die Nerven verlieren und mürbe werden. Wir wissen das und wollen ihnen diesen Gefallen nicht tun. Das hält uns am meisten aufrecht. Gäben wir nach, dann wären wir verloren und alle bisherige Arbeit umsonst getan.

Wir sind es unseren Toten schuldig, daß wir eigensinnig und trotzig bei unserem Recht bleiben und auch, wenn unser Kampf aussichtslos erscheint, unsere Sache um ihrer selbst willen tun.

Denn auf der Gegenseite stehen auch nur Menschen. Auch sie verlieren in den Schlachten an Gelände, auch ihre Nerven werden in diesen schweren Auseinandersetzungen mitgenommen. Entscheidend ist, wer die letzten Truppen auf das Schlachtfeld zu werfen hat. Verluste sind immer zu verzeichnen, aber man darf sich durch Verluste nicht entmutigen lassen.

Friedrich der Große hat einen Krieg 7 Jahre durchgehalten. Bei Kunersdorf verlor er fast die ganze preußische Armee. Alle Freunde fielen von ihm ab, und er war ganz auf sich selbst gestellt. Hätte er damals den Kopf verloren und einen feigen Frieden unterzeichnet, dann wäre Preußen niemals zur Weltmacht emporgestiegen.

Politik wird viel mehr mit dem Charakter als mit dem Verstande gemacht. Und dem Mutigen gehört die Welt!

Das ist das Große am Führer, daß er mit ewig gleichbleibender Zähigkeit einem einzigen Ziel nachstrebt und ihm alles zu opfern bereit ist.

Das unterscheidet ihn vor allem von jenen bürgerlichen Politikern, die immer behaupten, dasselbe wie er zu wollen. Ohne Hitler wäre Deutschland längst im Strudel der Anarchie versunken.

Also Mut gefaßt, auch wenn es schwer wird und die Sorgen einem manchmal über dem Kopf zusammenschlagen. Es gibt keine andere Chance als durchzuhalten.

19. September 1932.

Ich liege mit einer schweren Bronchitis in München zu Bett.

Samstag schon schwerkrank aufgestanden. Ich halte noch ein paar Konferenzen ab und richte einige sehr deprimierte Unterführer wieder auf. Das ist nicht ganz leicht, wenn einem selbst hundeelend zumute ist. Die meisten Menschen sind nur stark, wenn es ihnen gut geht.

Ich mache eine Schwitzkur unter dem Lichtbügel durch und setze mich dann in den D-Zug nach Wien. In der Abendpresse lese ich, daß der Wahltermin auf den 6. November festgelegt ist. Es stehen uns also noch schwere Wochen bevor.

Furchtbare Nacht im Schlafwagen mit wilden Fieberphantasien. Am frühen Morgen stehen in Österreich auf allen Bahnhöfen die Menschen und geben mir ihre Glück- und Segenswünsche mit. Ich kann mich vor lauter Müdigkeit und Abspannung kaum auf den Beinen halten.

In Wien ist das ganze Bahnhofsviertel von einer schwarzgrauen Menschenmauer besetzt. Der Empfang ist ganz enthusiastisch. Die Straßen rund um den Bahnhof sind in Aufruhr. Die Sehnsucht nach

dem Reich bricht ganz spontan durch. Ich rede in der Engelmann-Arena, die so von Menschenmassen überfüllt ist, daß der berühmte Apfel nicht zur Erde fallen kann. Die Versammlung findet nachmittags statt. Die Sonne scheint prall und glühend auf die Erde herunter. Sie steht gerade über meinem Kopf, und ich mache zwei Stunden eine tolle Tortur durch.

Auf den Straßen durchbrechen die Menschenmassen die Absperrungsketten, so daß der Wagen nicht vorwärts und nicht rückwärts kann. Es ist mit Lebensgefahr verbunden, hier weiterzufahren.

Die braven Österreicher stehen zum Reich in unverbrüchlicher Treue.

Abends in der Wiener Oper. Der Bau ist ein wahres Wunderwerk. Wie arm sind wir dagegen in Berlin! Das Ganze ist eine Fülle von gutem Geschmack.

„Zauberflöte." So habe ich Mozart noch nie gehört. Ganz stilecht! Ein Musikantentum ohnegleichen. Das Haus hat eine herrliche Akustik. Hier hat der Führer oft als junger Mensch auf der Galerie gestanden und Wagner gehört. Jedesmal, wenn wir anderswo in der Oper waren, erzählte er davon.

Nachts fahre ich von Wien nach München weiter. An Schlaf ist bei meinem Gesundheitszustand gar nicht zu denken.

In München, wo ich Montag morgen ankomme, gebe ich noch ein paar Anordnungen im Braunen Haus und muß dann gleich ins Bett. Das fehlt noch, daß ich jetzt in dieser entscheidenden Zeit zur Untätigkeit verdammt werde.

Der Führer ist nach Wien gefahren zu einem privaten Besuch. Niemand weiß davon, damit es keine Menschenaufläufe gibt.

20. September 1932.

Der Wahlkampf kostet Geld, und Geld ist augenblicklich sehr schwer aufzutreiben. Wir müssen sehen, wie wir uns durch die Finanzkalamität hindurchwinden. Das ist vielleicht die schwierigste Frage, die es in diesen Wochen zu lösen gibt.

Unsere Rundfunkorganisation schreitet mächtig vorwärts; es fehlt nur noch, daß wir die Sender benutzen können.

Wir müssen uns darauf vorbereiten, daß wir früher oder später vielleicht über Nacht an die Macht kommen.

Ich schreibe einen Aufsatz gegen Hugenberg. Das von der Propagandaabteilung herausgebrachte Wahlexposé reicht noch nicht aus; es muß neu überarbeitet werden.

Die im Berliner Wedding angezettelte Parteirevolte fängt nun doch an, ungemütlich zu werden. Vor allem der persönliche Kampf nimmt einem viel an Nervenkraft. Irgend so eine Kreatur speist mit ihren Verdächtigungen die ganze Judenpresse; es ist ganz zwecklos, dagegen anzugehen. Man muß eine dicke Haut haben.

Nachts nach Berlin zurück.

21. September 1932.

Ich mache einen scharfen Vorstoß gegen den „Vorwärts". Er hat sich ein Vergnügen daraus gemacht, mich in mehreren Artikeln persönlich zu attackieren. Der Zufall spielt mir vernichtendes Material gegen einige prominente Mitglieder der SPD. in die Hände. Ich erkläre dem „Vorwärts" unverblümt, daß ich mit der Veröffentlichung des Materials beginnen werde, wenn seine Verleumdungen kein Ende nehmen.

Boykottaufruf gegen die bürgerliche Presse. Verbot an alle Parteigenossen, diese Presse zu kaufen, zu abonnieren oder darin zu annoncieren. Das wird ein Wutgeheul auf der ganzen Linie auslösen.

Unsere eigene Presse wird nun zweimal am Tage erscheinen. Vor allem im Wahlkampf ist das der Großmacht der gegnerischen Presse gegenüber ganz unvermeidlich.

23. September 1932.

Donnerstag:

Im Reichstagsausschuß Komödie; es ist wieder nichts dabei herausgekommen. Göring wird vernommen. Er legt den ganzen Sachverhalt der entscheidenden Reichstagssitzung eingehend klar. Die Vertreter der DNVP. sind unausstehlich frech und anmaßend.

Mit Eisenbahn und Auto über Hamburg nach Kiel. Dort vor 20 000 Menschen geredet. Die Stimmung im Volk wird zusehends besser.

In Hamburg 3 Stunden Schlaf, dann wieder zurück nach Berlin. Der Boykott gegen die Bürgerpresse geht los.

In Friedrichshain in einer überfüllten Mitgliederversammlung gesprochen. Dort ist die Stimmung wie immer gut; aber man darf von der Parteigenossenschaft nicht auf die Wählerschaft schließen. Die alte Garde steht treu zur Bewegung. Auf sie kann man sich blind verlassen. Sie ist heute der Garant des Kampfes und wird morgen der Garant des Sieges sein.

24. September 1932.

Jetzt gilt es, die Wahlvorbereitungen für die Hauptstadt zu treffen. Mein Boykottaufruf erscheint groß in unserer Presse. Man wird bei den bürgerlichen Zeitungen schwer daran zu beißen haben. Aber das geht hier wie immer; wenn man den Gegner scharf attackiert, dann wird er devot und fängt an zu winseln.

Abends rede ich vor nationalsozialistischen Beamten im Herrenhaus. Es gehört schon Mut dazu, sich jetzt als Beamter offen zu unserer Bewegung zu bekennen.

Dann vor der Partei in Zehlendorf und Dahlem.

Von allen Seiten werden Versuche unternommen, Frieden zwischen Partei und Regierung zu stiften. Aber der Führer geht, Gott sei Dank, nicht darauf ein. Er verhandelt, solange es Zeit ist; aber wenn der Kampf beginnt, dann ist er nur auf dem Schlachtfeld zu finden.

Der Ton der Partei ist in den letzten Tagen sehr aggressiv geworden; aber das ist ja auch die einzige Sprache, die man mit den hartnäckigen Gegnern aus der Reaktion sprechen kann.

25. September 1932.

Nachmittags in Schönholz vor 40 000 Weddinger Arbeitern gesprochen. Dann in Spandau vor der SS. und in der Hasenheide vor der SA. Alle Versammlungen sind überfüllt.

Die Gegenseite versucht, uns auseinanderzureden. Man konstruiert künstliche Gegensätze zwischen dem Führer und seinen Unterführern. Diese Gerüchtemacherei erhält immer neue Nahrung durch das un-

qualifizierbare Verhalten Straßers. Es wäre schon ein Segen, wenn er seine heimliche Sabotagearbeit offen betriebe, damit der Führer gegen ihn vorgehen kann.

26. September 1932.

Die ganze Organisation der Berliner Partei arbeitet mit Hochdruck am Zeitungsboykott. Es wird uns doch auf die Dauer gelingen, die bürgerliche Presse zu einer anständigen Tonart zu zwingen.

Wenn es dem Bourgeois an den Geldbeutel geht, dann wird er immer gefügig. Manchmal beschleicht einen in stillen Stunden eine tiefe Depression; die kann nur überwunden werden, wenn man wieder vor dem Volk steht. Das Volk ist die Quelle unserer Kraft.

27. September 1932.

Eine der schwierigsten Fragen ist jetzt die Versorgung unserer vielen hundert Gefangenen. Diese armen Kerle sitzen hinter Schloß und Riegel und sind vollkommen in Ungewißheit, wann für sie die Stunde der Befreiung schlägt. Sie müssen betreut werden, damit sie nicht den Mut verlieren. Vor allem in dieser Zeit der Geldknappheit ist das mit großen Schwierigkeiten verbunden.

Der Untersuchungsausschuß des Reichstags hält seine entscheidende Sitzung ab. Zuerst wird Papen selbst vernommen. Er wird in ein peinliches Verhör gezogen. Von allen Seiten scharf attackiert.

Der Reichsinnenminister von Gayl macht eine besondere Figur. Aber auch seine Vernehmung bringt nichts Neues zutage.

Am blamabelsten wirkt der Staatssekretär Planck. So etwas wollte man am 13. August dem Führer als Staatssekretär aufschwätzen.

Wir unterhalten uns unter uns über die Wahlaussichten. Sie werden von allen Seiten sehr pessimistisch eingeschätzt. Die Deutschnationalen benehmen sich hundsgemein; sie spielen frech und dreist den Revolutionär, um uns die Massen abspenstig zu machen. Das paßt so recht zu ihnen.

In einer Reihe von Feststellungen des Ausschusses wird die Regierung stark bloßgestellt; aber sie wird sich wenig darum bekümmern. Von verschiedenen Seiten werden Versuche unternommen, eine neue Unterredung zwischen dem Reichspräsidenten und dem Führer zu arrangieren. Diese Unterredung soll sehr bald stattfinden. Die Situation ist vollkommen verfahren; aber das liegt nur an der Gegenseite, denn sie konnte klar sein, wenn man aus den gegebenen Machtverhältnissen die Konsequenzen gezogen hätte. Das aber wollten die Herren nicht.

Die Deutschnationalen fühlen sich wohl in der Macht und wissen auch, daß, wenn wir herankommen, es bald um sie getan sein wird. Deshalb spielen sie lieber ein Spiel mit dem Feuer, als daß sie zur Vernunft kommen.

Aber auch ihre Bäume werden nicht in den Himmel wachsen.

28. September 1932.

Jeden Montag findet im Gau eine Konferenz der höheren Amtswalter statt. Dort wird von Woche zu Woche die ewig wechselnde Taktik besprochen. So hart man im Prinzip sein muß, so elastisch muß man in den Methoden sein. Die meisten Menschen verstehen nicht den Unterschied zwischen Strategie und Taktik.

Im Auto nach Breslau. Eine wundervoll stille Fahrt, bei der man viel Zeit zum Nachdenken hat.

Die Stimmung in Breslau ist ausgezeichnet; die alten Parteigenossen halten immer treu zur Partei. Die Versammlung in der Jahrhunderthalle ist überfüllt. Bei einem fabelhaften Einmarsch präsentiert sich die schlesische SA. Das sind die Bataillone unserer Macht.

Im ganzen Reich flackern Teilstreiks auf. Die Regierung ist dagegen vollständig machtlos. Die Gewerkschaften werden vom Radikalismus der Massen mitgerissen. An allen Ecken und Enden des Landes werden deutschnationale Wahlversammlungen gesprengt. Wir dürfen es nicht zu bunt treiben, weil die Regierung das sonst als willkommenen Anlaß benutzt, die Wahlen auszusetzen.

Wir müssen arbeiten wie die Wilden; dann kann es noch einmal gelingen.

29. September 1932.

Wir stehen schon wieder mitten im Wahlkampf. Eine Besprechung jagt die andere; man kommt wieder kaum zu Atem.

Die bürgerliche Presse fängt schon an zu kuschen. Der ausgerufene Boykott tut ihr sehr weh. Sie schickt schon Parlamentäre, die um Frieden bitten. Ich gebe nicht nach, es sei denn, die verschiedenen Zeitungen ändern ihre Tonart gegen uns.

Ein großer Verlag hat gegen meinen Boykottaufruf eine einstweilige Verfügung erwirkt. Es wird mir darin eine Geldstrafe von RM. 300 000.— und ein halbes Jahr Haft angedroht. Das ist die beste Gelegenheit, den Boykott erst recht in Brand zu setzen. Das Dümmste, was die Gegenseite machen konnte!

30. September 1932.

Nun ist der Boykott auf der ganzen Linie organisiert. Und zwar wird er diesmal durch die Partei selbst getragen. 1 Million Flugschriften werden in der Reichshauptstadt gegen die bürgerlich-nationale Presse verteilt. Das wird ihr einen schweren Schlag versetzen.

Die Schreiberlinge in den Redaktionen winden sich wie die Regenwürmer.

Zum 85. Geburtstag des Reichspräsidenten schreibe ich einen Aufsatz, in dem ich die ganze Situation noch einmal mit allem Ernst und allem schuldigen Respekt darlege.

Den Herren in der Wilhelmstraße fängt es an ungemütlich zu werden. Die Streiks nehmen im Lande überhand. Überall herrscht Wut und Mißmut. Die Sache wird gefährlicher, als sie es sich wohl vorgestellt haben.

Noch einmal, bevor der Wahlkampf in großer Fahrt losgeht, höre ich Wagner; eine wunderbare Siegfried-Aufführung in der Städtischen Oper. Aber man kommt jetzt nicht mehr so recht zum Genuß dieser herrlichen Musik. Man ist innerlich zu zerrissen, um sich daran restlos erfreuen zu können; aber trotzdem richtet sie auf und gibt Mut und Klarheit.

1. Oktober 1932.

Wir ziehen aus der Hedemannstraße, unserer alten, liebgewordenen Kampfesstätte, aus und siedeln in die Voßstraße über. Jetzt arbeiten wir unmittelbar im Regierungsviertel. Wie lange wird es noch dauern, daß wir von hier in die Wilhelmstraße übersiedeln?

Jedenfalls muß es für die Regierung kein sehr angenehmes Gefühl sein, zu wissen, daß der Feind ihr immer näher auf die Pelle rückt. Der Führer wohnt im Kaiserhof, genau gegenüber der Reichskanzlei. Auch das muß einen Mann ohne Nerven, wenn er das Unglück hat, in dieser Republik Reichskanzler zu sein, vollkommen aus der Fassung bringen.

In unserem Pressewesen werden einige Änderungen getroffen. Die gegenwärtigen Leistungen reichen für die erweiterten Aufgaben, die jetzt gelöst werden müssen, nicht aus. Vielfach auch verstehen unsere Journalisten nicht, daß es in der Wahlzeit in der Hauptsache auf die propagandistische Wirkung der Zeitungen ankommt. Sie sind meist zu gründlich und eher für die Wissenschaft als für die schwarze Kunst geeignet.

Besser sind da schon unsere Propagandisten. Sie stehen Tag für Tag und Abend für Abend in unmittelbarer Tuchfühlung mit den breiten Massen. Sie beherrschen souverän ihr Handwerk. Sie sind eine Elitetruppe der Partei. Die besten Redner, die Deutschland je hervorgebracht hat, sind in unserem Lager zu finden.

In Potsdam marschiert die nationalsozialistische Jugend auf. Ein herrlicher Anblick, dieses wimmelnde, quirlende Durcheinander von Buben und Mädels. Das Stadion ist überfüllt. Es herrscht eine wunderbare Begeisterung. Die Alten sagen immer: Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft; wir drehen den Satz um: Wer die Zukunft hat, der hat die Jugend. Darum steht Jung-Deutschland in unserem Lager.

Der Führer kommt abends spät, und ich habe Gelegenheit, ihn ausführlich über die letzten Vorgänge in Berlin zu orientieren. Er redet mit einem wunderbaren Feuer vor der vor ihm aufmarschierten Jugend. Das erweckt bei den Jungens und Mädels einen unbeschreiblichen Jubel. Gerade die Jugend kann sich so recht für unsere Ideale begeistern. Je älter der Mensch wird, um so dünner fließt meist der Strom des Enthusiasmus.

Abends sitzen wir bei uns zu Hause. Der Führer denkt über die weitere Entwicklung sehr optimistisch. Er wird wohl wie immer so auch hier recht behalten. Er denkt im Augenblick nicht an eine Fühlungnahme mit der Wilhelmstraße. Das ist ja auch in der gegenwärtigen Situation vollkommen zwecklos. Wenn der Wahlkampf zu Ende ist, dann kann wieder verhandelt werden. Der Führer legt in klassischer Weise die Fehler des amtierenden Kabinetts klar.

Überall im Lande nehmen Streiks und Ausschreitungen zu. Der Dilettantismus, mit dem augenblicklich regiert wird, muß sich einmal furchtbar rächen.

2. Oktober 1932.

Potsdam! Über der alten preußischen Königsstadt liegt ein sonniger Herbsttag. 6 Stunden lang marschiert die deutsche Jugend am Führer vorbei. Sie ist unser Stolz und unser Glück. Es sind immer dieselben Jungens mit denselben Gesichtern. Die Bewegung hat auch aus ihnen schon einen einheitlichen Typ geformt. Er tut sich nicht nur in Denken und Handeln, sondern auch in Antlitz und Gestalt kund. Es ist eine Freude, ihnen zuzuschauen, und man wird gar nicht müde daran. Jeden von uns erfüllt ein ungeheures Glücksgefühl beim Anblick dieses wunderbaren Nachwuchses. Der Vorbeimarsch geht ewig weiter, als wenn er gar kein Ende nehmen wollte.

Der Führer sitzt nach den wunderbar erfüllten Stunden von Potsdam noch mit uns zu Hause zusammen. Er debattiert und ist großartig in seinen Argumenten. Sein Optimismus überträgt sich auf alle andern. Er ist die nie versagende Quelle einer ewig sich erneuernden Kraft.

Bis spät in den Abend wird gearbeitet, werden Pläne entworfen und Vorbereitungen getroffen.

4. Oktober 1932.

Am Montag in Berlin. Führertagung in München vorbereitet. Sieben große Schriftplakate werden in einem Schwung zu Papier gebracht. Alles, was man schnell und mit Begeisterung erledigt, wird gut.

Es fällt schwer, die Redaktionen unserer Zeitungen in die große Wahlbewegung richtig miteinzuschalten. Sie sind zu genau und arbeiten zu schwerfällig. Ich schreibe eine Streitschrift gegen den Scherlverlag und die Deutschnationalen. Sie soll in 2 Millionen Exemplaren allein in Berlin verteilt werden. Die bürgerliche Presse soll uns kennenlernen!

Abends rede ich auf dem Gautag in den überfüllten Tennishallen. Ich kann hier feststellen, daß die Partei selbst absolut intakt ist. Auf sie kann man sich in jeder Krise verlassen.

Im letzten Augenblick erreiche ich noch den Nachtzug nach München.

Dort ist eine gemeine Pressekampagne gegen unsere SA. im Gang. Wir haben den Verdacht, daß sie von gewissenlosen Spitzeln in den eigenen Reihen genährt wird. Es herrscht vielfach eine starke Depressionsstimmung; aber wir alten Nazis protestieren dagegen und rappeln alles wieder hoch.

In der Reichsführerschule wende ich zum ersten Male eine neue Art der politischen Schulung an. Anstatt zu reden, debattiere ich mit den dort versammelten SA.-Führern, und zwar mit einem ungeahnten Erfolg. Es sind alles prachtvolle Kerls. Sie beteiligen sich mit wahrhafter Leidenschaft an der Aussprache. Alle Probleme der Programmatik und Taktik der Bewegung werden durchgesprochen.

Am Mittag bin ich mit dem Führer zusammen. Er ist guter Dinge, nur voll Wut über die Pressekampagne gegen die SA.

Nachmittags wird gearbeitet, und abends geht es in den Zirkus Krone; der ist schon seit 7 Uhr polizeilich gesperrt. Draußen stehen noch schwarze Menschenmauern vor den Toren. Ich halte in einer zweieinhalbstündigen Rede scharfe Abrechnung mit dem System und dem gegenwärtigen Kurs.

Mittwoch:

Die Gauleiter sind zur letzten entscheidenden Besprechung vor den Wahlen versammelt. Von Straßer aus wird in Pessimismus gemacht.

Wir müssen überall die Augen aufhalten, damit kein Unglück passiert.

Donnerstag:

In der Frühe beginnt die große Führertagung. Zuerst wird der technische Teil des Wahlkampfes erledigt. Im Rahmen der Propa-

gandaabteilung haben wir eine Lügenabwehrstelle eingerichtet, die einzig die Aufgabe hat, die infamen Verleumdungen der gegnerischen Zeitungen und Parteien abzuwehren und zu widerlegen. Das wird wohl bald die größte Abteilung des ganzen Braunen Hauses sein.

Den Abschluß der Führertagung bildet die Rede des Führers. Er ist ganz groß in Form und gibt einen fabelhaften Umriß über Entwicklung und Stand unseres Kampfes auf ganz weite Sicht. Er ist in der Tat der Große über uns allen. Er reißt die Partei aus jeder verzweifelten Stimmung wieder hoch. Mit einer eisernen Konsequenz dient er dem hohen Ziel, das wir uns gesteckt haben. Mit ihm an der Spitze muß die Bewegung siegen.

Mit den SA.-Führern noch lange debattiert. Das sind doch immer die besten Kerle; Soldaten und an Befehlen und Gehorchen gewöhnt.

Man sagt, die Regierung sei wankend geworden; aber ich kann das nicht glauben. So einfach ist es schon nicht, ein System zum Sturz zu bringen. Jedenfalls dürfen wir uns nicht in falschen Optimismus wiegen lassen. Der Erfolg ist immer der beste Begleiter zum Sieg.

7. Oktober 1932.

Von einem Mittelsmann erhalten wir die Nachricht, daß das Wirtschaftsprogramm der Regierung mit einem vorläufigen Mißerfolg eingeleitet worden ist. Infolgedessen verbreitet sich überall im Produktionsleben Panik und Verzweiflungsstimmung. Die Ratten verlassen das sinkende Schiff.

Es kommt nur noch darauf an, daß wir stark bleiben und nicht nachgeben. Ich habe mit dem Führer die gesamte Wahlkampagne festgelegt. Er ist in allem voller Zuversicht, nur mit einigem Unbehagen beobachtet er die ewigen Wühlarbeiten der kleinen Straßerclique in der Partei.

Sobald der Wahlkampf zu Ende ist, müssen wir auch in der Bewegung einige wichtige, organisatorische Neuerungen durchführen. Vor lauter Wahlpropaganda sind wir fast ein ganzes Jahr nicht mehr dazugekommen.

Das System hat uns in Atem gehalten; aber schließlich ist ja die Partei dazu da, zu kämpfen.

Ich diktiere noch in der Eile einen aggressiven Aufsatz gegen Papens Konservatismus und fahre dann mit dem Nachtzug nach Berlin zurück.

8. Oktober 1932.

Wir residieren nun endgültig in der Voßstraße. Das Haus ist sehr schön, sehr einfach und sehr würdig. Auf dem Schreibtisch liegen schon Berge von Arbeit.

9. Oktober 1932.

Ich höre von Leuten, die es wissen müssen, daß die Rundfunkreform des Reichsinnenministeriums gänzlich fehlgeschlagen ist. Damit wollten sie sich von den Ländern losmachen, und nun sind sie erst recht in ihre Abhängigkeit geraten. Wir sind schon dabei, eine neue Personalliste für den Rundfunk aufzustellen für den Fall, daß wir über Nacht an die Macht kommen.

In einer Erklärung fordere ich die Deutschnationalen zu einer öffentlichen Diskussion heraus; da sie sich darüber beklagen, daß die SA. ihre Versammlungen sprengt, haben sie nun die beste Gelegenheit, sich mit uns geistig auseinanderzusetzen. Ich stelle ihnen Bedingungen, die es ihnen eigentlich sehr leicht machen müßten, auf meine Herausforderung einzugehen. Aber wer weiß, Mut pflegt im allgemeinen nicht ihre allerbeste Tugend zu sein.

Am Bülowplatz findet ein SA.-Abend statt. Unsere SA. in den Arbeitervierteln ist bewundernswert. Sie trägt Schikanen, Verfolgungen und Terrorakte mit einer fast selbstverständlichen Gelassenheit. Diese Jungens verdienen, in das Ehrenbuch der Geschichte unserer Partei und, wenn es gelingt, unseres ganzen Volkes eingetragen zu werden.

Am Sonntag fliege ich im offenen Flugzeug nach Chemnitz. Ein wunderbarer Flug! Eiskalt, so daß man nach einer Stunde kaum noch sein Gesicht fühlt. Ich spreche dort vor den sächsischen Amtswaltern, und es gelingt mir, alles wieder hochzureißen. Gleich danach wieder im Flugzeug nach Berlin zurück; und abends höre ich in der

Linden-Oper „Tristan" in einer vollendeten Aufführung. Diese Musik ist unbeschreiblich süß und berückend. Man kann sich Schöneres kaum denken. Die Stimmen sind wie Samt und klingen wie Celli. Erschüttert und im Tiefsten ergriffen verläßt man das Theater.

10. Oktober 1932.

Ein Redakteur, der in den Sklarek-Skandal verwickelt war, hat in einem Boulevardblatt auf das infamste die Ehre meiner Frau angegriffen. Ein SS.-Mann läßt sich bei ihm melden und verprügelt ihn so lange mit der Reitpeitsche, bis er blutüberströmt zu Boden sinkt; dann legt er seine Visitenkarte auf den Tisch und verläßt, von keinem der anwesenden Presse-Reptile daran gehindert, die Redaktion. Das ist das einzige Mittel, mit diesen Ehrabschneidern fertig zu werden. Sie machen selbst vor dem guten Ruf einer wehrlosen Frau nicht halt und müssen deshalb so lange verprügelt werden, bis ihnen die primitivsten Gesetze des Anstandes wieder geläufig sind.

Ein Sendbote der Regierung macht Vorfühler bei mir. Ich geige ihm die Meinung. Nun redet sich die Wilhelmstraße darauf heraus, daß der Führer später einmal Reichspräsident werden könne. Wie gnädig und großherzig. Alles nur dummdreiste Versuche, um uns aufzuhalten und mürbe zu machen. Der Führer soll auf seine klare Forderung verzichten, damit die Wilhelmstraße ihre Ruhe hat. Das haben die Herren sich sauber ausgedacht. Leider stoßen sie bei uns auf wenig Gegenliebe.

Lange Aussprache mit Graf Helldorf. Die Berliner SA. ist wieder gut in Schuß. Auch in Pommern und Mecklenburg kommt wieder Ordnung in die Organisation. Es wird uns doch noch einmal gelingen, den Wahlkampf auf die Höhe zu führen.

Die Deutschnationalen haben meine Aufforderung, mit mir im Sportpalast zu diskutieren, abgelehnt. Anstatt dessen soll ich in ihrer Versammlung als Gast erscheinen, und man will mir gnädigst eine halbe Stunde Redezeit zugestehen. Ich gehe selbstverständlich sofort darauf ein. Wenn auch die Bedingungen, unter denen die Auseinandersetzung stattfindet, denkbar schlechte sind, so werden wir schon Mittel und Wege finden, um dem Glück ein bißchen nachzuhelfen. Ich gebe

ihnen eine schneidende Antwort, bei der ich es mir nicht verkneifen kann, ein paar massive Seitenhiebe auf ihre politische Erbschleicherei auszuteilen.

11. Oktober 1932.

Sportpalast-Versammlung verboten. Eine gute Gelegenheit, in der Presse starke Ausfälle gegen die Regierung zu machen. Sie muß uns, auch für das Auge des kleinen Mannes sichtbar, unterdrücken; um so besser und eher wird es uns gelingen, unsere tiefgreifenden Differenzen mit ihr dem Volk klarzumachen.

Die Diskussion mit den Deutschnationalen findet am 19. Oktober in der „Neuen Welt" statt. Wir werden diese Versammlung so raffiniert vorbereiten, daß wir nach menschlichem Ermessen den Sieg davontragen müssen. Im übrigen sind wir der Gegenpartei haushoch überlegen in der geschickten Durchführung einer solchen Aktion. Auch das will gelernt sein!

Wenn man wochenlang nichts anderes zu lesen bekommt als nur Zeitungen, die vollgepfropft sind mit lügnerischen Verdrehungen und Verleumdungen, dann hängt einem die ganze Presse zum Halse heraus.

Im Kabinett kracht es. Wann wird es auseinanderbrechen?

12. Oktober 1932.

Die Reichswehr hat das Kabinett bereits aufgegeben. Worauf will es sich nun noch stützen?

Abends spreche ich in der überfüllten „Neuen Welt" vor Beamten. Der Sportpalast bleibt uns weiter verboten.

13. Oktober 1932.

Ich sitze wieder in Severin, diesmal mitten im Spätherbst. Das Laub ist goldbraun, und der ganze Gutshof ist von einem wunderbaren Zauber umsponnen.

Die feige Redaktionskreatur, die vor einigen Tagen von einem SS.-Mann verprügelt wurde, läßt nicht einen Ton in besagtem Skandalblatt verlauten. Es würde mir eine Wonne sein, dafür vor Gericht zu gehen.

In Rostock gesprochen; zwei Säle überfüllt.

Auf der Rückfahrt ein heiteres Erlebnis; wir nehmen auf der Landstraße einen unbekannten Herrn mit, der bei strömendem Regen mit seinem Auto nicht mehr weiter kann. Er redet bei der Weiterfahrt mächtig darauf los, schimpft über die Partei und kolportiert die tollsten Lügen über mich. Als er aussteigt und mich beim Verabschieden erkennt, wird er einigermaßen blaß und bleibt dann, während wir weiterfahren, wie Lots Weib auf der Landstraße stehen.

Jetzt regnet es draußen in Strömen. Ein grauer Herbst zieht auf.

Armes deutsches Volk! Wann wird die erlösende Stunde schlagen?

14. Oktober 1932.

Wir sind an der Arbeit, ein Programm für die Übernahme des Rundfunks zu entwerfen.

Dr. Nobbe aus Schwerin kommt nach Severin und spricht mit mir die ganzen Fragen durch.

Abends rede ich in Schwerin und Pritzwalk. Nachts um 3 Uhr treffen wir wieder in Berlin ein. Auf dem Tisch liegen Berge von Arbeit, die bis zum Morgen noch bewältigt werden wollen.

15. Oktober 1932.

Man hat jeden Tag seinen Ärger und jeden Tag seine Freude. Besonders im Wahlkampf wird man durch das Übermaß an Arbeit so nervös, daß die lächerlichen Kleinigkeiten einen ganz aus der Fassung bringen können. Mandatsfragen, Propaganda, Geld und Stimmungsprobleme, Reibereien in der Partei, alles das will neben der regulären Arbeit erledigt werden. Man frißt sich durch diese ewig sich mehrenden Schwierigkeiten hindurch, so gut es eben geht.

Dazu kommt noch, daß die Organisation natürlich durch die vielen Wahlkämpfe sehr nervös geworden ist. Sie ist überarbeitet wie eine Kompanie, die zu lange im Schützengraben lag, die muß am Ende an den Nerven schwach werden.

Die vielen Schwierigkeiten machen einen innerlich ganz wund. Die einzige Freude, die einen immer wieder aufrichtet, ist der Kampf selbst, der mit unerbittlicher Schärfe nach außen geführt wird.

Unsere Chancen bessern sich von Tag zu Tag. Wenn auch die Aussichten noch ziemlich faul sind, jedenfalls können sie nicht mit unseren trostlosen Aussichten vor wenigen Wochen verglichen werden.

Bei einem Rundgang durch unser neues Gauhaus in der Voßstraße stelle ich fest, daß alles gut gerichtet ist. Hier kann man arbeiten, wenn es auch etwas länger dauert. Ich glaube, es hält sich für uns hier besser aus als für die Regierung in der Wilhelmstraße.

Aus dem Lande kommen täglich Hunderte von guten oder gut gemeinten Propagandavorschlägen. Ein Beweis dafür, wie aktiv die ganze Bewegung am Wahlkampf mitarbeitet.

Die Geldbeschaffung ist außerordentlich schwer. Die Herren von „Besitz und Bildung" stehen alle bei der Regierung. Dazu hat unsere Presse mehrere verhängnisvolle taktische Fehler gemacht. Die müssen wir jetzt ausbaden.

Rust hat eine glänzende Flugschrift für den Wahlkampf geschrieben; sie soll in mehreren Millionen Exemplaren ins Volk geworfen werden.

Bis zum grauenden Morgen durchgearbeitet. Der Wahlkampf fängt jetzt erst richtig an.

Durch Regen und Kälte im Auto nach Leipzig. In den Ausstellungshallen sind 30 000 Menschen zusammengepfercht. Ein wunderbares Bild, auf diese Massen herniederzublicken. Vor mir spricht der alte, würdige General Litzmann mit seinen über 80 Jahren wie ein junger Mann. Er redet scharf gegen das System, und seine Darlegungen sind von einem ungebrochenen Kampfeswillen erfüllt. Ein weißhaariger Jüngling, der sich bei all seinen Verdiensten um Volk und Vaterland eindeutig und klar zum Führer bekennt.

Nach ihm spreche ich noch über 2 Stunden. Nun stehen wir auch in der Messestadt wieder fest.

Lange, melancholische Heimfahrt. In Berlin schreien die Abendblätter aus: In Wien 5, in Dortmund 2 Tote. Brave SA.-Männer haben wieder ihr Leben gelassen für die Sache des Reichs.

Die bürgerlichen Parteien sind die Schrittmacher des Bolschewismus. Sie müssen alle beseitigt werden, wenn Deutschland zur Ruhe kommen soll.

Mit müdem und wundem Herzen fahren wir in der regnerischen Nacht nach Hause zurück. Die ganze Trostlosigkeit der Zeit fällt auf uns herab. Wir müssen stark bleiben und für die große Stunde kämpfen.

17. Oktober 1932.

Unser Adolf-Hitler-Haus in der Voßstraße wird eingeweiht. Ein sehr feierlicher und ergreifender Akt. Das ganze Personal ist versammelt, an die 150 Menschen. Unsere alte Gaukapelle spielt das Horst-Wessel-Lied. Ich rede kurz zu meinen engsten Mitarbeitern. Welch ein Weg in 6 Jahren! Von dem Kellergewölbe in der Potsdamer Straße zum großen neuen Gauhaus in der Voßstraße! Nun wird es uns wohl auch noch gelingen, die letzten 300 Meter Entfernung zur Wilhelmstraße zu überqueren.

Das Haus ist in bester Ordnung. Eine würdige Arbeitsstätte für die große Bewegung. Ich entwickle vor den Kreisleitern die politische Lage, und es geht dann gleich wieder ans Werk.

Der Kampf gegen die Deutschnationalen ist in voller Schärfe entbrannt. Sie sind so gemein und hinterhältig, wie man das niemals für möglich gehalten hätte.

Nach meiner Versammlung in Leipzig hat es dort noch 1 Toten und eine ganze Reihe von Schwerverwundeten gegeben.

Die Deutschnationale Partei greift uns auf das unverschämteste an den Litfaßsäulen an. Ich gehe heute zum Gegenangriff über. Man darf sich niemals in die Verteidigung drängen lassen.

18. Oktober 1932.

Die Arbeit schlägt einem über dem Kopf zusammen.

19. Oktober 1932.

Ich bespreche mich mittags mit den Führern der SA. und SS. über die am nächstfolgenden Abend stattfindende Auseinandersetzung mit den Deutschnationalen. Wir müssen sehr klug taktieren, um zu einem Erfolg zu kommen. Wie wir die Sache vorbereiten, hoffe ich, wird es gelingen.

20. Oktober 1932.

Unsere Bildplakate sind diesmal von einer besonderen Güte. Sie werden gewiß, vor allem in der Reichshauptstadt, wirkungsvoll einschlagen.

Nachmittags arbeite ich noch eine Weile und warte dann voll Spannung auf die große Redeschlacht in der „Neuen Welt".

Um 6.30 Uhr klingelt zum ersten Male das Telephon. Draußen in Neukölln herrscht vor dem Versammlungslokal eine nie gesehene Desorganisation. Die Deutschnationalen zeigen sich der Situation nicht im mindesten gewachsen. Sie sind gar nicht in der Lage, die Massen irgendwie zu dirigieren.

Unsere Leute sind zu Zehntausenden herbeigeströmt. Das ist die Situation, wie ich sie haben wollte.

Vor dem Gebäude stauen sich die Menschenmassen. Lauter Nazis. Unsere Leute sind zu Hunderten in den Saal hineingelangt, auf welche Weise, mag der liebe Gott wissen. Jedenfalls sind sie da nach dem Sprichwort: Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Die deutschnationalen Anhänger stehen mit ihren garantiert unverfälschten Eintrittskarten und finden keinen Einlaß mehr. Wilde Debatten sind im Gange. Unsere Parteigenossen sind auf dem Quivive und lassen sich nichts vormachen. Die Leitung der Versammlung ist schon vollkommen kopflos. Als ich mit ein paar Begleitern eintreffe, herrscht bis über den Hermannsplatz hinaus ein unbeschreiblicher Jubel. Die Parteigenossen haben die ganzen Massen in Bewegung gesetzt. So haben die Deutschnationalen sich das wohl nicht vorgestellt. Sie glaubten vielleicht, es würden genau auf den Kopf so viele Nazis kommen, als sie großzügigerweise Eintrittskarten an uns überlassen hatten. Sie haben sich bitter getäuscht.

Schon vor der Versammlung werde ich von den sich wie wild gebärdenden SA.-Leuten auf die Schultern gehoben und im Triumph in den Saal hineingetragen. Dort brechen unsere Parteigenossen in einen rasenden Jubel aus. Damit ist die Versammlung schon gewonnen. Die grüne Schutzgarde der DNVP. verkriecht sich vollkommen an den Seitenwänden. Rings um mich herum baut sich eine Garde von baumlangen SA.-Kerls auf. Wahrlich kein Vergnügen für die Deutschnationalen, vor diesem Saal gegen die NSDAP. zu sprechen.

Ihr erster Redner versucht das bescheiden und mit gänzlich unzulänglichen Mitteln. Seine Rede wirkt flau und erweckt keinerlei Begeisterung. Sie besteht nur aus Zitaten, die nicht Fisch noch Fleisch sind, sie ermangelt jedes psychologischen Einfühlungsvermögens, hat keine Linie, und was das Schlimmste ist, sie erweckt tödliche Langeweile.

Dann komme ich zu Wort. Der Versammlungsleiter erteilt mir väterliche Ermahnungen und gibt mir eine halbe Stunde Sprechzeit. Ich rede darauf los; keiner wagt natürlich, mich zu unterbrechen. Gehe in Front und attackiere den Gegner so massiv und schneidend, daß ich nach kurzer Zeit bereits drei Viertel des Saales für mich gewonnen habe. Die Hauptpointen jedoch verspare ich mir für das Schlußwort.

Der zweite deutschnationale Redner macht gleich bei Beginn so schwere taktische Fehler, daß der Saal vor Entrüstung und Empörung hochgeht. Dem deutschnationalen Versammlungsleiter bleibt nichts anderes übrig, als mich zu bitten, die Anwesenden wieder zu beruhigen; damit hat er natürlich den letzten Rest von Ansehen selbst bei seinen eigenen Anhängern verloren. Der deutschnationale Redner schwitzt vor Nervosität und Ratlosigkeit. Er wird mit unseren Zurufen derartig zugedeckt, daß ihm nicht ein einziger Satz mehr gelingt.

Dann bekomme ich das Schlußwort und gehe gleich auf hohe Fahrt. Jetzt prasseln die Argumente auf den Gegner nieder, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Der Saal tobt in einer einzigen Welle der Begeisterung. Es wird ein Sieg auf der ganzen Linie. Mehr und mehr müssen die Deutschnationalen den Rückzug antreten. Sie verlieren zusehends an Boden. Noch einmal versucht ihr erster Redner zu retten, was zu retten ist, aber auch er ist nun nervös und gibt bereits alles verloren. Seine Rede ertrinkt im Gelächter und in den Zurufen

der Versammlungsbesucher; die sind, wie das hier in diesem Milieu ganz natürlich ist, von einem nicht wiederzugebenden Berliner Witz, von einer Schlagfertigkeit ohnegleichen und erwecken natürlich im ganzen Saale stürmische Heiterkeit. Im Hintergrund monotone Sprechchöre. Zum Schluß muß ich mich neben den deutschnationalen Redner stellen, um ihm überhaupt einigermaßen die Möglichkeit zu verschaffen, weiterzusprechen. Damit habe ich die beste Gelegenheit, jede Illoyalität sofort richtigzustellen. Der Versammlungsleiter sitzt auf seinem Stuhl wie der berühmte Greis, der sich nicht zu helfen weiß. Wir haben gewonnen!

Das Ergebnis der Versammlung hat sich längst schon bis draußen auf die Straße durchgesprochen. Dort formieren sich bereits die Demonstrationszüge. Das Horst-Wessel-Lied steigt, mächtig gesungen, in den regnerischen Abend hinauf. Ein seltenes Gefühl des Sieges erfüllt uns alle.

Sofort auf die Redaktion und die Presse dirigiert. Wir werfen 1 Million Sondernummern auf die Straße, weil wir mit Recht vermuten, daß die Deutschnationalen unter Zuhilfenahme ihrer pressemäßigen Übermacht die Niederlage in einen Sieg umpfuschen werden. Am besten wirkt da der wiedergegebene Wortlaut der Reden, die gehalten worden sind.

Um 3 Uhr nachts sind wir mit der journalistischen Bearbeitung fertig. Um 6 Uhr werden unsere Zeitungen schon an den Untergrundbahnhöfen verteilt.

Donnerstag:

Auf dem Gau ist alles voll von Siegesfreude. Auch die jüdische Presse kommt nicht daran vorbei, die große Auseinandersetzung in der „Neuen Welt" in spaltenlangen Berichten wiederzugeben. Es wird überall einschränkungslos eingestanden, daß wir diese Rededebatte gewonnen haben.

Abends spreche ich in Osnabrück in einem Riesenzelt vor rund 12 000 Menschen.

Im Auto nach Münster, wo die große Münsterländerhalle überfüllt ist.

Im Nachtzug nach Berlin zurück. 3 Stunden Schlaf und gleich wieder an die Arbeit.

Der Führer ist im Kaiserhof angekommen. Er ist ganz ruhig und

beurteilt mit einer absoluten Sicherheit die weitere Entwicklung. Er hat einen fabelhaften offenen Brief an die Regierung gerichtet. Es steht schlecht um sie.

Nach ein paar Stunden fliegt er wieder von Berlin ab. Es regnet in Strömen.

21. Oktober 1932.

Unsere Sache in der „Neuen Welt" hat überall Begeisterung erweckt. Das war nötig; damit hat die Partei wieder einen sichtbaren Erfolg aufzuweisen. Jetzt geht wieder alles mächtig ins Geschirr.

Abends fünfmal geredet. In Moabit versucht die KPD. zu stänkern und wird an die Wand gequetscht; zweimal Weißensee, dann Niederschönhausen und am Ende im überfüllten Saale der „Neuen Welt".

22. Oktober 1932.

Wunderbarer Flug bei hellstem Sonnenwetter nach Stuttgart.

Die große Festhalle ist von 15 000 Menschen überfüllt.

Im Auto nach Schwenningen, wo ich vor zwei überfüllten Sälen spreche. Von dort nach Trossingen und dann, abgekämpft, heiser und müde, von Offenburg aus nach Berlin zurück.

Der Brief des Führers an die Regierung wird in der Presse veröffentlicht. Er ist, wie alles, was der Führer schriftlich fixiert, von einer Klarheit der Beweisführung und einem Glanz des Stiles, wie man sich das besser gar nicht denken könnte.

Die deutschnationale Presse ist wütend über die Niederlage ihrer Partei in der „Neuen Welt". Man sucht mich als den Unterlegenen hinzustellen, aber das ist längst zu spät.

Eben in dieser Situation hält Straßer im Sportpalast eine Rede, in der er sich in auffälliger Weise bei den Deutschnationalen anbiedert. Es herrscht darüber in der Partei eine grenzenlose Empörung.

23. Oktober 1932.

Arbeit, Arbeit, Arbeit! In Halensee, Mariendorf und Spandau geredet. Die Stimme will nicht recht durchhalten. Vor allem, weil man über Tag noch soviel sprechen muß. Sonst geht alles programmmäßig.

24. Oktober 1932.

Im Sportpalast ist die alte Parteigarde versammelt. Ich rede sehr eindringlich und lange zu ihr. Nun ist die Situation ganz klar. Der Sportpalast hat alles wieder herausgerissen.

Böhmisches Brauhaus, Märchenbrunnen und Kriegervereinshaus; alles überfüllt. Wir gewinnen zusehends an neuem Gelände. Es wird uns gelingen, die Bewegung noch einmal emporzuführen.

Der Führer hat von seiner Wahlreise einen Abstecher nach Berlin gemacht. Ich treffe ihn zu Hause und habe Gelegenheit, die ganze Situation mit ihm durchzusprechen. Auch er ist empört über die unsachlichen Vorstöße Straßers.

25. Oktober 1932.

Der Sportpalast übt in der Öffentlichkeit eine sehr nachhaltige Wirkung aus. Seine Tribüne ist wirklich die Tribüne des Volkes.

Nachmittags in tollem Tempo nach Görlitz und Liegnitz. Ich rede trotz Heiserkeit und Grippe. In Liegnitz muß ich dreimal hintereinander sprechen, weil ein Saal nicht ausreicht, die Massen zu fassen. Gleich danach wieder nach Berlin zurück. Wir kommen alle wie zerschlagen an.

Die Regierung steht auf sehr schwachen Füßen.

28. Oktober 1932.

Mittwoch:

In Frankfurt (Oder) und Küstrin gesprochen.

In Regen und Kälte zurückgefahren. Zu Hause treffe ich den Führer an. Wir besprechen uns über alles mögliche. Er ist sehr siegesgewiß.

Es ist auch unverkennbar, daß unsere Chancen sich, man möchte fast sagen von Stunde zu Stunde, verbessern.

Donnerstag:

In Hamburg, wo ich spreche, ist die anfängliche Depression schon vollkommen überwunden. Wir haben uns in den großen Städten erholt; auch das Land wird schon bald nachkommen.

In Leipzig wird von einem hohen Gericht ein tolles Urteil gefällt: danach bleibt der rote Preußenkönig Braun weiterhin im Amt. Wir haben also demzufolge in Berlin augenblicklich drei Regierungen. Ein Anblick für die Götter!

Die Deutschnationalen schlagen uns gegenüber einen Ton an, der sehr schlecht zu ihrem sonstigen Anstandsgefühl paßt. Wir aber bleiben ihnen nichts schuldig. Man wünscht sich nur, daß der Wahlkampf endlich zu Ende wäre und man 3 Tage hintereinander ausschlafen könnte.

Man redet, redet, redet und kann im einzelnen gar nicht mehr aufzählen, wann und wo und wie.

29. Oktober 1932.

Ich werde heute 35 Jahre alt. Meinen 36. Geburtstag möchte ich gerne im neuen Reich erleben.

Unsere Jahre waren nicht leer und inhaltslos. Sie waren voll von Kampf und Bewegung, aber auch von Glück und Erfüllung.

Wir müssen weitermarschieren und dürfen niemals müde werden! Dann wird das große Ziel erreicht.

In Berlin wurde wieder ein SA.-Kamerad erschossen. Antwort der Kommune auf die bürgerlichen Herausforderungen.

In Preußen herrscht nach dem Leipziger Urteil ein tolles Durcheinander; ein Kabinett macht dem anderen den Rang streitig. Die Regierung ist ganz am Ende.

Am Abend meines Geburtstages rede ich in vier Versammlungen. Die rührende Liebe unserer alten Parteigenossen schlägt mir überall warm entgegen.

Spät in der Nacht spreche ich noch in Spandau. Dort ist die tapfere SA.-Garde versammelt. Das dröhnt nur so von Glückwünschen im Sprechchor!

Hier haben wir einmal angefangen, hier haben wir die ersten Schlachten geschlagen, hier sitzt der beste Kern unserer Bewegung, hier steht man treu und unbeirrt zum Führer und zur Partei.

Als Geburtstagsgeschenk, das ich mir selbst verabreiche, darf ich mich einmal so richtig ausschlafen.

30. Oktober 1932.

Im Neuköllner Stadion und in Schönholz finden große SA.-Aufmärsche statt. Alles in allem an die 30 000 Mann. Bei strömendem Regen. Die Jungens sind fabelhaft in Form. Man kann sich absolut auf sie verlassen.

Über den Wedding nach Hause gefahren. Eine trostlose Fahrt durch Regen und graue Melancholie.

Abends spät ist die alte SA.-Garde in Wilmersdorf im „Viktoriagarten" versammelt. Hier sitzen die alten Kämpfer, die die Partei mit begründet und aufgebaut haben. Solange man ihr Vertrauen besitzt, solange ruht man in sicherer Hut. Es sind die Besten; sie dürfen niemals vergessen werden.

31. Oktober 1932.

Im offenen Flugzeug nach Dresden. Ein Flug durch Regen und Sturm. Der kleine Sporteindecker wippt und wankt. Man hat manchmal den Eindruck, als ginge es plötzlich pfeilgeschwind nach unten. Schließlich können wir doch glücklich in Dresden landen. Im Stadion vor 30 000 Menschen gesprochen.

In dieser traurigen Margarinekiste wieder nach Berlin zurück. Die Reichshauptstadt ist von einem blaugrauen Sturmgewölk überzogen. Wir kommen eben noch vor Niederbruch des Unwetters auf dem Flugplatz an.

Eigentlich wollten wir noch weiter nach Mecklenburg fliegen, aber Gott sei Dank, daß wir in Berlin landeten; denn in Neustrelitz hätten wir sicher beim Niedergehen auf dem aufgeweichten Flugplatz Hals und Bein gebrochen.

Also im Auto weiter. In Neustrelitz warten 10 000 Menschen

bereits seit nachmittags 4 Uhr. Es ist 9 Uhr abends, als wir ankommen.

Gleich nach meiner Rede geht es nach Stettin weiter über verrückte, holprige Straßen. Dort komme ich erst nach Mitternacht zum Reden.

Die Stimmung ist überall ausgezeichnet. Wir hauen mächtig drein; wenn es so weitergeht, dann wird der 6. November nicht allzu schlecht ausgehen.

Nachts 4 Uhr in Berlin. Wie gerädert ins Bett.

1. November 1932.

Wir haben die Deutschnationalen zu einer zweiten großen Auseinandersetzung in den Sportpalast herausgefordert; aber sie scheinen keine Lust zu haben, sich noch einmal vor aller Öffentlichkeit zu blamieren. Sie lehnen unsere Einladung ab. Das ist sehr schade; denn auf der historischen Bühne des Sportpalastes, wo wir zu Hause sind, würden sie eine noch furchtbarere Niederlage erleben.

Statt dessen rede ich in Braunschweig und Schöneberg. Die Abende werden immer länger, da man zur Darlegung des so verwickelten politischen Tatbestandes immer eine geraume Zeit braucht und dann die letzte Versammlung meist erst nach Mitternacht schließt. Die Stimmung hat sich zusehends gebessert. In der Partei ist sie wieder ganz gefestigt. Die Frage bleibt nur, ob es uns gelingt, den Großteil der Wählerschaft am Tage der Wahl mitzureißen.

Aber es ist auch nicht allzu schlimm, wenn wir ein paar Millionen Stimmen verlieren; denn ausschlaggebend für den Ausgang des Krieges sind nicht die Verluste in dieser oder jener Schlacht, sondern die Frage, wer das letzte Bataillon auf das Schlachtfeld zu werfen hat.

Das Ermüdende und Zermürbende liegt in der ewigen Wiederholung, in dem Übermaß an Arbeit und in dem Minimum von Schlaf. Und dazu noch, daß man in diesem Jahr überhaupt nicht aus den Wahlkämpfen herausgekommen ist.

Hätte man nur zu reden, dann ginge es noch an; aber daneben muß man sich täglich mit den Widerwärtigkeiten der Organisation, mit Geldfragen, persönlichen Reibereien und ähnlichem auseinandersetzen.

Die Sehnsucht nach dem 6. November und dem Abschluß des Wahlkampfes ist unbeschreiblich.

2. November 1932.

Der SA.-Mann Harwick wird zu Grabe getragen. Er ist von roten Mördern niedergeschossen worden. Seine Kinder weinen herzzerbrechend am Grabe. Es ist furchtbar, das ansehen zu müssen.

Man liest täglich Berge von Zeitungen. Der Widerspruch in den Meinungen ist nicht wiederzugeben. Deutschland steckt in einer geistigen Anarchie, die im vollkommenen Chaos ausmünden würde, wenn hier nicht über kurz oder lang eine starke Hand eingriffe.

Abends ist der Sportpalast überfüllt. Der Führer redet in der Reichshauptstadt zur Wahl. Es werden ihm von der Parteigenossenschaft unbeschreibliche Ovationen dargebracht. Sein Kampfesmut und die Konsequenz seiner Haltung nötigen überall mehr und mehr Respekt ab. Allmählich beginnt das Volk doch, ihn zu verstehen und ihm wieder in weitestem Umfang Gefolgschaft zu leisten.

Abends nach der Versammlung im Kaiserhof ist der Führer in bester Stimmung. Er ist fest davon überzeugt, daß, wenn wir auch Stimmen in großem Umfang verlieren, diese Wahl trotzdem ein großer psychologischer Erfolg für uns sein wird.

Die Arbeiter der Berliner Verkehrsgesellschaft sind in den Streik getreten. Wir haben auch für die Partei die Parole zum Streik ausgegeben.

Die ganze Presse schimpft toll auf uns. Sie nennt das Bolschewismus; und dabei blieb uns eigentlich gar nichts anderes übrig.

Wenn wir uns diesem Streik, der um die primitivsten Lebensrechte der Straßenbahnarbeiter geht, entzogen hätten, dann wäre damit unsere feste Position im arbeitenden Volk ins Wanken gekommen. Hier haben wir vor der Wahl noch einmal die große Gelegenheit, der Öffentlichkeit zu zeigen, daß unser antireaktionärer Kurs wirklich von innen heraus gemeint und gewollt ist, daß es sich bei der NSDAP. in der Tat um eine neue Art des politischen Handelns und um eine bewußte Abkehr von den bürgerlichen Methoden handelt.

Der Streik löst verheerende Folgen aus. In Berlin fährt keine Straßenbahn und keine Untergrundbahn mehr. Das Publikum übt mit den Streikenden eine bewundernswerte Solidarität. Der roten Presse ist jeder Agitationsstoff gegen uns genommen. Zwar stammeln die Sozis in ihren Zeitungen, wir nähmen nur zum Schein an dem

Streik teil und trieben in Wirklichkeit Streikbruch, aber das nutzt ihnen nichts.

Der Generalstreik ist eine furchtbare Waffe. Mit Maschinengewehren und Bajonetten kann man nicht dagegen an; um so verächtlicher aber ist es, wenn Arbeiterorganisationen ihren kämpfenden Brüdern in den Rücken fallen. Das ist bei den sozialdemokratischen Gewerkschaften der Fall, die auf das schnödeste den begonnenen Kampf torpedieren. Aber die Arbeiter setzen sich über die Köpfe ihrer Bonzen hinweg und handeln auf eigene Faust.

Der BVG.-Streik erweitert sich von Stunde zu Stunde. Die Gewerkschaften versuchen krampfhaft, ihn mit den Mitteln der Sabotage abzuwürgen. Wir befinden uns in einer keineswegs beneidenswerten Lage. Viele bürgerliche Kreise werden durch unsere Teilnahme am Streik abgeschreckt. Das ist aber nicht das Entscheidende. Diese Kreise kann man später sehr leicht wiedergewinnen; hat man aber den Arbeiter einmal verloren, dann ist er auf immer verloren.

Der Geldmangel ist in diesem Wahlkampf zu einer chronischen Krankheit geworden. Es fehlen die primitivsten Voraussetzungen, um den Wahlkampf sachgemäß durchzuführen.

Die reaktionären, bürgerlichen Blätter haben im Streik ein willkommenes Fressen gefunden. Sie hetzen in der unerhörtesten Weise gegen uns. Selbst viele unserer alten Parteigenossen werden irre; aber trotzdem müssen wir aushalten und festbleiben. Wenn wir jetzt umschwenken, wie es uns hier und da geraten wird, dann haben wir alles verloren.

Ich rede abends ein paarmal, am Gesundbrunnen, in Tempelhof, Mariendorf und Südende. Die Versammlungen sind alle überfüllt. Wenn so die Wahl wird, wie die Stimmung ist, dann brauchen wir uns vor nichts zu fürchten.

Die sich aus dem BVG.-Streik ergebenden Folgen stellen uns täglich vor neue Situationen. Bis tief in die Nacht hinein müssen wir immer wieder harte und schwere Entschlüsse fassen. Die streikenden Arbeiter sind zu aktivem Terror gegen die Streikbrecher vorgegangen. In der Stadt werden die Schienen aufgerissen, vereinzelt fahrende Straßenbahnen mit Steinbombardements zugedeckt. Es hat schon eine Unmenge von Verwundeten und Verletzten gegeben. Das Publikum ist zum größten Teil mit den Streikenden solidarisch, zum kleineren Teil

verängstigt und verschüchtert. Es herrscht eine trostlose Resignationsstimmung in Berlin. Es kann jeden Tag eine Explosion zum Ausbruch kommen.

In der Nacht wird in Schöneberg ein SA.-Mann, der auf Streikposten stand, von der Schupo erschossen. Das ist die Politik der Reaktion.

Die Gewerkschaften sind der streikenden Arbeiterschaft in den Rücken gefallen. Wenn der Streik verlorengeht, dann ist es ihnen und ihren fetten Bonzen zu verdanken.

Ein heiteres Erlebnis: Nachts macht sich eine Gruppe von SA.-Männern in der Kluft von Straßenarbeitern auf den Weg, sperrt in der Chaussee-Straße einen Straßenteil ab, stellt Umbauschilder und Barrieren auf und fängt mit Spitzhacke und Schippe an, die Schienen auszuheben. Die Polizei nimmt in gutem Glauben an, daß es sich um wirkliche Straßenarbeiter handelt. Ein anderer Teil des in Frage kommenden Sturms wird auf die Bürgersteige gestellt und führt die Komödie sinngemäß durch, indem die nichtarbeitenden SA.-Männer die arbeitenden mit wüsten Injurien als Streikbrecher beschimpfen. Im Interesse von Ruhe und Ordnung bleibt der Polizei nichts anderes übrig, als die Arbeiter gegen die Streikenden zu beschützen. Am andern Morgen stellt man mit Erstaunen fest, daß in der Chaussee-Straße der ganze Straßenbahnverkehr stillgelegt ist; und die Polizei wundert sich einigermaßen, daß sie die Arbeiter gegen die Streikenden in ihren warmen Schutz genommen hat.

4. November 1932.

Wir haben auf großen Plakaten an den Litfaßsäulen noch einmal unsere Stellung zum Streik dargelegt.

Sie haben da oben einen tollen Schiedsspruch gefunden; demzufolge ist jeder, der nicht zur Arbeit erscheint, fristlos entlassen. Selbstverständlich kommt kein Mensch. Im Wedding und in Neukölln ist es zu wüsten Straßenausschreitungen gekommen. Der Verkehr ist ganz stillgelegt. Berlin bietet das Bild einer toten Stadt.

Unsere Leute haben selbstverständlich in allen Stadtteilen die Führung des Streiks an sich gerissen. Das war auch das beste. Wenn schon, denn schon!

Jede Stunde ereignen sich neue, blutige Terrorakte. Es sind bereits 4 Tote zu verzeichnen. In Berlin herrscht Revolutionsstimmung.

Unser Parteiapparat funktioniert wunderbar. Wir haben eine große Hilfsaktion eingeleitet, mit der es uns gelingt, die Streikenden vor den schwersten sozialen Schädigungen zu bewahren. Alles geht bei uns in bester Ordnung vor sich. Unser Ruf bei der Arbeiterschaft hat sich in ganz wenigen Tagen glänzend gehoben. Wenn sich das auch bei dieser Wahl noch nicht auswirken sollte, für die Zukunft ist dieser Aktivposten von gar nicht abzumessender Bedeutung. Man muß auch hier in längeren Zeiträumen rechnen lernen; denn schließlich wollen wir ja Berlin erobern, und da kommt es nicht darauf an, ob man bei einer mehr oder weniger belanglosen Wahl ein paar zehntausend Stimmen verliert, die im aktiven, revolutionären Kampf ohnehin keine Bedeutung haben.

Die Straßen sind von Menschenmassen übersät. Wie graue Mauern schieben sie sich durch die langgestreckten Zeilen. Überall herrscht eine unbeschreibliche Nervosität. Die verrücktesten Gerüchte werden kolportiert.

Die bürgerliche Presse hat die Lüge erfunden, daß ich diesen Streik ohne Wissen und Willen des Führers vom Zaune gebrochen habe, um die Partei in bolschewistisches Fahrwasser hinüberzuleiten, dabei stehe ich mit dem Führer in stündlicher telephonischer Verbindung. Er billigt meinen Standpunkt in jeder Beziehung. Hätten wir nicht so gehandelt, dann wären wir keine sozialistische und keine Arbeiterpartei mehr.

Unsere Presse steht uns in dieser Aktion tapfer und unentwegt zur Seite. Sie ist neben unserem rednerischen und propagandistischen Elan unsere einzige Waffe.

Ich rede noch einmal in einer Höchstanspannung in einer Reihe von Arbeitervierteln, Wittenau, Schönholz und Pankow, dort allein dreimal vor überfüllten Sälen. Es ist nicht schwer, den Massen unseren Standpunkt in der Streikfrage klarzumachen, wenn man ihnen Auge in Auge gegenübersteht.

Ich habe die Parole ausgegeben: „Man braucht kämpfenden Arbeitern nicht in den Rücken zu fallen, um national zu sein." Die geht wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt. Wenn wir jetzt noch eine Woche Zeit hätten, um unseren Standpunkt auch im Reich durchzupauken, dann brauchte uns um den Ausgang der Wahl nicht bange zu sein.

Zum Schluß rede ich noch in den überfüllten Tennishallen.

Die reaktionäre Presse tobt schlimmer als die rote. Aber ich hoffe, das Volk wird uns verstehen. Die Sympathien in der Öffentlichkeit für die Streikenden sind ganz unverkennbar; obschon die Berliner viele Unannehmlichkeiten auf sich nehmen müssen, sind sie doch mit den um ihr tägliches Brot kämpfenden Arbeitern solidarisch.

Bei dieser Wahl werden die Böcke von den Schafen geschieden.

Der Streik geht in unverminderter Heftigkeit weiter.

Es ist eine Wahl der Gesinnung wie keine zuvor.

5. November 1932.

Letzter Ansturm. Verzweifeltes Aufbäumen der Partei gegen die Niederlage. Die Pressekampagne wird mit grobschlächtigen Mitteln niedergewettet. Es gelingt uns in letzter Minute noch, RM. 10 000.— aufzutreiben, die wir am Sonnabendnachmittag noch in die Propaganda hineinpfeffern. Was getan werden konnte, das haben wir getan. Nun muß das Schicksal entscheiden.

Die Direktion der BVG., sprich Sozialdemokratie, läßt in letzter Minute ein ganz verlogenes, heuchlerisches Plakat an die Litfaßsäulen kleben. In diesem Plakat werden die Streikenden auf das gemeinste beschimpft. Wir können dagegen nichts mehr unternehmen, weil die Berliner Plakatgesellschaft sich weigert, unsere Antwort zum Anschlag zu bringen. Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als vor jede Plakatsäule eine Diskussionsgruppe hinzustellen, die die Leser des Plakats in sachgemäßer Weise aufklärt. Ganz wirkt sich diese Gegenaktion infolge der Kürze der Zeit nicht mehr aus. In den Arbeitervierteln werden die Plakate von unseren Leuten heruntergerissen; aber sie verfehlen selbstverständlich doch nicht ganz ihre Wirkung.

Unsere Position hat sich damit etwas verschlechtert; aber ich vertraue auf den gesunden Menschenverstand der Berliner Bevölkerung, und im übrigen ist damit der Wahlkampf Gott sei Dank zu Ende.

Ich mache den letzten Federstrich für diese Wahl. Sie ist die schwerste, aber, wie ich hoffe, auch die ruhmvollste für uns gewesen. Was wir jetzt behalten, das steht fest und unbeirrt zu uns.

Die Regierung nötigt uns für die letzte Nummer des „Angriff" vor der Wahl eine Zwangsauflage auf. Wir geraten in eine außerordentlich prekäre Situation. Diese Nummer soll also die letzte Lesekost für die eignen Parteigenossen und Anhänger vor der Wahl sein. Ehe wir selbst unsere Hände dazu bieten, unsere eignen Parteigenossen zu verprellen, greifen wir zu einem verzweifelten Mittel. Die Gesamtnummer des „Angriff", die diese Zwangsauflage enthält, wird abends feierlich in den Kanal hineingeworfen. Nimm und lies!

Abends mache ich eine Orientierungsfahrt durch die Stadt. Alles bleibt ruhig, aber eine dumpfe, schwüle Atmosphäre liegt über Berlin.

Die Nacht über bleibe ich in der Hedemannstraße, um im Bedarfsfalle jederzeit zur Verfügung zu sein. Ich spreche noch sehr spät telephonisch mit dem Führer. Wir sind alle froh, daß dieser Wahlkampf zu Ende ist.

6. November 1932.

Wider alles Erwarten ist bei dieser Wahl die Beteiligung sehr stark. Sie findet in Berlin unter vollkommen veränderten Umständen statt. Die Verkehrsmittel ruhen, und die ganze Bevölkerung flutet durch die Straßen. Der Tag vergeht in einer unerhörten Spannung.

Abends sitzen wir mit einigen Gästen zu Hause und warten die Resultate ab. Sie sind nicht so schlecht, wie die Pessimisten befürchtet hatten: aber es ist doch ein ekelhaftes Herumwürgen am Rundfunk. Jede neue Meldung bringt eine neue Niederlage. Im Ergebnis haben wir 34 Mandate verloren. Auch das Zentrum hat einige Verluste zu verzeichnen, die Deutschnationalen haben ein wenig zugenommen, Sozialdemokraten etwas verloren. Die Wahlbeteiligung ist zurückgegangen. Die KPD. hat stark zugenommen; das stand zu erwarten.

Eine Regierung der Reaktion ist immer die Schrittmacherin des Bolschewismus.

Wir haben eine Schlappe erlitten. Die Gründe: der 13. August, für den das Verständnis in den Massen noch nicht weit genug vorgeschritten ist, und die gewissenlose Ausnutzung unserer Fühlungnahme mit dem Zentrum durch die deutschnationale Propaganda. Beide Umstände liegen nicht in unserer eigenen Schuld. Wir brauchen uns deshalb keine Vorwürfe zu machen.

Wir stehen nun vor schweren und opferreichen Kämpfen. Hauptsache ist, daß wir die Partei halten. Die Organisation muß gefestigt und die Stimmung gehoben werden. Eine Reihe von Fehlern und Mängeln, die sich eingeschlichen haben, verlangen nach Abstellung.

Dabei aber darf nicht übersehen werden, daß hinter der Regierung kaum 10 Prozent des Volkes stehen. Sie kann sich somit nicht halten. Irgendeine Änderung muß schon eintreten.

Ich lege unseren Standpunkt in einem Aufsatz mit dem Thema „Kanzler ohne Volk" nieder. Er spricht sich sehr scharf gegen die Regierung aus. Ich bin gleich damit bei der Hand, damit die Depressivstimmung in der Partei nicht zu großen Umfang annimmt.

Bewundernswert ist, wie stark und hochgemut sich die ganze Führerschaft der Partei benimmt. Von Schlappheit und Flaumacherei kann gar keine Rede sein. Wir haben andere Krisen überstanden, wir werden auch mit dieser Krise fertig werden.

Infolge der Wahlniederlage sind natürlich die Aussichten für einen siegreichen Ausgang des BVG.-Streiks stark vermindert worden.

Die SPD. hat ihn verraten. Wie die Katze nicht vom Mausen läßt, so läßt der Marxismus nicht vom Dolchstoß. Zwar triumphieren die roten Bonzen heute, aber das Lachen wird ihnen wohl bald vergehen.

Was heute unpopulär ist, das wird morgen populär sein. Wir müssen nur fest und standhaft bleiben, nicht nachgeben und auf unserem Recht bestehen.

7. November 1932.

Auf dem Berliner Gau herrscht eine sehr gedrückte Stimmung; aber es gelingt mir doch, alle Mitarbeiter in einer längeren Aussprache wieder hochzureißen. Zum Schluß geht alles aufs neue pflichtbewußt an die Arbeit.

Der Führer veröffentlicht einen Aufruf an die Partei, in dem er dem Kabinett eine scharfe Kampfansage vor die Füße wirft. Von Nachgiebigkeit steht natürlich kein Wort darin.

Die bürgerliche Presse höhnt über uns mit einer so frechen und aufreizenden Arroganz, daß einem das Blut zu Kopfe steigt. Billige

Triumphe, die wir diesen Erpressern gönnen wollen. Wir aber werden schuften und kämpfen, bis diese Scharte wieder ausgewetzt ist.

Der BVG.-Streik ist im Abflauen; er ist eine aussichtslose Sache geworden. Es handelt sich nur noch darum, ihn auf irgendeine Weise zu Ende zu bringen. Die Opfer stehen in keinem Verhältnis mehr zum Ziel, das erreicht werden könnte.

Am bewundernswertesten ist die Haltung der SA. und Amtswalterschaft. Unter der Wählerschaft herrscht vielfach Verzweiflung.

Die Abendpresse bringt heuchlerische Anklageartikel gegen uns. Unsere Niederlage wird von rechts und links stark ausgeweidet. So hart wir gegen unsere eigene Depression ankämpfen müssen, so wenig dürfen wir uns irgendeiner Selbsttäuschung hingeben.

In der Nacht fahre ich nach München.

8. November 1932.

Wir haben den BVG.-Streik abgebrochen. Wir konnten nicht mehr gewinnen. Auch die KPD. war uns in den Rücken gefallen, und so standen wir allein auf weiter Flur und riskierten nur noch, daß sämtliche Arbeiter aus der NSDAP. brot- und erwerbslos wurden.

Dieser Streikabbruch ist nicht ohne tiefe Tragik. Wenn der Arbeiter wüßte, wie stark er in seiner Einigkeit wäre, dann würde niemand mehr ihm sein Lebensrecht verweigern können.

Das Arbeitertum unterliegt immer nur durch eigene Schwäche.

Lange Beratung mit dem Führer. Er ist ganz auf wilden Kampf eingestellt; von Versöhnung will er nichts wissen. Und wenn sie uns noch einen Wahlkampf aufzwingen, wir würden ihn mit zusammengebissenen Zähnen durchführen. Diese Regierung muß weg, koste es, was es wolle. An Kompromisse dürfen wir gar nicht denken.

Die Reaktion wird sich wundern, wenn wir jetzt gleich wieder ins Geschirr gehen. Es ist nicht unsere Art, etwas Halbes zu tun.

Aus Berlin kommt die Nachricht, daß die Wilhelmstraße einlenken möchte. Aber wir schließen keinen Frieden nach einer Niederlage, nur nach einem Sieg.

Als ich mit dem Führer allein bin, spricht er seinen ganzen Groll über Straßer und seine ewige Minier- und Sabotagearbeit aus. Ein

großer Teil unserer Niederlage ist dem unfairen Verhalten seiner Clique zuzuschreiben. Ich glaube auch, daß diese Niederlage ihm gar nicht unwillkommen ist; damit hat er wenigstens zum Schein recht behalten und kann nun wieder vor die Partei hintreten und uns den radikalen Kurs vorwerfen. Außerdem sich natürlich auch nach Bedarf wieder als Radikalen aufspielen. Eine schillernde Vielheit der verschiedensten Wesenheiten. Ein Chamäleon des Nationalsozialismus.

Die süddeutschen Länder setzen zu einem Gegenstoß gegen das Kabinett an. Wir müssen uns aus dieser Aktion heraushalten, denn im Hintergrund steht die preußische Sozialdemokratie.

Wir entwerfen gleich den Aktionsplan für unsere nächste Kampagne. Wir müssen jetzt mit scharfer Konzentration arbeiten. Jede Außenseiterei muß augenblicklich ausgemerzt werden.

Abends sitzen wir mit dem Führer in seiner Wohnung zusammen. Er entwickelt seine Zukunftspläne mit einer so plastischen Klarheit, als besäßen wir schon die Macht.

9. November 1932.

Ich treffe General Litzmann im Hotel. Er steht fest in ungebrochener Stärke. An diesem harten alten Mann könnte sich mancher junge Schwächling ein Beispiel nehmen.

Im Braunen Haus wird eine kurze Gedenkstunde zum 9. November veranstaltet. Schweigend grüßen wir alle die Blutfahne und die roten Standarten. Es herrscht eine feierlich entschlossene Kampfesstimmung.

Ich halte eine energische Überprüfung des Reichspropagandaapparates ab. Die nächsten Aktionen werden im Rohriß festgelegt. Vorläufig können wir nichts machen, da die Regierung einen längeren Burgfrieden erlassen hat.

Aber wir werden sie trotzdem zu Boden werfen.

Die Wilhelmstraße hat einen Sendboten an den Führer geschickt. Es werden ihm dieselben Bedingungen wie am 13. August vorgelegt. Er aber bleibt hart und unerbittlich. Wenn keiner aus der Parteiführung Seitensprünge macht und alle einheitlich an einem Strang ziehen, dann wird er die Partie gewinnen.

Die Stimmung gegen Straßer ist in der ganzen Parteileitung aggressiv und abweisend. Keiner traut ihm mehr. Alle sind davon überzeugt, daß er in der entscheidenden Stunde eigene Wege gehen wird.

Wir müssen also aufpassen, damit wir keine Überraschung erleben.

10. November 1932.

Wieder in Berlin. Die anfänglich starke Stimmung in der Partei ist jetzt einer flauen Depression gewichen. Überall tauchen nun Ärger, Streit und Mißhelligkeiten auf.

Wie das immer so ist: nach der Niederlage kommt der ganze Unrat hoch, und damit muß man sich dann wochenlang abrackern.

Wie ich erfahre, ist die Wilhelmstraße ganz ratlos. Die Situation ist ja so verzwickt, daß man fast keinen Ausweg mehr sieht. Wenn das so weitergeht, dann bringt diese Regierung die ganze Nation auf den Hund.

Die bürgerliche Presse übt sich im Rätselraten. Die vernünftigen Journalisten scheinen nun doch allmählich einzusehen, daß die Lage für die Reaktion nicht so rosig ist, wie sie sich das im Wahlkampf vorgestellt hat.

Jetzt beginnt die große, wahrscheinlich letzte Nervenprobe. Wenn wir die bestehen, dann kommen wir an die Macht.

11. November 1932.

Ich nehme einen Bericht über die Kassenlage der Berliner Organisation entgegen. Dieser ist ganz trostlos. Nur Ebbe, Schulden und Verpflichtungen, dazu die vollkommene Unmöglichkeit, nach dieser Niederlage irgendwo Geld in größerem Umfange aufzutreiben.

In Schöneberg tragen wir den SA.-Mann Reppich, der während des Streiks erschossen wurde, zu Grabe. 40 000 Menschen geben ihm das Geleite. Er wird zur Ruhe gebettet wie ein Fürst. Über dem Friedhof kreisen Flugzeuge mit umflorten Hakenkreuzwimpeln, als wollten sie dem Toten die letzten Abschiedsgrüße zurufen. Die SA.-Leute sind tief ergriffen.

Von einem Mittelsmann der Regierung erfahre ich, daß es im Kabinett zu knacken beginnt. Der Widerstand gegen Papen ist sehr stark geworden. Man rät uns, hart zu bleiben und jetzt keinerlei Verhandlungen anzuknüpfen. Dieser Rat ist überflüssig, da wir auch nicht eine Sekunde an anderes gedacht haben.

Unsere Attacken gegen die KPD. müssen jetzt mit größerer Schärfe vorgetragen werden. Während des Streiks gerieten wir zu ihr in eine unangenehme, aber unvermeidliche Tuchfühlung. Jetzt muß wieder Abstand genommen werden.

Wichtig ist auch, daß wir uns selbst keine Illusionen machen und unter gar keinen Umständen in einen zweiten 13. August hineinschlittern. Wir dürfen uns überhaupt nicht mehr auf mündliche Verhandlungen einlassen. Was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen. Aber der Führer ist so sicher in der Anwendung seiner taktischen Mittel, daß keiner etwas zu befürchten braucht.

Ich schreibe jeden Tag einen Aufsatz gegen das Kabinett. Steter Tropfen höhlt den Stein. Man sieht zwar nicht unmittelbar, daß diese Angriffe Erfolg haben, aber auf die lange Dauer können sie nicht ohne Auswirkung bleiben.

12. November 1932.

Ich nehme eine Umstellung in der Redaktion des „Angriff" vor; diese war notwendig geworden, um unser Kampfblatt auf alter Höhe zu halten.

Am 20. November soll der Burgfrieden zu Ende gehen; dann werden wir gleich wieder angreifen.

Wichtig ist auch, daß wir in Berlin eine Morgenzeitung bekommen. Mit einem Abendblatt allein können wir uns nicht gegen die feindliche Großmacht Presse durchsetzen.

Unsere Presse bleibt immer unser Sorgenkind; vor allem jetzt wird es schwer sein, die nationalsozialistischen Zeitungen durch die schwierige politische Situation hindurchzumanövrieren. Im „Angriff" können wir nur mühsam und mit viel Umsicht und Vorsicht eine gewundene taktische Linie einhalten. Das ist für unsere Leute sehr

schwer. Da heißt es aufpassen; vor allem, nachdem eben der Wahlkampf zu Ende ist und wir uns noch in einer Hitzeatmosphäre befinden.

Meine Hoffnung, daß mit dem Wahlkampf auch die Arbeit etwas abflauen würde, ist enttäuscht worden. Infolge der Niederlage mußten wir gleich wieder ins Geschirr gehen. Nicht einmal den verlorenen Schlaf kann man nachholen.

Der Führer hält sich ganz von Berlin fern. Die Wilhelmstraße kann lange auf ihn warten. Das ist gut so. Wir dürfen nicht weich werden und nicht wieder anfangen, Tau zu ziehen wie vor dem 13. August.

Die Regierung schlittert in einen schweren Konflikt mit den Ländern hinein. Wieviel Porzellan da zusammengeschlagen wird! Wir müssen uns ganz heraushalten!

Sollte es zu Verhandlungen kommen, dann lautet unsere Parole unentwegt und unverändert: Hitler muß Reichskanzler werden! Ohne das geht es nicht. Er wird es auch werden, wenn wir nicht nachgeben. Nur aufgepaßt, daß Straßer keine Seitensprünge macht!

Ich bin im Geiste schon wieder im nächsten Wahlkampf. Der wird unerhört schwer werden. Gebe Gott, daß wir ihn nicht durchzuführen brauchen!

13. November 1932.

Es ist wunderbar, einen ganzen Sonntag zu verbummeln, zu musizieren und zu lesen. Er gibt Kraft für eine ganze Woche Arbeit.

14. November 1932.

Aus den Wahlkämpfen ist so viel an unerledigten Resten übriggeblieben, daß man noch wochenlang zu tun hat, um diese aufzuarbeiten.

Mit fortschreitender Arbeit beginnt auch allmählich der Mut sich wieder zu heben. Die Partei muß immer in Atem gehalten werden. Läßt man eine so große Kampforganisation zur Ruhe kommen, dann werden die stärksten Männer schwach. Die wildesten Fanatiker werden dann kleinliche Stänker.

Auf einem Kameradschaftsabend rede ich zu den Berliner Ortsgruppenführern. Es gelingt mir, sie alle wieder hochzureißen und mit neuem Mut zu erfüllen. Die Partei selbst bringen wir schon wieder in Ordnung; ihre alte Garde ist ihr Rückgrat und hält die ganze Organisation in fester Umklammerung zusammen.

15. November 1932.

Ein Mittelsmann der Regierung bringt uns neue Sensatiönchen: Die Wilhelmstraße brütet ihre Windeier aus. Es werden phantastische Pläne entworfen, in deren Hintergrund immer wieder die Absicht steht, uns über den Löffel zu barbieren. Man hört sich das schweigend an und denkt sich sein Teil. Traurig nur, welche Figuren sich die Wilhelmstraße als Mittelsmänner ausgesucht hat.

Man kann sich nicht oft genug zum Vorsatz machen, stark und unerbittlich zu bleiben. Harte Situationen in der Politik werden immer mit dem Charakter und nicht mit dem Verstand entschieden.

Von allen Seiten werde ich vor Straßer gewarnt. Man behauptet, daß er schon Verbindungen zur Regierung aufgenommen habe. Das wäre allerdings die schwerste Gefahr. Sonst stehen in der Wilhelmstraße alle gegen alle. Einer sucht den anderen zu übervorteilen. Das ist auch ganz natürlich in einer so verzweifelten Lage.

Wenn wir jetzt geschickt operieren, dann werden wir die nächste Phase unseres Kampfes mit einem Sieg krönen. Klappt es diesmal nicht, dann kommt es wohl zu einer Militärdiktatur. Das wäre sehr wenig erfreulich, wenn auch zu erwarten steht, daß dieses Experiment von sehr kurzer Dauer sein würde.

Ich gebe unserer Presse den neuen Kurs an: Scharf gegen die KPD., sonst splendid isolation.

Ab 1. Januar wird der „Völkische Beobachter" in Berlin als Morgenzeitung erscheinen, damit ist eine der dringendsten inneren Parteifragen gelöst. Mit einer Morgen- und einer Abendzeitung können wir uns schon wehren.

Von meinem Rechtsanwalt erfahre ich, daß man in Leipzig die Absicht hat, mein seit 3 Jahren schwebendes Hochverratsverfahren nun endlich durchzuführen. Hoffentlich kommen die Talarträger nicht

zu spät, und ich bin nicht etwa gar Minister, wenn der Termin stattfindet.

Die Stimmung ist wieder besser, aber es muß irgend etwas geschehen. Die Entscheidung kann nur fallen zwischen Hindenburg und Hitler. Ich lege das auch in einem sehr loyal geschriebenen Aufsatz unter dem Thema „Was muß nun geschehen?" nieder.

Papen wird sich nicht lange mehr halten können. Die Widerstände im eigenen Kabinett sind zu stark. In der Wilhelmstraße ist alles in der Auflösung begriffen. Auch die SPD. hat der Regierung eine scharfe Absage erteilt. Der Reichskanzler hat nicht einmal mehr die Möglichkeit, mit den Parteien zu verhandeln.

Heute ist Bußtag. Genau auf die Stunde vor 6 Jahren gründete ich in Berlin als junger Gauleiter mit 300 Menschen die Partei. Wieviel an Erfolg und Niederlagen liegt dazwischen! Aber wir haben uns trotzdem gut gehalten, und wir werden das auch in Zukunft tun.

16. November 1932.

Die Aktien der Wilhelmstraße sind im Sinken. Alle Parteien haben Papen den Kampf angesagt. Ich telephoniere bis in die Nacht mit dem Führer und orientiere ihn über die einzelnen Phasen der Entwicklung. Er hat in einem sehr präzisen Brief eine Besprechung mit Papen abgesagt. Man behauptet, daß Papen und Schleicher heute zurücktreten werden. Damit ist dieses Kabinett erledigt.

Die Regierung ist ohne Entschluß geblieben. Wir rüsten bereits zum neuen Kampf. Sicher ist sicher.

Das Kabinett ist am Abend beim Reichspräsidenten. Dort meldet es seine Gesamtdemission an. Der Führer wird telegraphisch zu Hindenburg gerufen. Ich telephoniere ihn gleich an. Er ist sehr ruhig und gelassen. Er will mit dem Flugzeug nach Berlin kommen. Immer wiederholen: kein Zweckoptimismus.

Von einem Mittelsmann der Regierung erfahre ich, daß der Führer eventuell beauftragt werden soll. Man rät uns, er solle sich auf das Präsidialkabinett versteifen und keine Mehrheitslösung versuchen. Die Intrigen gehen wieder hin und her. Also müssen wir die Nerven behalten und unseren Standpunkt bewahren.

Die Situation muß ganz kalt und ruhig beurteilt werden. Wir sind noch nicht am Ziel. Und wenn es diesmal wieder mißlingt, müssen wir entschlossen sein, weiterzukämpfen.

18. November 1932.

Der Führer kommt um 1 Uhr in Tempelhof an. Frick und Straßer sind in seiner Begleitung. Göring wird von Rom erwartet. Er hatte dort große politische und persönliche Erfolge zu verzeichnen.

Der Führer geht mit uns nach Hause, und ich orientiere ihn kurz über die Situation. Seine Unterredung mit dem Reichspräsidenten wird vielleicht von ausschlaggebender Bedeutung sein. Wenn diese beiden Männer sich einmal die Hände reichen, dann ist die deutsche Revolution gesichert. Sie müssen sich Auge in Auge gegenübertreten und Vertrauen zueinander fassen.

Eine Besprechung jagt die andere; aber wir wollen uns nicht irremachen lassen.

Um Mitternacht kommt der Führer noch einmal zurück. Wir erzählen und musizieren. Das ist die einzige Ausspannung nach harten, nervenzerreißenden Kämpfen.

Die Regierung hat den Burgfrieden bis zum 2. Januar verlängert. Damit ist unsere geplante Propagandakampagne vorläufig ins Wasser gefallen.

Der Führer ist sehr aufgeräumt. Sein einziges Mißtrauen geht gegen Straßer. Auf ihn müssen wir aufpassen.

Der 13. August darf nicht wiederholt werden. Alles andere, nur das nicht.

19. November 1932.

Der Führer fährt, umjubelt von Menschenmassen, in die Wilhelmstraße zum Reichspräsidenten. Er hat mit ihm eine eineinhalbstündige Unterredung. Er wird wieder mit tosendem Jubel von der Masse begrüßt, als er zurückkehrt. Er gibt uns Bericht über den

Verlauf der Besprechung. Ergebnis: hart bleiben und auf keinen Kompromiß eingehen.

Es stellen sich zwei Möglichkeiten der Wilhelmstraße heraus: entweder eine neue Auflage des 13. August mit der Absicht, das Kabinett als geschäftsführendes unangreifbar zu machen, oder ein ernsthafter Versuch, mit dem Führer und der Partei zum Frieden zu kommen. Man kann aus den sich widersprechenden Meldungen, die aus der Wilhelmstraße zu uns gelangen, keine endgültigen Schlüsse ziehen. Es ist vorläufig noch unmöglich, durchzuschauen. Der Führer hat beim Reichspräsidenten mit allem tiefen, sittlichen Ernst und aller Verantwortung sein Programm entwickelt. Die Unterredung fand unter vier Augen statt. Das war schon ein großer Vorteil.

Die Nachrichten und Gerüchte überstürzen sich.

Abends ist der Führer bei uns zu Hause. Wir halten uns alle vom Zweckoptimismus fern. Wenn es gut geht, ist es gut, geht es aber schlecht, dann darf keine Depression die Folge sein.

Ich rede noch um Mitternacht kurz vor den SA.-Führern auf einem Kameradschaftsabend. Alle sind bis zum Zerreißen gespannt, wie die Entwicklung nun weitergehen soll. Die ganze Stadt steht in einer zitternden Aufregung. Ich habe das Gefühl, daß es diesmal noch nicht zu einer Entscheidung kommt.

20. November 1932.

Man wird den Eindruck nicht los, daß General Schleicher die Verhandlungen nur benutzt, um uns endgültig auszuschalten. Man verlangt vom Führer, daß er vor seiner Betrauung die Parteien sondiert, immer mit dem Hintergedanken, daß die Deutschnationalen sich sperren und damit eine Mehrheitsbildung unmöglich machen.

Der Führer berät sehr lange mit uns und faßt dann den Entschluß, die weiteren Verhandlungen nicht mündlich, sondern schriftlich zu führen, damit eine neue Auflage des 13. August unter allen Umständen vermieden wird.

Gerüchte über Gerüchte werden kolportiert. Die meisten sind unwahr und liegen nur so in der Luft.

Alle Unterführer halten strammen Kurs, nur Straßer macht seine obligatorischen Seitensprünge.

Am Nachmittag nehme ich die Vereidigung der Amtswalter des Berliner Ostens vor. Im Volk macht man sich leider wieder allzu große Illusionen. Sollen diese nun wieder durch Mißerfolge getäuscht werden?

Im Kaiserhof wird weiterberaten. Der Führer spielt von hier aus sein Schachspiel um die Macht. Es ist ein aufregender und nervenanspannender Kampf, aber er vermittelt auch das prickelnde Gefühl einer Partie, bei der es um alles geht. Wir müssen unheimlich aufpassen, damit wir uns keine Blöße geben.

Göring nimmt Fühlung mit den Parteien auf. Das Zentrum erklärt sich mit der Kanzlerschaft des Führers einverstanden. Die Deutschnationalen leisten unserer Einladung zu einer Besprechung keine Folge. Sie sitzen immer noch auf hohem Roß.

Der Führer hat eine ausführliche Antwort auf den Auftrag, eine Mehrheitsbildung zu versuchen, zu Papier gebracht. Sie ist glänzend stilisiert und mit unwiderleglichen Argumenten ausgestattet. Die parlamentarische Lösung wird darin abgelehnt als nicht der Situation entsprechend. Die Forderung des Präsidialcharakters des kommenden Kabinetts wird aufrechterhalten.

21. November 1932.

Der Führer ist erneut beim Reichspräsidenten zu einer Unterredung gewesen. Er hat dort den Auftrag erhalten, eine Mehrheit zu versuchen. Also versteift sich die Gegenseite auf eine parlamentarische Lösung. Diese parlamentarische Lösung aber ist schon deshalb unmöglich, weil sie mit präsidialen Vorbehalten verquickt ist. Während wir uns über den Charakter dieses Auftrags besprechen, stehen die Menschen vor dem Kaiserhof und brechen in unaufhörliche Heilrufe auf den Führer aus. Die Masse glaubt, daß Hitler schon zum Kanzler ernannt sei. Welch eine furchtbare Illusion!

Es gelingt mir nur mit Mühe, die Menschen vor dem Kaiserhof zu beruhigen und zum Weitergehen zu veranlassen.

Die Beratungen ziehen sich den ganzen Tag durch hin. Wir müssen Zeit gewinnen und hart bleiben. Nachmittags diktiert der Führer

seine Antwort auf den Auftrag. Sie mündet in die Frage aus, ob er eine präsidiale oder parlamentarische Lösung versuchen soll. Denn diese Frage muß zuerst geklärt werden, bevor weitere Schritte möglich sind.

In einer Unterredung mit Dr. Schacht stelle ich fest, daß er absolut unseren Standpunkt vertritt. Er ist einer der wenigen, die ganz konsequent zum Führer stehen.

Straßer macht den Vorschlag, in Verhandlungen mit den Deutschnationalen einzutreten. Der Führer lehnt das strikte ab. Das kommt vielleicht später, aber im Augenblick kann nicht die Rede davon sein. Jetzt darf nur eine präsidiale Lösung versucht werden.

Wird diesmal die Entscheidung fallen?

22. November 1932.

Die Antwort der Wilhelmstraße auf den Brief des Führers ist eingegangen. Die Bedingungen, die dort gestellt werden, können nicht erfüllt werden. Eine Vermischung von präsidialen und parlamentarischen Vorbehalten ist unmöglich. Der Führer wird seine Antwort wieder schriftlich erteilen und den Auftrag zurückgeben, weil er undurchführbar ist, aber dabei nicht verfehlen, klare, neue Vorschläge zu machen.

Der Führer bleibt in all diesen Auseinandersetzungen absolut ruhig und stark. Er ist von einer bewundernswerten Nervenkraft.

Zur Entspannung gehen wir abends ins Theater und hören eine wunderbare „Meistersinger"-Aufführung. Das Orchester spielt schön und berückend wie nie. Die ewige Musik Wagners gibt uns allen neue Kraft und Spannstärke. Beim großen „Wacht-auf"-Chor wird uns allen sehr weit ums Herz.

23. November 1932.

Die Berliner Judenpresse schreibt, es sei im Kaiserhof zu schweren Prügeleien zwischen den Unterführern der Partei gekommen, und Hitler sei aus Groll und Verbitterung ins Theater gegangen. Unterdessen seien sich Frick und ich heftig in die Haare geraten. Der Kampf

aber sei schließlich abgeflaut, und als Hitler zurückkehrte, saß ich an seinem Schreibtisch und entwarf eine Antwort an die Wilhelmstraße.

In Wirklichkeit saßen wir alle schiedlich-friedlich versteckt in der Staatsoper und hörten die „Meistersinger".

Als ich zum Kaiserhof komme, fängt der Führer gerade mit dem Diktat seiner Antwort an die Wilhelmstraße an. Um 4 Uhr nachmittags ist er damit fertig. Wir sprechen sie noch einmal durch. Sie ist ein klassisches Dokument seiner Präzision des Denkens. Im ersten Teil wiederholt er mit unwiderleglicher Logik die Undurchführbarkeit des ihm gewordenen Auftrags, im zweiten Teil macht er den Vorschlag, binnen 3 Tagen die Krise zu lösen, wenn man ihm freie Hand gäbe. Der ganze Brief ist ein Meisterstück der politischen Strategie.

Angesichts der sich immer wieder wiederholenden Pressekampagne, die darauf hinauslaufen soll, einen Keil zwischen den Führer und uns zu treiben, geben wir alle zusammen eine sehr scharfe Solidaritätserklärung ab, in der wir es feierlich ablehnen, in Zukunft noch einmal auf diese dummen Lügen zu antworten. Diese Erklärung wirkt in der Öffentlichkeit wie ein Wunder.

Die Presse ist in einer fieberhaften Spannung. Die tollsten Tatarennachrichten werden vermittels der Druckerschwärze verbreitet.

Der Führer hat eine Unterredung mit General Schleicher. Die Situation hat sich nicht im mindesten geändert. Von seiten eines Teils des Kabinetts wird in der Presse Störungsfeuer gesendet. Das Conti-Bureau verbreitet eine durchaus schiefe Darstellung der gesamten Situation.

Abends sitzen wir alle bei uns zu Hause und suchen bei Plauderei und Musik Entspannung von den schweren Anforderungen des Tages.

24. November 1932.

Die Antwort der Wilhelmstraße ist noch nicht eingetroffen. Der Führer aber und wir alle sind in ruhiger und gelassener Stimmung, da wir uns darüber klar sind, daß seine Ablehnung unvermeidlich ist. Um 3 Uhr trifft die Antwort ein. Sie ist so, wie wir erwartet hatten: Ablehnung! Der Führer beendigt die Diskussion mit einem knappen Schlußbrief. Damit sind die Verhandlungen ergebnislos

abgebrochen. Die Revolution steht wieder vor verschlossenen Türen. Die Antwort des Führers ist stark und männlich.

Um unter allen Umständen sicher zu sein, daß eine erneute Auflage des 13. August vermieden wird, beruft unser Reichspressechef Dr. Dietrich augenblicklich die Berliner Presse zusammen und gibt ihr den ganzen Briefwechsel zur Kenntnis. Der brave Julius Schaub hat in seiner Umsicht schon am Tage vorher das Schreibbüro mit dem Abziehen des gesamten Materials beschäftigt. Er kennt den Betrieb und schlägt die Gegenseite durch Fixigkeit. Damit kommen wir der Wilhelmstraße um eine Stunde zuvor und haben einen uneinholbaren Vorsprung. Alle Dokumente werden veröffentlicht, und nun hat das Volk selbst die Möglichkeit, festzustellen, wer im Recht und wer im Unrecht ist.

Jetzt, da die Verhandlungen zu Ende sind, hält der Führer eine Besprechung mit Hugenberg ab. Sie bleibt ohne direktes Ergebnis.

Unterdessen gebe ich eine eingehende Darlegung der ganzen Verhandlungen durch die nationalsozialistische Presse heraus. Der Führer wendet sich in einem festen und unbeirrbaren Aufruf an die Partei. Die Debatte ist zu Ende; nun beginnt aufs neue der Kampf.

Ruhe und Entspannung sind in unsere Reihen zurückgekehrt. Die kommende Probe werden wir bestimmt bestehen. Man wird schon auf uns zurückgreifen müssen, weil eine andere Lösung der Krise nicht möglich ist.

25. November 1932.

In der Presse werden noch einige Nachgefechte geführt; und dann geht es wieder an die tägliche Arbeit.

Der Führer hat eine Unterredung mit einigen anderen Parteiführern gehabt. Aber das ist ganz aussichtslos. Die Wilhelmstraße hat noch einmal gesiegt; aber auf wie lange?

Von einigen Leuten in der Partei wird der Standpunkt vertreten, wir müßten nun in Preußen die Macht übernehmen. Wir wenden uns alle sehr scharf dagegen. Wir würden in die peinlichste Situation hineinkommen, und am Ende gar könnte die Regierung uns einen Regierungskommissar vor die Nase setzen. Die Konsequenzen wären gar nicht ausdenkbar. Auch der Führer ist natürlich dieser Meinung.

Auf keinen Fall dürfen wir jetzt übereilte Entschlüsse fassen. Wichtig ist, daß wir alle aus Berlin herauskommen, um nicht mehr unter dem direkten Einfluß der nervösen Atmosphäre dieser Stadt zu stehen.

Ich rede abends in den Tennishallen vor den Amtswaltern. Ich nehme Gelegenheit, die ganze Lage darzulegen. Diesmal hat das Volk uns verstanden. Ein zweiter 13. August ist glücklich vermieden worden. Die Partei steht fest und unerschüttert.

Man behauptet, daß Papen wiederkommt, um eine Notstandsregierung aufzurichten. Aber dieser Versuch könnte ja nur für ganz kurze Zeit unternommen werden.

27. November 1932.

Ein Reichskanzler gesucht!

Ein jeder bedankt sich dafür, als letzter den Kampf gegen die NSDAP. aufzunehmen.

Wir fahren mit dem Führer im Auto nach Weimar. Eine herrliche Fahrt, bei der uns der Wind um die Nase weht und man wieder frische Luft atmen kann. Abends reden der Führer und ich in der überfüllten Weimar-Halle. Diesmal ist die Stimmung im Gegensatz zum 13. August unbeschreiblich begeistert. Wenn in der Partei selbst kein Bruch eintritt, dann werden wir das Spiel bestimmt gewinnen.

Wir schlendern abends zu Fuß durch diese herrliche Goethestadt und sind ganz von ihrem unbeschreiblichen Zauber eingesponnen.

Abends fährt der Führer nach München weiter, und wir kehren wieder nach Berlin zurück.

Ringkampf Papen — Schleicher. Wer wird Kanzler? Auf lange Sicht gesehen, müßige Frage. Keiner von beiden. Aber halten wir uns heraus, bis wieder eine günstigere Situation kommt.

28. November 1932.

Papen ist ins Hintertreffen geraten, Schleicher in der Vorhand. Er ist auf der Suche nach einer Tolerierungsmehrheit. Bei uns wird er nur verschlossene Türen finden. Man redet von einem Winter-

frieden, also einem politischen Überbrückungskredit für eine aussichtslose Sache. Das könnte der Wilhelmstraße so passen, damit man später um so bessere Möglichkeiten hat, uns an die Wand zu drücken.

30. November 1932.

Nach Weimar zurück zum thüringischen Wahlkampf. Abends gleich in Eisenach und Apolda gesprochen. In diesem Wahlkampf müssen wir uns das erstemal wieder bewähren.

Abends spät kommt ein Telegramm vom Führer an. Man hat ihn nach Berlin gerufen. Er fährt aber nicht hin; er läßt General Schleicher warten und will gleich nach Weimar kommen, um in den thüringischen Wahlkampf einzugreifen. Jetzt ist das Verhandeln wieder zu Ende. Wir setzen uns mit dem Volk auseinander.

1. Dezember 1932.

Die Berliner Presse ist ganz aus dem Häuschen geraten. Schleicher hat bis jetzt keine Ergebnisse zu verzeichnen. Er sucht uns zur Tolerierung zu bewegen. Das kommt natürlich gar nicht in Frage.

Der Führer ist in der Nacht in Jena angekommen und gleich nach Weimar weitergefahren. Mittags kommen noch Göring, Frick und Straßer. Wir halten zu fünft eine entscheidende Konferenz ab. Straßer vertritt den Standpunkt einer Tolerierung des Kabinetts Schleicher. Um diesen Standpunkt zu begründen, malt er die Situation in der Partei schwarz in schwarz. Es kommt da ein Pessimismus zum Vorschein, den wir nie für möglich gehalten hätten. Der Führer wendet sich sehr scharf gegen diese Miesmacherei. Er bleibt konsequent bis zum letzten, und wir sekundieren ihm auf das stärkste dabei.

Der Führer hat wieder einmal die Situation ganz richtig erfaßt. Jeder mit gesundem Menschenverstand sieht, daß das System in den letzten Zuckungen liegt, und daß es geradezu ein Verbrechen wäre, wenn wir uns in diesem Augenblick noch einmal mit ihm verbündeten.

Die Wilhelmstraße macht alle Anstrengungen, um mit dem Führer in Verbindung zu kommen. Der aber lehnt kategorisch ab, nach Ber-

lin zu fahren. Er hat ja vor einer Woche seine Bedingungen bekanntgegeben. Weiteres hinzuzufügen, hieße Wasser in den Main tragen. Einen zweiten 13. August auf uns zu nehmen, fehlt uns jede Laune und Lust. Also: der Führer fährt nicht nach Berlin, sondern bleibt in Weimar.

Damit ist der von General Schleicher gegen die Partei geplante Schlag pariert. Die Wilhelmstraße wird schon mürbe werden. Göring ersucht General Schleicher, einen Offizier als Unterhändler zu schicken. Er geht sofort auf diesen Vorschlag ein.

In Berlin herrscht große Verwirrung. Wenn wir die Nerven behalten, haben wir gewonnen. Die Krise wächst mit einer unheimlichen Schnelligkeit. Wieder tauchen die obligaten Spannungsgerüchte auf. Aber diesmal sitzen wir am längeren Hebelarm. Die Presse weint direkt vor Sensationsgier.

Wir reden abends in den Versammlungen und sitzen dann lange zusammen und beraten. Der Führer hat einen absolut klaren Blick für die ganze Situation.

In der Presse werden die tollsten Kombinationen kolportiert. In Berlin hat man noch immer keinen Entschluß gefaßt. Alles wartet auf die Entscheidung des Führers.

Unsere Bedingungen lauten: Vertagung des Reichstages bis Januar, Amnestie, Straße frei und Notwehrrecht. Werden diese Bedingungen nicht akzeptiert, dann beginnt wieder der Kampf. General Schleicher hat die Wahl.

Die Stunde des Führers wird kommen. Unsere Haltung muß schroff und klar bleiben. Keine Versöhnung mit dem Regime, dann wird diese Krise uns nach oben heben.

Jetzt bewährt der Führer sich wieder als der große, überragende, politische Stratege.

Verrückt, was die Berliner Presse an Lügen und Erfindungen zu berichten weiß: Der Führer habe in München die Absicht gehabt, nach Berlin zu fahren. In Jena habe Göring ihn mit Gewalt aus dem Schlafwagen herausgezerrt und unter Zwang nach Weimar entführt. Dort sei es ihm von Göring und mir verboten worden, nach Berlin zu fahren, damit der intransigente Standpunkt des radikalen Flügels der Partei gewahrt werde.

Wir sitzen abends zusammen, studieren die Lügenmeldungen und krümmen uns vor Lachen.

Der Führer hält dem von General Schleicher nach Weimar entsandten Verbindungsmann einen dreistündigen Vortrag, in dem er alle Argumente vorbringt, die dafür stehen, daß General Schleicher die Kanzlerschaft nicht annehmen soll. Er stellt ihm alle Gefahren eines solchen Unterfangens vor Augen.

Die Reichswehr würde dabei vollkommen verbraucht. Der Versuch müsse mit einem absoluten Fiasko enden. Der Eindruck dieser Darlegungen ist sehr tief.

Schleichers Verbindungsmann telephoniert mit Berlin, aber es gibt jetzt für den General kein Zurück mehr. Er bittet nur noch um Tolerierung; aber das kann ja gar nicht mehr in Frage kommen.

Unterdessen müssen wir alle zu unseren Versammlungen fahren.

Ich rede in Arnstadt und Blankenburg. Beide Säle sind überfüllt. Die Stimmung hat sich etwas gehoben.

Auf der Rückfahrt verirren wir uns im Nebel und kommen erst sehr spät nach Mitternacht in Weimar wieder an. Alle warten schon auf uns.

2. Dezember 1932.

General Schleicher ist zum Kanzler ernannt. Das ist der letzte Ausweg; wenn der stürzt, dann sind wir an der Reihe. Wir können in Ruhe abwarten. Sein Experiment wird nur von ganz kurzer Dauer sein. Im übrigen ist es gut, wenn Männer, die lange im Hintergrund gestanden haben und deshalb einen gewissen Ruf genießen, in das helle Rampenlicht hineingerückt werden. Man kann aus zwei Gründen ein Schweiger sein: einmal, weil man etwas zu verschweigen, und zum andernmal, weil man nichts zu sagen hat.

Göring fährt nach Berlin zurück; er hat den Auftrag, über Einzelheiten mit Schleicher zu verhandeln.

Abends, als wir von unseren Versammlungen zurückgekehrt sind, erzählt der Führer aus den ersten Anfängen der Partei. Wie schwer er sich emporgearbeitet hat! Das mag manchem heute als widersinnig erscheinen, aber es hat doch seine tiefere Bedeutung. Weil er alles durchmachen mußte, darum ist ihm nichts Menschliches mehr fremd.

3. Dezember 1932.

Von Weimar nach Berlin zurück. In knapp 4 Stunden sind wir da. Ich gehe gleich aufs Büro und finde dort einen Haufen von Arbeit vor. Politisch im Augenblick nichts Neues. Die Stadt ist ganz ruhig.

General Schleicher sucht nach Ministern. Wie lange wird diese Herrlichkeit dauern?

Der „Völkische Beobachter" wird nun am 1. Januar in großer Aufmachung als Morgenzeitung in Berlin erscheinen. Damit haben wir eine scharfe Waffe mehr in unserem Kampf um die Eroberung der Reichshauptstadt.

4. Dezember 1932.

General Schleicher hat sein Kabinett fertig. Es ist kein einziger überragender Kopf dabei. Diesem Kabinett gebe ich höchstens 2 Monate.

Ich rede vor den Amtswaltern in Karlshorst. Es herrscht hier wieder eine ausgezeichnete Stimmung.

Der Führer ist in Berlin eingetroffen. Wir besuchen ihn mittags im Kaiserhof. Er hat eine Unterredung mit Dr. Schacht; der ist wie immer auf unserer Seite.

In Thüringen hatten wir bei der Wahl wieder Verluste. Wir haben uns auch nicht mit ganzem Eifer für diese Aktion eingesetzt. Straßer beispielsweise hat sozusagen überhaupt nicht gesprochen. Diese Niederlage kommt im Augenblick sehr ungelegen. Es darf in Zukunft keine Wahl mehr geben, bei der wir auch nur eine Stimme verlieren.

5. Dezember 1932.

Ich versuche in kleinen Konferenzen die Amtswalter der Partei wieder in Marsch zu bringen. Dabei mache ich mir die Mühe, ganz ausgiebig und bis ins Detail gehend die Entwicklung und die augenblickliche Situation klarzulegen. Auf die Dauer hoffe ich, damit zum Ziel zu kommen.

Ich schreibe einen sehr aggressiven Aufsatz gegen General Schleicher. Was ihm im Augenblick am meisten in der Öffentlichkeit schadet, ist, daß die ganzen jüdischen Zeitungen ihn über den grünen Klee loben. Das spricht immer gegen einen Mann der Öffentlichkeit.

Im Kaiserhof halten wir eine ausgiebige Besprechung mit dem Führer ab. Es wird über unsere Haltung zum Schleicher-Kabinett beraten. Straßer vertritt den Standpunkt, daß Schleicher toleriert werden müsse. Der Führer hat mit ihm die schärfsten Zusammenstöße. Straßer malt wie immer in der letzten Zeit die Lage in der Partei schwarz in schwarz. Aber selbst wenn dem so wäre, man darf vor der Resignation der Massen nicht kapitulieren.

Durch einen Zufall erfahren wir auch den wahren Grund der Straßerschen Sabotagepolitik: er hat am Sonntagabend mit General Schleicher eine Unterredung gehabt, in deren Verlauf der General ihm den Posten eines Vizekanzlers anbot. Straßer hat dieses Angebot nicht nur nicht ausgeschlagen, sondern seinen Entschluß mitgeteilt, bei einer eventuell kommenden Neuwahl eine eigene Liste Straßer aufzustellen. Das ist also schlimmster Verrat am Führer und an der Partei. Mir kommt das nicht unverhofft, ich habe nie etwas anderes geglaubt.

Wir warten jetzt nur noch auf den Augenblick, wo er seinen Verrat auch öffentlich vollzieht.

In schweren Nervenkrisen erst bewährt sich der Mann durch die Tat; wer jetzt versagt, der beweist damit nur, daß er zu Großem nicht berufen ist. In entscheidenden Fragen kommt es immer mehr auf den Charakter als auf den Verstand an.

Straßer versucht alles, die bei der Führertagung Anwesenden auf seine Seite herüberzuziehen. Alle stehen aber so fest auf des Führers Seite, daß davon keine Rede sein kann. Er überbringt als letzter dem Führer die Drohung Schleichers: wenn wir sein Kabinett nicht tolerierten, würde er zu einer erneuten Auflösung des Reichstags schreiten. Noch einmal werden unsere Bedingungen formuliert, unter denen die Möglichkeit besteht, ihm eine Lauffrist zu geben: Amnestie, soziale Besserungen, Notwehrrecht und Demonstrationsfreiheit, dazu eine vorläufige Vertagung des Reichstags.

Fraktionssitzung: Der Führer spricht sehr scharf über die um sich greifende Kompromißsucht. Von Nachgiebigkeit könne keine Rede sein. Es handle sich nicht um seine Person, sondern um die Ehre und

das Prestige der Partei. Wer jetzt Verrat übe, beweise damit nur, daß er die Größe unserer Bewegung nicht verstanden habe.

Straßers Gesicht versteinert sich zusehends. Die Fraktion selbst ist natürlich einstimmig für konsequente Fortsetzung des Kampfes. Es soll nur nach Möglichkeit vorläufig eine Auflösung des Reichstags vermieden werden, da wir jetzt keine gute Absprungsmöglichkeit haben.

Wir formulieren lange noch an den Bedingungen, die dem Kabinett Schleicher gestellt werden sollen. Göring und Frick überbringen sie.

Abends sind wir zu Hause in großem Künstlerkreise und suchen eine kleine Entspannung von den schweren seelischen Belastungen dieser Tage. Die Musik erhebt die Herzen über den Alltag hinaus und weist die Gemüter wieder auf die ewigen Werte unserer Arbeit hin.

6. Dezember 1932.

Mittags um 1 Uhr wieder Fraktionssitzung. Frick erteilt den Abgeordneten Verhaltungsmaßregeln. Der Reichstag wird wahrscheinlich bis Mitte Januar vertagt.

In der Organisation ist jetzt schwer zu arbeiten, weil man nicht einmal im voraus sagen kann, was in der nächsten Stunde passiert. Der Reichstag wird eröffnet. General Litzmann bewährt sich gut als Alterspräsident. Die Kommunisten entblöden sich nicht, ihn gemein und niederträchtig zu beschimpfen. Hoffentlich kommt bald die Gelegenheit, ihnen das heimzuzahlen.

Wahl des Präsidiums: Göring geht wieder glatt durch. Beim Vizepräsidenten entsteht Stimmengleichheit bei Löbe und einem Volksparteiler. Während das Los für den Volksparteiler entscheidet, ergibt sich bei der endgültigen Stimmenabzählung, daß Löbe doch gewählt ist.

Göring hält eine schneidende Antrittsrede; mit stärkstem Elan stellt er sich vor den Führer. Das macht auf die Öffentlichkeit einen sehr guten Eindruck.

Dann folgen erregte Tagesordnungsdebatten.

Die Lage im Reich ist katastrophal. In Thüringen haben wir seit

dem 31. Juli nahezu 40 Prozent Verluste erlitten. Wir müssen mehr arbeiten und weniger verhandeln.

Abends ist der Führer bei uns zu Hause. Wir besprechen noch einmal in aller Ruhe die ganze Situation. Der Führer ist im Wesen ein künstlerisch empfindender Mensch. Mit seinem sicheren Instinkt erfaßt er in augenblicklicher Schärfe jede Situation, und seine Entschlüsse sind immer von absoluter Klarheit und eindringlicher Logik. Ihm gegenüber kann man mit taktischen Winkelzügen nicht durchkommen. Auch das Kabinett Schleicher wird sich an seiner Gründlichkeit den Kopf einrennen.

7. Dezember 1932.

Wir sitzen den ganzen Tag im Reichstag. Es werden Fraktions- und Plenarsitzungen abgehalten. Kleine Redereien und Abstimmungen, zwischendurch zur Abwechslung eine blutige Prügelei in den Wandelhallen zwischen einer Reihe unserer Abgeordneten und Kommunisten. Einer von uns wird dabei schwer verletzt.

Immer noch wird hier und da die Möglichkeit ventiliert, in Preußen in die Macht zu gehen. Ich halte das für ganz falsch. Entweder müssen wir die ganze Macht erhalten oder aber weiterhin die schärfste Opposition durchführen.

8. Dezember 1932.

In der Organisation herrscht schwere Depression. Die Geldsorgen machen jede zielbewußte Arbeit unmöglich.

Es laufen Gerüchte um, daß Straßer eine Palastrevolution plane. Wie sie im einzelnen verlaufen soll, konnte ich noch nicht erfahren.

Man ist innerlich so wund, daß man nichts sehnlicher wünscht, als für ein paar Wochen aus all diesem Getriebe zu entfliehen.

Mittags platzt die Bombe: Straßer hat an den Führer einen Brief geschrieben, in dem er ihm mitteilt, daß er seine sämtlichen Parteiämter niederlege. Er gibt dafür ganz faule und undiskutable Beweggründe an. Man müsse die Partei an den Staat führen, es sei

jetzt der Augenblick gekommen, einzulenken, die Bewegung verbrauche sich in nutzloser Opposition, er könne diesen Kurs nicht mehr gutheißen und lehne die Verantwortung dafür ab.

Natürlich sind alle diese Gründe nicht stichhaltig. Sie beweisen nichts als höchstens, daß bei Straßer der Drang zum Ministeramt stärker ist als die Treue zum Führer und zur Partei.

Man liest aus der ganzen Argumentation Schleichers Gedankengänge unschwer heraus.

Die Inspekteure der Partei sind beim Führer versammelt. Alle sind in sehr gedrückter Stimmung. Der Unmut und die Empörung der gesamten Parteiführung richtet sich gegen Straßer und seinen Adjutanten Oberleutnant Schultz.

Abends ist der Führer bei uns zu Hause. Es will keine rechte Stimmung aufkommen. Wir sind alle sehr deprimiert, vor allem im Hinblick darauf, daß nun die Gefahr besteht, daß die ganze Partei auseinanderfällt und alle unsere Arbeit umsonst getan ist.

Wir stehen vor der entscheidenden Probe. Jede Bewegung, die an die Macht will, muß sie bestehen. Sie kommt meist kurz vor dem entscheidenden Sieg und ist ausschließlich eine Sache der Nerven.

Wir dürfen jetzt den Kopf nicht hängen lassen; wir werden schon Mittel und Wege finden, diese verzweifelte Situation zu überwinden. Ausschlaggebend bleibt nur, daß wir uns nicht selbst verlassen.

Anruf von Dr. Ley: Die Lage in der Partei spitzt sich von Stunde zu Stunde zu. Der Führer muß augenblicklich wieder in den Kaiserhof zurück.

Um 2 Uhr nachts werde ich wieder von dort aus angerufen. Ich fahre gleich herunter und treffe Himmler schon dort an. Die Morgenausgabe der „Täglichen Rundschau" bringt einen Artikel, in dem der bis dahin geheimgehaltene Rücktritt Straßers von seinen Parteiämtern ausposaunt wird mit ausführlicher Darlegung aller Gründe; diese können nur von ihm selbst inspiriert sein. Hier wird Straßer als der große Mann der Partei ausgegeben, der einzig und allein in der Lage ist, die Bewegung aus ihrer heillosen Verwirrung wieder herauszulavieren. Der Artikel läuft auf nichts anderes hinaus, als Straßer an Hitlers Statt zum Führer der Bewegung zu machen. Öffentlich läßt Straßer verlautbaren, daß er in Urlaub gefahren sei. Sein Brief an den Führer ist

der Höhepunkt einer dialektischen Rabulistik. Uns steht allen der Verstand still vor so viel Niedertracht.

Verrat! Verrat! Verrat!

Wir sprechen die Lage durch: Zuerst muß der Machtapparat, den Straßer in der Partei aufgerichtet hat, zerschlagen werden. Der Führer selbst übernimmt die Organisationsabteilung und ernennt Dr. Ley zu seinem Stabsleiter. Die Ressorts der Volksbildung und der Landwirtschaft werden selbständig gemacht. Das eine kommt zu mir, das andere zu Darré.

Der Führer geht stundenlang mit langen Schritten im Hotelzimmer auf und ab. Man sieht es seinen Gesichtszügen an, daß es mächtig in ihm arbeitet. Er ist verbittert und durch diese Treulosigkeit aufs tiefste verwundet. Einmal bleibt er stehen und sagt nur: „Wenn die Partei einmal zerfällt, dann mache ich in 3 Minuten mit der Pistole Schluß."

Ein furchtbares Wort, das sich wie eine Zentnerlast auf die Seele legt.

Ich bin von Straßers Schritt nicht überrascht worden. Ich habe das so kommen sehen und der Führer auch. Es ist ein regelrechter Dolchstoß, der um so schlimmer wirkt, als er in einem Augenblick geführt wird, in dem die Partei in ihrem schwierigsten Kampf gegen außen steht.

Straßer will ins Schleicherkabinett eintreten. Er glaubt, man wird ihn holen. Bildet sich vielleicht ein, daß große Teile der Partei mit ihm abschwenken. Aber diese Hoffnung werden wir ihm gründlich versalzen. Wir wollen arbeiten wie die Berserker, um die Scharte auszuwetzen.

Bis morgens um 6 Uhr beraten wir und kommen zum Ergebnis: kein Nachgeben, Zähne zusammenbeißen, weiterkämpfen, koste es, was es wolle, und unter Einsatz der ganzen Partei.

Es fängt schon an hell zu werden, als ich morgens todmüde, mit verglasten Augen und fieberheißen Händen zu Hause ankomme. An Schlaf ist jetzt gar nicht zu denken. Man nimmt ein kaltes Bad, zieht sich um und fährt dann gleich wieder zum Reichstag herunter.

9. Dezember 1932.

Die Presse erscheint in großer Aufmachung. Die Judenzeitungen können ihre Genugtuung über Straßers Schritt nur schlecht verhehlen. Der Führer und die Partei werden allerseits aufgegeben. „Hitlers Stern ist untergegangen", so lautet das hohe C der jüdischen Jubelhymnen. Man schämt sich fast, irgendwo einen Bekannten zu treffen. Am liebsten möchte man in den Boden versinken.

Im Reichstag herrscht ein tolles Gewimmel. Überall tauchen die Ratten auf, die das sinkende Schiff verlassen wollen. Dazwischen die Leichenfledderer, die mit der Absicht kommen, an der Testamentsvollstreckung beteiligt zu werden.

Wieder gehen tolle Gerüchte um. Straßers Abfall ist das politische Tagesgespräch. Er hat eine gute Judenpresse; die verdient er auch.

Im Plenum Kampf um Notverordnung und Amnestie.

Die wenigen, die über die ganze Situation informiert sind, rufen immer wieder kleine Gruppen zusammen, um sie aufzuklären. Es sind auch einige Miesmacher darunter, aber sie verschwinden vollkommen unter denen, die stark bleiben. Straßer verliert von Stunde zu Stunde mehr an Boden. Vor allem die Lobsprüche in der Judenpresse fügen ihm schwersten Schaden zu. Er selbst bleibt unsichtbar. Man sagt, er habe Berlin verlassen.

Ich fahre zum Führer in den Kaiserhof und gebe ihm Bericht. Er ist guter Dinge und in fester Kampfesstimmung. Von einem nennenswerten Anhang Straßers kann gar nicht mehr die Rede sein. Sein Experiment ist mißglückt. Er hat auf der ganzen Linie verloren. Diese Auseinandersetzung wird uns, auf die lange Sicht gesehen, nur Nutzen bringen.

Im Reichstag ist die Stimmung unterdessen auch viel besser geworden.

Die Amnestie wird angenommen, ebenso der sozialpolitische Teil der Notverordnung aufgehoben. Der Reichstag vertagt sich. Das ist gut so, denn damit gewinnen wir die Möglichkeit, die Partei nach innen wieder in Ordnung zu bringen.

Kaiserhof. Die wilden Gerüchte sind im Abklingen. Die Palastrevolution ist mißlungen; wir haben dabei eine ganze Reihe von Vorteilen eingetauscht.

Der große Apparat, den Straßer in der Partei aufgezogen hat, fliegt auf. Sein ganzer Organisationsapparat wird abgeworfen, die Bewegung wieder auf Kampf eingestellt. Im Reichstagspräsidenten-Palais sind die Gauleiter und Inspekteure versammelt, mit ihnen die Abgeordneten der Fraktion. Der Führer spricht zuerst zu den Gauleitern, so fabelhaft sicher und mit einer so starken persönlichen Note, daß einem ganz heiß ums Herz wird. Er hält eine vernichtende Abrechnung mit Straßer und seiner jahrelangen Sabotagearbeit an der Partei. Alte Parteigenossen, die seit Jahren in der Bewegung unbeirrt kämpften und arbeiteten, haben Tränen in den Augen vor Wut, Schmerz und Scham. Der Abend ist ein ganz großer Erfolg für die Einheit der Bewegung. Zum Schluß brechen die anwesenden Gauleiter und Abgeordneten in spontane Treuekundgebungen für den Führer aus. Alle geben ihm die Hand und versprechen, komme, was komme, mit ihm weiterzukämpfen und, wenn es ihr Leben kosten sollte, nicht von der großen Sache zu weichen.

Straßer ist nun vollkommen isoliert. Ein toter Mann.

Wir sitzen im kleinen Kreis noch lange mit dem Führer zusammen. Er ist jetzt wieder ganz glücklich und innerlich erhoben. Das Gefühl, daß die ganze Partei in nie gesehener Treue zu ihm hält, hat ihn, den Unerschütterlichen, aufgerichtet und gestärkt.

Er hat jetzt Straßer auch persönlich überwunden. Jetzt beim Erzählen erfährt man erst, wie schwer er oft in den vergangenen Jahren darunter gelitten hat.

10. Dezember 1932.

Die gegnerische Presse ist mit einem Male wieder sehr kleinlaut geworden. Das so plötzliche Niederschlagen der Palastrevolution hat ihr alle Hoffnungen auf einen Zerfall der Partei genommn. Der Ausbruch dieser Palastrevolution ist besser für uns als ihre dauernde Drohung. Der Coup ist nicht gelandet. Wir sind keine deutschnationalen Volksparteiler und haben keinen Treviranus.

Die Presse kolportiert zwar noch die tollsten Gerüchte, aber die Krise hat doch schon ihren Höhepunkt überschritten. Der „Angriff" hat Straßer einen harten, forschen Kommentar mit auf den Weg

gegeben, der im Augenblick zwar einige Verwirrung stiftet, im großen genommen aber durchaus richtig ist.

Die Finanzlage des Gaues Berlin ist trostlos. Wir müssen ganz rigorose Sparmaßnahmen durchführen und den Gau unter eine selbstgewählte Zwangsverwaltung stellen.

Die Stimmung in der Parteigenossenschaft ist noch geteilt. Alle warten, daß etwas geschieht. Straßers Schritt hat in der Öffentlichkeit große Beunruhigung hervorgerufen, vor allem deshalb, weil es unmöglich ist, allen die ganze Wahrheit zu sagen.

Vor den Kreisleitern erörtere ich den Fall mit aller Deutlichkeit. Der Gau Berlin steht unerschütterlich zur Partei und zum Führer. Alle versprechen mir noch einmal Treue und Gefolgschaft für den Führer in die Hand. Berlin bleibt fest!

Bei Göring ist der italienische Luftfahrtminister Balbo zu Gast. Er macht den besten Eindruck. Es werden sehr freundschaftliche Reden gewechselt.

Der Konflikt mit Straßer wird von den Übelwollenden auf mein Konto geschrieben; dabei habe ich zu seinem Abfall nicht das mindeste dazugetan.

12. Dezember 1932.

Ich rede vor dem Gautag Brandenburg. Es gelingt mir in zweistündiger Ansprache, die ganzen Amtswalter hochzureißen und neu der Partei zu verpflichten.

Ich gebe eine scharfe Parole gegen Zersplitterungsabsichten aus. Der Beifall ist ungeheuerlich.

In Berlin selbst fahre ich von Kreis zu Kreis und nehme die Amtswalter in feierliche Verpflichtung. Die Berliner Organisation ist in ihrer inneren Festigkeit über jeden Zweifel erhaben.

Abends fahre ich nach München. Während ich in meinem Abteil noch Zeitungen lese, höre ich in Leipzig draußen auf dem Flur eine leise geführte Unterredung. Als ich die Türe öffne, steht dort der Führer. Er kommt von einer Rundreise durch Sachsen zurück, hat dreimal an einem Tage gesprochen und ist mit einem Enthusiasmus ohnegleichen empfangen worden. Dazu sprach er am selben Tage noch

in Breslau. Seine Abrechnung mit den Saboteuren war schneidend und scharf. Straßer hat auf der ganzen Linie verloren.

Im Braunen Haus in München ist alles voll von glücklicher Zufriedenheit, daß der Fall Straßer so schnell liquidiert wurde.

Ich mache mich schnell an die Arbeit, um den mir zufallenden Teil der früher von Straßer verwalteten Organisationsabteilung meiner Abteilung anzugliedern. Ein Drittel wird überhaupt abgebaut. Wir haben jetzt die beste Gelegenheit, die ganze Überorganisation abzustoßen. Die Konkursmasse wird verteilt.

Abends sind wir alle beim Führer. Wir reden noch einmal die Preußenfrage durch. Wir gehen in Preußen nur heran, wenn wir zur gleichen Zeit ins Reichskabinett eintreten.

Die Wilhelmstraße hat in der Tat die Hoffnung, wir würden Straßer als preußischen Ministerpräsidenten tolerieren. Sie wird sich furchtbar getäuscht sehen.

13. Dezember 1932.

Der „Angriff" hat in einem Jahr RM. 60 000.— Reingewinn gebracht. Damit stoßen wir einen Teil der politischen Schulden des Gaues ab. Das wird unsere Aktionsfähigkeit wiederherstellen.

Göring war beim Reichspräsidenten. Die Zeitungen bringen wieder schwindelhafte Nachrichten darüber. Es ist noch gar nichts beschlossen worden.

Überall im Braunen Haus werden die Reste der Straßerschen Tätigkeit ausgemistet. Jetzt ist Schluß mit den Denkschriften, jetzt wird wieder gearbeitet.

14. Dezember 1932.

Wieder in Berlin. Gleich an die Arbeit. Ich schreibe einen Aufsatz zur Situation unter dem Thema: „Latente Krise." Ich wende mich damit scharf gegen jede Tolerierungsabsicht.

Auch im Gau Berlin wird jetzt ausgeräumt. Die Überorganisation muß abgestellt werden. Die Partei hat nur noch zu kämpfen.

Der übrige Tag vergeht in einer Unmasse von Besprechungen. Draußen auf den Straßen werden schon Weihnachtsbäume verkauft.

15. Dezember 1932.

Es kostet große Mühe, die SA. und die Parteiamtswalterschaft in klarem Kurs zu halten. Es wird höchste Zeit, daß wir an die Macht kommen. Vorläufig allerdings bietet sich nicht die geringste Aussicht.

Durch eine geschickte Finanzoperation ist es gelungen, unsere Geldsorgen etwas zu mindern. Ganz so schlecht, wie ich es befürchtet hatte, steht es jetzt nicht mehr.

In der Preußenfrage ist wieder eine Stockung eingetreten. Aber das ist gut so, denn besäßen wir Preußen, wir wüßten wahrscheinlich nicht, was wir damit anfangen sollten.

Abends spricht General Schleicher im Rundfunk. Seine Rede ist sehr dünn, flach, gewollt burschikos und ohne Programm. Er verspricht so viel, daß ein paar Wochen nur vergehen werden, um all diese Illusionen zunichte zu machen.

Man sah bisher noch keinen Reichskanzler, der so wenig an Positivem zu sagen wußte wie er.

Ich spreche abends wieder in einer Amtswalterversammlung und peitsche die Partei auf; das ist jetzt die Hauptsache. Wenn es gelingt, die Bewegung zu halten, dann gelingt es auch, die Situation zu retten.

16. Dezember 1932.

Otto Straßer, der Bruder Gregor Straßers, schreibt einen hundsgemeinen Artikel gegen die Reichsleiter und Abgeordneten der Partei. Wirft ihnen vor, sie hätten aus Angst und Feigheit vor Hitler gekuscht. Das kommt uns im Augenblick sehr gelegen; denn damit sind auch die letzten Reste von Anhänglichkeit an Straßer bei jedermann ausgetilgt. Seine Ausfälle gegen mich sind so ordinär und plebejisch, daß man sie nur mit Abscheu und Schweigen beantworten kann. Es ist die Wut des Erfolglosen, die hier zu Worte kommt.

Der Führer ist in heller Empörung über diesen gemeinen Artikel. Als Oberleutnant Schultz kommt, um für Straßer gutes Wetter zu erbitten, wird er abgekanzelt und nach Hause geschickt.

Abends erzählt der Führer aus vergangenen Zeiten der Partei. Wie oft hat sich das, was wir nun erleben, schon vorher in der Bewegung abgespielt! Es ist immer dasselbe, und überall findet sich in der entscheidenden Stunde ein Segestes.

Wir beschließen, mit allen Mitteln die Parteiorganisation selbst zu bearbeiten. Jeden Sonnabend und Sonntag wollen wir in allen Teilen des Reiches vor den Gauvertretern sprechen. Es wird sich dann finden, ob es uns nicht gelingen sollte, die Organisation trotzdem noch einmal emporzureißen.

18. Dezember 1932.

Heute spricht der Führer in Halle. Ich fahre nach Hagen und habe unterwegs Gelegenheit, eine Reihe unserer Abgeordneten über die Interna der ganzen Vorgänge aufzuklären. Sie sind entsetzt, als sie Einzelheiten erfahren. In Hagen rede ich vor 3000 Amtswaltern. Am Schluß steht wieder eine einheitliche Front zum Angriff bereit. Ich lege die Situation der Partei in aller Deutlichkeit dar. Mit Mundspitzen kommt man jetzt nicht mehr aus, es muß gepfiffen werden.

Abends spät fahre ich nach Münster weiter.

Dort rede ich am Sonntagmorgen vor 4000 Amtswaltern. Wieder gelingt es, die Sache hochzureißen.

Mit Dr. Ley zusammen im Auto nach Essen. Dort ist die Stimmung sehr stark gegen Straßer. Wir reden beide im überfüllten Zirkus vor 8000 Amtswaltern. Mit demselben Erfolg wie vorher.

Am Abend sprechen wir beide noch in Düsseldorf in den überfüllten Tonhallensälen. Dort sind 10 000 Amtswalter versammelt. Die Empörung gibt uns die besten Pointen ein. Der ganze Tag war ein Bombenerfolg. Es ist uns gelungen, in 24 Stunden 20 000 Amtswalter zu erfassen.

In der Nacht geht es wieder nach Berlin zurück.

19. Dezember 1932.

Ein großzügiger Spender gibt mir RM. 2000.—. Daraus werden Weihnachtsgratifikationen an die ehrenamtlichen Mitarbeiter des Gaues verteilt.

Ältestenrat im Reichstag. Die Amnestie ist noch ungewiß. Wenn der Reichsrat sie ablehnt, dann muß am Donnerstag doch noch einmal das Plenum zusammentreten.

Schleichers Stern beginnt schon zu sinken. Man kann jetzt fast an den Fingern einer Hand abzählen, wann er zum Sturze reif ist.

Ein Jude hat ein Buch unter dem Titel: „Schleichers Aufstieg" geschrieben. Das wird in einer Riesenauflage herausgebracht. Schade, bis es einmal in allen Auslagen erscheint, wird Schleicher wohl ein toter Mann sein.

20. Dezember 1932.

Wir müssen alle Kraft zusammennehmen, um die Organisation noch einmal herauszupauken; aber es wird gewiß gelingen.

Im Ältestenrat des Reichstags wird eine Zusammenberufung des Plenums abgelehnt; dafür soll gleich nach Weihnachten wieder der Ältestenrat zusammentreten. Dann wird wohl auch die Entscheidung über Schleichers Schicksal fallen. Wir dürfen uns unter keinen Umständen auf eine, wie auch immer geartete, Tolerierung einlassen.

Ich mache in einem neuen Aufsatz unter dem Titel: „Programm ohne Programm" einen scharfen Ausfall gegen die Regierung.

In der Stadt herrscht Weihnachtsstimmung.

21. Dezember 1932.

In der Partei selbst ist sehr viel Stunk und Mißhelligkeit auszuräumen. Das sind immer die Folgen von inneren Krisen; aber man muß dabei die Ruhe bewahren.

Die Geldkalamität dauert an, aber wir wehren uns tapfer dagegen.

Die Arbeitslosenziffer ist um 250 000 gestiegen. Wie man sieht: Schleicher kurbelt die Wirtschaft an.

Ich benutze die überall in der Partei veranstalteten Weihnachtsfeiern dazu, den inneren Zusammenhalt in der Organisation wieder zu stärken. Wir haben hier auch die einzige Möglichkeit, zu den Parteigenossen zu sprechen, da der Burgfrieden uns öffentliche Versammlungen verbietet.

22. Dezember 1932.

Wir müssen die Gehälter im Gau abbauen, da wir sonst finanziell nicht durchkommen. Alle Angestellten beweisen dabei einen bewundernswerten Opfermut. Keiner sagt auch nur ein böses Wort.

Und das gerade jetzt vor Weihnachten. Es wäre ungerecht vom Schicksal, wenn es diese Bewegung nicht an die Macht ließe.

In den Pharus-Sälen und im Kriegervereinshaus sind die Arbeiter des Weddings zur Weihnachtsfeier versammelt. Welch eine Armut herrscht unter diesen Ausgestoßenen des Glücks! Ich bin den ganzen Abend von Kindern umringt und schreibe ewig Unterschriften.

Das Fest der Liebe rückt näher. Ich bin schon ganz krank davon.

In der Politik stehen wir zwischen den Schlachten.

23. Dezember 1932.

Man hat seine kleinen Besorgungen für Weihnachten zu machen, Pakete wegzuschicken, Geschenke zu verteilen. Man möchte allen so gerne eine kleine Freude bereiten.

Der Führer ruft an, daß von Straßers Seite in Berlin mit Schleicher konspiriert werde. Ich stelle gleich Nachforschungen an, die aber vorläufig zu keinem Ergebnis führen.

Die Mitarbeiter des Gaues versammeln sich im Festsaal in der Voßstraße zu einer schlichten, feierlichen Weihnachtsstunde. Wie anständig und vornehm diese einfachen Menschen aus dem Volke so eine Sache anfassen! Wir fühlen uns alle wie in einer großen Familie. Ich halte eine Rede und danke ihnen für ihr tapferes Ausharren während des ganzen Jahres. Ich gebe ihnen die Hoffnung, daß das neue Jahr uns den Sieg bringen werde.

In der Nacht noch muß ich meine Frau einer plötzlichen schweren Erkrankung wegen in die Klinik bringen lassen. Jetzt sind alle anderen beschert, und nun fängt unser Weihnachten an.

Das Jahr 1932 war eine ewige Pechsträhne. Man muß es in Scherben schlagen. Draußen geht der Weihnachtsfrieden durch die Straßen. Ich sitze ganz allein zu Hause und grüble über so vieles nach. Die Vergangenheit war schwer, und die Zukunft ist dunkel und trübe; alle Aussichten und Hoffnungen vollends entschwunden.

Das ganze Haus wirkt wie ausgestorben. Die furchtbarste Einsamkeit fällt wie eine dumpfe Trostlosigkeit über mich herein.

Es bleibt mir also nichts übrig, als zu versuchen, mit Arbeit über diese Leere hinwegzukommen. Alle Mitarbeiter sind schon in Urlaub gegangen. Aber man darf sich von diesen Sentimentalitäten nicht niederwerfen lassen. Wie viele tausend Menschen sind jetzt ohne Dach und Brot — und verzweifeln doch nicht!

24. Dezember 1932.

Ein trauriges Weihnachten! Das Herz ist schwer und sorgenerfüllt. Der einzige Trost ist, daß der kleine Harald bei mir ist. Seine Mutter liegt krank in der Klinik. Alle die vielen Weihnachtsgeschenke, die Glückwünsche und Blumen, die von treuen Parteigenossen ins Haus getragen werden, wirken nur verbitternd. Ein Paar SS.-Kameraden putzen den Weihnachtsbaum. Die kleine Helga sitzt in ihrem kindlichen Unverstande dabei und lächelt. Sie ahnt noch nichts, weder von Freude noch von Leid.

In der Klinik erfahre ich, daß die Sache noch unentschieden steht.

Die ganze Stadt liegt in Festesstimmung. Man möchte am liebsten allein irgendwo hoch im Gebirge sitzen, um nichts davon zu sehen und nichts davon zu hören.

Wenn jetzt die Bewegung nicht wäre und man nicht die Hoffnung und den Glauben hätte, daß sie zum Siege kommt, dann wäre das Leben ohne allen Inhalt geworden.

Ich fahre mit dem kleinen Harald in die Klinik. Wir stecken draußen auf dem Flur einen Lichterbaum an und machen für uns eine kleine, traurige Weihnachtsfeier.

Dann sitze ich den ganzen Abend mit meinen SS.-Männern zusammen. Sie waren das ganze Jahr hindurch meine treuesten Begleiter und haben mich niemals im Stich gelassen, auch heute abend nicht.

Der Führer hat ein sehr liebes Telegramm in die Klinik geschickt. Auch er wird Weihnachten ganz allein sein.

Man sehnt sich förmlich danach, daß die Arbeit wieder anfängt. Das ist unser Heiliger Abend!

25. Dezember 1932.

Am ersten Weihnachtstag entwerfe ich ein Exposé für den Lipper Wahlkampf. Damit komme ich am leichtesten über diese trostlosen Tage hinweg. In der Klinik hat sich eine merkbare Besserung eingestellt; gebe Gott, daß sie anhält!

28. Dezember 1932.

Es wird gepackt. Noch ein kurzer Besuch in der Klinik, wo wieder alles zum besten steht, und dann fahre ich mit meinem kleinen Reisekameraden nach München ab. Im Hotel treffe ich Mutschmann. Er hatte eine Unterredung mit Straßer, der ganz auf hohem Rosse sitzt. Er hat die Absicht, in das Schleicherkabinett einzutreten. Das ist der tollste Verrat, den man je gesehen hat; aber nun müssen wir erst recht stark bleiben.

Mutschmann fährt mit nach Berchtesgaden, um dem Führer Bericht zu geben.

Im Schlitten fahren wir den Berg herauf. Der Führer erwartet uns schon.

Mutschmann gibt Bericht. Der Führer ist ganz ruhig und gelassen. Wir dürfen nicht nachgeben und müssen die Nervenprobe weiter durchhalten.

Man schlage die römische, englische und preußische Geschichte nach, um Beispiele zu finden, was wir jetzt zu tun haben. Im übrigen heißt es jetzt, die Nerven ausruhen, damit wir am 2. Januar bereit sind.

29. Dezember 1932.

Der Führer diktiert seinen Neujahrsaufruf. Er appelliert darin an die Kampfbereitschaft der Partei. Die Judenpresse hat eine neue Sensation; sie hat einen Fememord in Dresden erfunden. Davon lebt sie nun wieder für einige Wochen.

Von der Klinik erhalte ich Nachricht, daß es gut steht. Neujahr kommt meine Frau nach Berchtesgaden nach.

Abends spricht der Führer sich offen über den Fall Straßer aus, und zwar in aller Schärfe. Die beiden Brüder Straßer haben uns großen Schaden zugefügt. Vor allem Otto Straßer, der ein wahrer Nihilist ist.

Es besteht die Möglichkeit, daß der Führer in einigen Tagen eine Unterredung mit Papen hat. Da eröffnet sich eine neue Chance.

30. Dezember 1932.

In Berlin geht alles zum besten.

Man liest und schreibt und liegt in der Sonne.

Abends zeigt der Führer uns seinen Aufruf an die Partei. Er wendet sich darin scharf gegen Defaitisten, lehnt jede Versöhnung ab und proklamiert den Kampf bis zur letzten Entscheidung.

Dieser Radikalismus allein wird uns zum Sieg führen. Nur so können wir gewinnen. Wir müssen aus dem Jahr 1918 lernen, und nichts sei uns ferner als die falsche Klugheit, die sich der Gefahr entziehen will.

31. Dezember 1932.

Das Jahr geht zu Ende. Es hatte es in sich. Weg damit!

Im kleinen Haus auf dem Obersalzberg wird alles festlich hergerichtet. Wir wollen heute hoch über dem Tal das neue Jahr erwarten.

Die zwölfte Stunde rückt an. Unten im Tal krachen die Böller; ein Höllenlärm wie in einer großen Schlacht. Dann brennen auf den Bergen die Feuer auf. Drüben liegt Österreich!

Die Glocken läuten. Zertrümmert das alte Jahr! Wir wollen kämpfen und siegen!

Ich gebe dem Führer die Hand und sage ihm nur: „Ich wünsche Ihnen die Macht!" Dann sitzen wir alle noch lange zusammen und sprechen von der Zukunft.

Plötzlich kommt die Nachricht, daß es in Berlin in der Klinik ganz unerwartet einen plötzlichen, jähen Rückschlag gegeben habe, dabei sei eine akute Lebensgefahr eingetreten. Es ist dann nicht mehr möglich, telephonisch Verbindung aufzunehmen, da beim Neujahrsschießen alle Leitungen zerstört worden sind. Wir sind oben ganz ratlos. Ich bin in einer furchtbaren Verzweiflung. Berlin ist weit und breit nicht mehr zu erreichen. Die Nacht vergeht in einer quälenden Unruhe.

1. Januar 1933.

Der frühe Morgen des ersten Tages im neuen Jahr steigt in einem strahlenden Sonnenschein auf. Groß und klar liegen die Berge; wenn so das ganze Jahr würde, hell und leuchtend!

Aber es macht nicht den Anschein. Ich fahre in der Frühe gleich nach Berchtesgaden herunter und erfahre aus Berlin, daß es in der Klinik sehr schlecht steht. Gleich mit Harald auf den Zug gesetzt und nach München zurück. Der Führer kommt im Auto nach.

Furchtbare 6 Stunden im Hotel. Kein Zug fährt, kein Flugzeug ist zu bekommen. Alle 10 Minuten mit Berlin telephoniert; eine Nachricht ist trostloser als die andere.

Der Führer bemüht sich den ganzen Nachmittag in rührender Fürsorge um ein Flugzeug, aber vergebens. Dieses furchtbare Warten ist unerträglich. Abends um 9 Uhr erst fährt der Zug. Eine traurige Fahrt! So also soll das Jahr 1933 beginnen? Wir werden stehen und fechten müssen, um uns zu behaupten.

Nichts soll uns beugen!

Diese 600 Kilometer Entfernung von München bis Berlin sind entsetzlich. Während der Nacht sitzt man in dem kleinen Schlafabteil wie in einem Gefängnis.

Beim Morgengrauen Ankunft in Berlin.

2. Januar 1933.

Es steht ernster, als man mir gesagt hatte. Aber jetzt heißt es Zähne zusammenbeißen und nicht weich werden. Wenn eine Operation nötig wird, dann ist die Lage hoffnungslos.

Und dabei soll jetzt die Arbeit wieder anfangen. Man muß ins Geschirr, ohne sich nach außen etwas anmerken zu lassen.

In der Nacht wurde ein Hitlerjunge in Berlin ermordet. Die rote Faust erhebt sich wieder drohend über der Reichshauptstadt.

Hin und wieder kommt ein schwacher Augenblick; dann muß man alle Kraft zusammennehmen, um nicht die Nerven zu verlieren.

Den einzigen Trost findet man in der Arbeit. Ich schreibe einen scharfen Aufsatz gegen die KPD., entwerfe ein Referat für unsere erste Sportpalast-Versammlung und höre dann im Rundfunk eine politische Folge aus dem Jahre 1932. Es sprechen Brüning, Papen und Schleicher.

Wer wird im Jahre 1933 das Wort ergreifen?

3. Januar 1933.

Ich erledige alle Konferenzen und Besprechungen fast wie im Traum. Ich stelle fest, daß die Organisation allmählich wieder in Ordnung gekommen ist, während die Stimmung in der Partei noch sehr im argen liegt.

Ich gebe der Redaktion neue Anweisungen und umreiße die Tendenz, nach der jetzt gearbeitet werden muß. Unsere Presse in Berlin hat sich fabelhaft herausgemacht. Sie hält jetzt jeder Konkurrenz mit den bürgerlichen Zeitungen stand.

In einer Konferenz mit den Kreisleitern gelingt es mir noch einmal, alles mit hochzureißen. Ich bin der festen Überzeugung, daß, wenn diese Nervenprobe gut überstanden wird, wir den Sieg so gut wie sicher in der Tasche haben.

Immer wieder erweist sich die Richtigkeit der geschichtlich begründeten Erfahrung: es brennen stets nur ganz wenige Menschen; die übrigen scheinen nur zu brennen. In Wirklichkeit stehen sie im Licht der anderen, die brennen.

Die Berliner Großstadtpresse hat ein neues Thema: Straßer soll

in das Kabinett Schleicher eintreten, um es vor dem vollkommenen Zerfall zu bewahren. Man munkelt, daß er mit dem General schon eine Reihe von Besprechungen abgehalten habe, in denen die Bedingungen für seinen Eintritt in das Kabinett festgelegt wurden. Für die Tatsache dieser Besprechungen haben wir bereits die Belege. Es ist das ein Verrat, wie er in dieser Skrupellosigkeit an der Partei noch niemals verübt wurde. Wie dankbar müssen wir dem Schicksal sein, daß es uns noch rechtzeitig davor bewahrt hat, diesen Mann in die Macht mitzunehmen.

Auch der Kampf um Berlin muß jetzt mit neuen Methoden durchgeführt werden. Ich habe mir schon ein festes System ausgearbeitet, nach dem jetzt geworben werden soll.

In der Klinik geht es etwas besser; aber es besteht immer noch sehr hohe Lebensgefahr.

Man stürzt sich in die Arbeit, um Vergessen zu suchen. Abends rede ich in Schönholz und vor der Ortsgruppe Borkum. Ganz weit draußen auf dem Wedding findet eine Versammlung in einer ausgeräumten Scheune statt. Alle sind überfüllt, aber ich komme nicht so recht in Schwung. Dagegen ist die Stimmung unter unseren Parteigenossen wieder langsam im Steigen begriffen.

Von einem Mittelsmann höre ich, daß es um Schleicher sehr schlecht bestellt ist. Er gibt sich selbst schon auf. Wie lange wird es dann noch dauern, bis er auch von der Öffentlichkeit aufgegeben wird? Die Krise nimmt von Tag zu Tag zu. Wir müssen jetzt nur die Nerven behalten und auf unsere Stunde warten.

Der lippische Wahlkampf setzt nun ein. Es ist uns mit Mühe gelungen, die dafür nötigen Gelder zusammenzubringen. Wir werden alle Kraft auf dieses kleine Land konzentrieren, um einen Prestigeerfolg herbeizuführen. Jetzt muß die Partei wieder zeigen, daß sie noch siegen kann.

4. Januar 1933.

Ich erledige eine Reihe dringender Arbeiten in Berlin, mache noch einen kurzen Besuch in der Klinik und muß dann in dieser schweren Stimmung zum Lipper Wahlkampf wegfahren. Über Hannover nach Salzuflen. Dort findet eine Riesenversammlung statt, vor der

ich jetzt wieder in guter Form rede. Es steht zu erwarten, daß der Lipper Wahlkampf mit einem ansehnlichen Erfolg endet. Jedenfalls tun wir, was wir tun können.

Nachts im Auto nach Herford und von dort gleich wieder nach Berlin zurück.

Wir werden der Regierung das Leben schon sauer machen!

Gregor Straßer ist in Berlin angekommen. Wird er ins Kabinett eintreten? Die Blätter schreiben davon und loben ihn über den grünen Klee. Pfui Teufel!

5. Januar 1933.

Die Kassenlage im Gau Berlin hat sich etwas gebessert; aber zur systematischen Durchführung eines neuen Kampfes fehlen vorläufig noch die Finanzen.

Wir müssen nun sparen und trotzdem agitieren. Wenn es darauf ankommt, werden wir alles auf eine Karte setzen.

Man wäre gerne bereit, den Kampf in der Öffentlichkeit mit allen Mitteln durchzuführen, wenn das Schicksal einen nur im Privaten in Ruhe lassen wollte; aber kommt alles Unglück so auf einmal, dann ist es kaum noch erträglich.

Die SA. marschiert durch Berlin. 10 000 sind am Wittenbergplatz versammelt. Ein phantastischer Anblick!

Der Sportpalast ist abends überfüllt. Wir halten eine ergreifende Trauerfeier für den ermordeten Hitlerjungen Wagnitz ab; und dann setze ich mich in einer Generalabrechnung mit dem Kabinett Schleicher auseinander. Ich fordere für den Führer die ganze Macht, lehne jeden Kompromiß ab und erkläre, daß die Partei auch diese Krise durchstehen wird. Wir erlebten noch nie solche Stimmung. Berlin ist wieder in Front. Die Frage Straßer existiert hier nicht mehr.

Die Unterredung zwischen dem Führer und Herrn v. Papen in Köln hat stattgefunden. Sie sollte geheim bleiben, aber durch eine Indiskretion ist sie in die Öffentlichkeit gedrungen, und Schleicher läßt sie nun ganz groß in der Presse ausposaunen. Man scheint zu ahnen, was hier gespielt wird. Die Journaille lügt das Blaue vom Himmel herunter.

Eins wird die amtierende Regierung auch wissen: daß es im Ernst um ihren Sturz geht. Wenn dieser Coup gelingt, dann sind wir nicht mehr weit von der Macht entfernt.

6. Januar 1933.

In Anbetracht der erfreulich fortschreitenden politischen Entwicklung findet man kaum noch die Lust, sich um die schlechte Finanzlage der Organisation zu bekümmern. Kommen wir diesmal zum Streich, dann spielt das alles keine Rolle mehr.

In der Klinik geht es ewig auf und ab zwischen Leben und Tod.

Die Berliner Presse kann sich nicht beruhigen über den Inhalt der Kölner Unterredung. Man merkt, daß die Regierung von einer wahren Angstpsychose befallen ist. Ihre Sache ist schon beinahe verloren.

In Lippe großer Wahlauftakt. Der Führer hat in die Kampagne eingegriffen. Damit ist diesem Wahlkampf von vornherein das richtige Gesicht gegeben. Alle bekannten Parteigenossen stehen mit in der Agitation. Es muß ein Erfolg werden.

7. Januar 1933.

Die Berliner Judenpresse hat sich einen neuen Trick erdacht. Sie hat sich die Lüge aus den Fingern gesogen, ich hätte faule Wechselgeschäfte gemacht. Aber diese Verleumdung ist zu dumm, als daß sie einer Widerlegung bedürfte; und daß sie gerade noch vor Toresschluß erfunden wird, das entbehrt nicht der Komik.

Der Hitlerjunge Wagnitz wird zu Grabe getragen. Mit einer Beteiligung des Berliner Volkes, als wäre er ein König. Wir holen ihn mittags im Leichenschauhaus ab, und dann geht ein endlos langer Zug durch den rieselnden Regen der Berliner Vorstädte. Es ist ein ergreifendes Bild. Wir gehen alle 2½ Stunden hinter dem Totenwagen dieses ermordeten Knaben her. Durch ewige Menschenmauern. Die ganze SA., SS. und Hitler-Jugend gibt dem Jungen das Geleit. Hunderttausende sind auf den Beinen. Bei einbrechender Dunkelheit langt der Leichenzug auf dem Friedhof an, und wir betten

dann den Toten in den mütterlichen Schoß der Erde zurück. Mit tiefer Ergriffenheit stehen an den Straßenzügen ringsumher die Menschenmassen, und dann defilieren bis um die Mitternacht Zehntausende am Grabe eines sechzehnjährigen Hitlerjungen vorbei.

Diese stolze, herrliche Partei!

Im Lustgarten sind 200 000 Menschen aufmarschiert. Ein phantastisches Bild im grauen Nachtnebel der großen Stadt! Das Lied vom guten Kameraden erklingt, und dann schleudern wir dem System unsere schneidende Kampfansage ins Gesicht. Die Massen rasen. Es herrscht in Berlin eine Stimmung, die irgendwie zu einer Explosion hindrängt.

Man fährt nach einem Besuch in der Klinik traurig und niedergeschlagen nach Hause zurück.

Die Presse ist immer noch voll von der Unterredung des Führers mit Herrn v. Papen. Es ist ihr nun ein Licht aufgegangen; sie weiß bereits, worum es geht.

8. Januar 1933.

Ich rede vor den Kreistagen in Spandau und Lichterfelde. In Spandau ist die alte Parteigarde aufmarschiert. Sie ist natürlich in bester Ordnung und Zucht. In Lichterfelde hat die Partei einen mehr bürgerlichen Einschlag, aber auch hier sind alle in hervorragender Kampfesstimmung. Ich habe den Eindruck, daß die Bewegung selbst wieder in sehr guter Form ist. Das ist auch unbedingt nötig, denn es stehen uns schwere Kämpfe und Belastungen bevor.

In der Klinik steht alles noch beim alten. Man kann nur hoffen und warten.

Ganz Berlin liegt in Regen und Nebel. Man hat das Gefühl, daß es zu einer Katastrophe oder zu einer letzten Lösung kommt.

9. Januar 1933.

Schweren Herzens nach Lippe gefahren. Bis Minden im Zuge und dann durch Schmutz und Regen ins Wahlgebiet hinein. Am

ersten Abend rede ich dreimal, zum Teil in ganz kleinen Bauerndörfern; die Versammlungen immer alle überfüllt. Die Berliner Presse höhnt, wir gingen aufs Dorf. Aber das ist alles so schön und befriedigend, daß man sich gar nichts Besseres wünschen kann. Man hat wieder unmittelbaren Kontakt mit dem Volk an der Urquelle. Man redet wieder primitiv und einfach und vor allem, man überzeugt.

In Bielefeld mache ich Rast und treffe dort nachts mit dem Führer zusammen. Er erzählt mir ausführlich über den Verlauf seiner Unterredung mit Herrn v. Papen. Unsere Sache steht gut. Wenn nichts Besonderes mehr eintritt, dann wird es diesmal wohl gelingen. Selbstverständlich bleibt unsere alte Forderung, daß der Führer die Kanzlerschaft übernehmen muß, aufrechterhalten. Jedenfalls hat die jetzige Regierung keine Auflösungsorder für den Reichstag. Damit haben wir wenigstens eine Atempause.

Alles hängt nunmehr vom Ausgang der Lipper Wahl ab. Wenn es uns gelingt, dort zum Erfolg zu kommen, dann wird das Kabinett stürzen. Also müssen wir hier an die Arbeit gehen.

Der Führer ist ein wirklicher Freund. Nicht nur im Politischen, sondern auch im Privaten ist er von einer unaussprechlichen Hochherzigkeit und Güte. Wir können ihm alle nur dankbar sein.

Fahrt nach Berlin. Dort 3 Stunden gearbeitet, dann gleich wieder zum Lipper Wahlkampf zurück.

10. Januar 1933.

In Berlin hält der Führer eine Besprechung mit Göring und mir ab. Wir sind entschlossen, gleich nach dem Lipper Wahlkampf die Partei von den wenigen noch übriggebliebenen Straßerschädlingen zu reinigen. Diese Reinigung ist notwendig, um die Bewegung wieder schlagkräftig zu machen.

Wie wir erfahren, geht Straßer mit dem Gedanken um, bei einer Reichstagsneuwahl eine eigene Liste aufzustellen. Aber er wird sich wahrscheinlich täuschen; ehe es zur Neuwahl kommt, sind wir vielleicht schon an der Macht.

Im Lipper Land abends wieder zweimal gesprochen, in ganz kleinen Dörfern und vor ganz einfachem Bauernvolk.

Um Mitternacht in Detmold, wo sich das Wahlquartier befindet. Es herrscht in allen Parteikreisen eine maßlose Verbitterung gegen Straßer. Wenn es diesmal nicht gelingt, an die Macht zu kommen, dann haben wir es ihm zu verdanken.

In der Nacht fahren wir auf eine wunderbar einsam gelegene Wasserburg mitten in diesem schönen Lande und können hier einmal richtig ausschlafen.

12. Januar 1933.

Mittwoch:

Meine Mitarbeiter von der Propagandaabteilung besuchen mich, und wir sprechen den ganzen Nachmittag den bevorstehenden Agitationskampf durch. Wir dürfen uns jetzt nicht allein auf die Möglichkeit eines Kabinettssturzes einstellen; wir müssen immer mehrere Eisen im Feuer haben. Gelingt das eine nicht, dann muß das andere gelingen.

Wir haben hier auf Schloß Vinsebeck ein neues Parteiquartier aufgerichtet. Man kann herrlich arbeiten, da man durch kein Telephon und kein Telegramm gestört wird. Entsetzlich ist es nur, daß man so weit von Berlin entfernt ist und nicht weiß, wie es dort steht. Die persönlichen und sachlichen Sorgen sind zu groß, als daß man sie auch nur einen Augenblick vergessen könnte.

Der Führer ist noch in Berlin. Er war zu Besuch in der Klinik und hat der ganzen Familie wieder gezeigt, ein wie guter Kamerad und Freund er für uns alle ist.

Abends rede ich zweimal. Die Versammlungen sind überall überfüllt. Nach meiner Redetour fahre ich nach Lemgo, wo der Führer, eben von Berlin zurückgekommen, zu den Massen spricht. Ich warte draußen auf dem Vorplatz und höre ihm eine halbe Stunde zu, da die Lautsprecher seine Stimme bis nach hier übertragen.

Jetzt vernehmen wir an den Beifallsrufen, daß seine Rede zu Ende ist. Ich sehe ihn eben durch das Eingangsportal in Begleitung von SS.-Leuten aus dem Versammlungslokal herauskommen, entblößten Hauptes, bleich und ermüdet von seiner Rede. Er erkennt unter den vielen Autos gleich meinen Wagen, tritt an den Schlag

heran und sagt nur: „Ich war in der Klinik, Ihre Frau ist jetzt über den Berg, die Lebensgefahr ist vollkommen überwunden. Politisch steht alles gut. Wir treffen uns heute abend noch."

Und dann fahren wir in einer langen Autokolonne durch Regen und Nebel in sein Quartier. Ich bin ganz benommen vor Glück.

Er wohnt bei Baron von Oeynhausen in einem uralten Schloß, in dem wir mit einer wunderbaren Gastlichkeit empfangen werden. Den ganzen Abend erzählt der Führer mir, was er in Berlin gesehen und erlebt hat, und ich höre nun zu meinem Entsetzen, was mir bisher verschwiegen worden war, daß die Ärzte meine Frau bereits aufgegeben hatten.

Politisch ist noch alles in der Schwebe. Die Straßerclique wühlt weiter. Alles hängt nun vom Ausgang des Lipper Wahlkampfes ab. Also müssen wir verschärft arbeiten, und keiner von uns darf sich schonen. Um 3 Uhr nachts kommen wir erst nach Vinsebeck zurück.

Donnerstag:

Nun sieht die Welt sich schon wieder rosiger an. Jetzt habe ich wieder Mut, mit Berlin zu telephonieren. Das Fieber ist ganz verschwunden, es geht wieder aufwärts.

Wenn das Glück nun so im Überfluß kommt, wie vorher das Unglück gekommen war, dann sind wir jetzt auch nicht mehr fern von der Macht.

Nachmittags fahren wir zusammen zum Hermannsdenkmal, das ganz im Nebel liegt und von einer unheimlich geisterhaften Mystik umgeben ist. Massig, drohend und grandios erhebt sich diese Riesenfigur in den Himmel hinein. Ihre oberen Konturen verschwinden ganz in Dunst und Rauch.

Abends wieder dreimal geredet. Um 7 Uhr beginnt die Hetze und dauert meist bis nach Mitternacht.

In unserem Quartier ist noch Dr. Ley angekommen. Wir debattieren bis in die tiefe Nacht hinein.

Die Berliner Presse wiehert vor Entrüstung, daß der Führer in Berlin war. Einmal behauptet sie, er sei eine gefallene Größe, und dann, kommt er nach Berlin, lamentiert sie, wie der Führer sagt, als wenn ein Komet vom Himmel gefallen wäre.

13. Januar 1933.

Der Führer kommt nach Vinsebeck zu Besuch. Wir sitzen am Kamin und schmieden Zukunftspläne.

Abends rede ich zweimal in Detmold und dann noch in einem nahegelegenen kleinen Dorf.

Um Mitternacht kommt noch Göring nach Vinsebeck. Das ewig wiederkehrende Thema unserer Diskussion heißt Straßer. Wenn es ihm gelingt, ins Schleicherkabinett hineinzukommen, dann wird unser Sieg um mindestens 2 Monate verzögert; aber aufhalten kann auch er ihn nicht.

Die Berliner Zeitungen bringen die Meldung, daß er in der nächsten Woche zum Vizekanzler ernannt werde. Er wird von den Judenblättern dem Führer gegenüber als das große staatspolitische Genie ausposaunt. Ich würde mich schämen, so von unseren Feinden gelobt zu werden. Das Ganze ist ein hundsgemeines Komplott, gegen den Führer und gegen die Partei geschmiedet, für das man nur Verachtung empfinden kann.

14. Januar 1933.

Letzter Tag in Lippe.

Nachmittags mit Göring und Kerrl am Kamin gesessen und Sorgen ausgetauscht. Wir haben jetzt definitive Nachricht, daß Straßer bereit ist, auf Anruf ins Kabinett als Vizekanzler einzutreten. Nur ein großer Erfolg im Lipper Kampf kann uns aus dieser gefährlichen Situation herausreißen.

Schleicher hat einen schweren Konflikt mit dem Landbund heraufbeschworen. Die Bauern werden wild gegen ihn. Das paßt uns im Augenblick gut in den Kram. Die Berliner Presse ergeht sich in einer tollen, ausfälligen Hetze gegen uns. Sie scheint schon Morgenluft zu wittern.

Abends nehmen wir alle Abschied von Vinsebeck. Es waren schöne Tage, die wir hier verlebt haben.

Ich rede noch in drei Bauerndörfern und beschließe damit für meinen Teil den Lipper Wahlkampf.

Im Auto im 100-Kilometer-Tempo nach Bielefeld. Gleich in den Schlafwagen und dann nach Berlin zurück.

15. Januar 1933.

In Neukölln marschiert die Berliner SA. in klirrender Kälte im Stadion auf. Ich rede und betone vor allem das Prinzip der Treue und Beharrlichkeit. Sie verstehen mich, und jeder weiß, daß es jetzt um das Letzte geht.

In der Klinik steht alles zum besten. Nun ist jede Gefahr überwunden.

Straßers Geheimaktionen richten viel Verwirrung an. Der Schaden ist kaum wieder gutzumachen.

Abends kommt das Lipper Wahlergebnis heraus: wir haben 20 Prozent zugenommen, die Deutschnationalen fast die Hälfte verloren, die KPD. hat katastrophale Verluste zu verzeichnen und nur die SPD. ein Geringes gewonnen. Die Partei ist wieder auf dem Vormarsch. Uns allen fällt ein Stein vom Herzen. Es hat sich also doch gelohnt, daß wir uns so lange hier abrackerten und nicht kampflos kapitulierten. Jetzt müssen wir uns heranhalten. Rücksichtslos werden die Defaitisten aus der Partei hinausgefeuert. Es darf keine Gnade mehr geben. Der Führer über allem! Und ohne Kompromisse in die Macht hinein!

Noch in der Nacht gebe ich in einem Aufsatz mit dem Stichwort „Signal Lippe!" die Parole für die Berliner Organisation. Ich proklamiere unentwegten Kampf und ziehe aus dem Lipper Ergebnis die Folgerung, daß alles gelingt, wenn wir nur zusammenhalten und nicht nachgeben.

16. Januar 1933.

Gauleitertagung in Weimar. Zur Debatte steht der Fall Straßer. Endlich wird reiner Wein eingeschenkt. Alle Gauleiter sind aufs tiefste erschüttert. In der Aussprache werden furchtbare Klagen gegen Straßer laut. Er hat es meisterhaft verstanden, seine Freunde in Ungewißheit zu lassen. Nun, nachdem die Sache geklärt, ist die Angelegenheit in der Partei ausgestanden. Innerhalb der Organisation kann von einem Fall Straßer nicht mehr die Rede sein.

Am Ende spricht der Führer zu den Gauleitern. In dreistündiger Rede entwickelt er die Grundsätze unserer Strategie und Taktik.

Seine nächsten Handlungen sind von einer schroffen Intransigenz erfüllt. So allein können wir zum Erfolg kommen. Von einem Kompromiß kann nicht mehr die Rede sein.

Zum Schluß spricht er ausgiebig über den Fall Straßer. Er erörtert ihn in allen Einzelheiten von den Anfängen der Partei an. Das Ende ist eine spontane, rasende Ovation für den Führer. Die Partei steht unerschütterlich.

Am Nachmittag bereite ich in einer ausgiebigen Besprechung mit der Betriebszellenorganisation eine große Propagandaaktion für die deutsche Bauern- und Arbeiterschaft vor. Wir werden jetzt in breitester Front den Marsch gegen das System antreten.

Abends gleich wieder nach Berlin zurück.

Die Journaille rückt schon merklich von Straßer ab. Sein Spiel ist verloren. Unser Wahlsieg in Lippe hat den fein gesponnenen Intrigen ein Ende gemacht. Seine Aktien werden nicht mehr gefragt. Ein kurzes Gastspiel auf der Bühne der Bedeutung. Nun versinkt er wieder ins Nichts, aus dem er gekommen ist.

Die Situation der Partei hat sich über Nacht grundlegend geändert. Wir stehen wieder hoch im Kurs. Das Kabinett Schleicher ist von allen Vernünftigen bereits aufgegeben.

17. Januar 1933.

Nun heißt es klug taktieren. Täglich gebe ich unserer Presse genaue Richtlinien für den politischen Kampf. Es darf jetzt kein Versehen unterlaufen, sonst wird unser weitgesteckter Plan wieder zunichte gemacht.

In einer Konferenz mit den Kreisleitern stelle ich fest, daß die Stimmung in der Partei wieder unübertrefflich gut ist. Auch die Finanzen haben sich sehr plötzlich gebessert. Durch unsere rigorosen Sparmaßnahmen ist der Etat wieder auf eine solide Basis gestellt worden.

Die Presse ist außer Rand und Band; sie weiß nun gar nicht mehr, woher und wohin, tappt vollkommen im dunkeln und ergibt sich mit Resignation in ihr Schicksal.

Der Führer ist im Kaiserhof eingetroffen. Er hatte eine Unter-

redung mit Hugenberg, ohne dabei vorläufig zu einem Ergebnis zu kommen. Aber wir müssen uns jetzt mit Zähigkeit und Geduld wappnen.

18. Januar 1933.

In einem Aufsatz unter dem Titel: „Schleichers Bilanz" gebe ich eine vorläufige Generalabrechnung des gegenwärtigen Kabinetts. Die ganze Presse schwenkt schon von ihm ab. Das ist das beste Zeichen, daß es schlecht um ihn bestellt ist. Nun müssen wir mit einem systematischen Zermürbungsfeldzug einsetzen. Die Wilhelmstraße darf nicht mehr zur Ruhe kommen.

Abends sehen wir den Film „Rebell" von Luis Trenker. Eine Spitzenleistung der Filmkunst. So kann man sich den Film der Zukunft denken, revolutionär mit ganz großen Massenszenen, die mit einer ungeheuren vitalen Kraft hingeworfen sind. In einer Szene, in der ein Riesenkruzifix von den Aufständigen aus einer Kapelle herausgetragen wird, wird der Zuschauer auf das tiefste erschüttert. Man kann hier sehen, was aus dem Film zu machen ist, wenn einer sich darauf versteht. Wir sind alle bis in die Seele ergriffen.

Die politische Entwicklung ist etwas in Stagnation geraten. Dem Kabinett Schleicher geht es unvermindert schlecht. Die Frage ist nur, ob er eine Auflösungsorder bekommt. Unser Lipper Wahlkampf ist von nicht abzuschätzender Bedeutung.

19. Januar 1933.

Wenn es uns gelingt, Zeit zu gewinnen, dann haben wir alles gewonnen. Der Führer bleibt in Berlin und wird im geeigneten Augenblick in die weitere Entwicklung eingreifen.

Wir sehen zusammen ein zweites Mal den „Rebell"-Film. Wir sind aufs tiefste ergriffen und erschüttert. Welch ein künstlerischer Wurf!

Abends sind wir bei Göring und sprechen die einzuschlagende Linie durch.

Zeit gewonnen, alles gewonnen. So werfen wir Schleicher.

Straßer hat um eine Unterredung mit dem Führer ersucht. Aber es wird ihm nicht gelingen, seine Reputation wiederherzustellen.

20. Januar 1933.

Ich sitze einen Mittag mit einigen Mitgliedern des Herrenklubs zusammen. Sie entwerfen obskure Pläne ohne allen Gehalt, schwärmen von einem politischen Oberrat, der selbstverständlich von ihnen besetzt werden soll. Es kommt bei all diesem Gerede nichts Praktisches heraus.

Wir planen eine große SA.-Parade auf dem Bülowplatz zur Einweihung eines Gedenksteines für Horst Wessel.

Die SA. soll in Front vor dem Karl-Liebknecht-Haus stehen. Die Wilhelmstraße schwankt; sie möchte es jetzt nicht zu einer letzten Auseinandersetzung kommen lassen, unterläßt aber angesichts der angespannten Lage und ihrer gefährdeten eigenen Situation das Verbot der Kundgebung. Unsere Presse ist groß in Form und geht diesmal aufs Ganze. Wir werden es darauf ankommen lassen und, koste es, was es wolle, die Straße Berlins wieder für das nationale Deutschland zurückgewinnen.

Abends ist der Sportpalast von den Amtswaltern der Partei überfüllt. Ich rede zur Einleitung kurz und eindringlich und lege noch einmal vor aller Öffentlichkeit unser Treuegelöbnis zum Führer ab.

Der Führer selbst wird mit einem unbeschreiblichen Jubel von der Parteielite empfangen. Er redet in fabelhafter Form und wendet sich zum ersten Male in der Öffentlichkeit ganz scharf gegen Straßer. Sein Entschluß, „den Parteidefaitisten das Genick zu brechen", wird mit frenetischen Beifallssalven beantwortet. Diese Rede wird in der ganzen Partei wie ein Wunder wirken.

Abends spät überlegen wir noch zu Hause die Einzelheiten unseres Aufmarsches auf dem Bülowplatz. Peinlich wäre nur, wenn die Polizei diese Demonstration im letzten Augenblick verböte.

21. Januar 1933.

Den ganzen Tag Beratungen über unsere Bülowplatzdemonstration. Die kommunistische Presse hat Sturm geblasen, und so ist über Nacht aus diesem Aufmarsch eine Haupt- und Staatsaktion geworden. Die Wilhelmstraße ist noch unschlüssig, ob sie verbieten

soll. Schließlich entscheidet sie dahin, daß die von der KPD. geplanten Gegendemonstrationen verboten werden. Wir geben nicht nach und lassen nicht von uns aus von der Demonstration ab. Die Judenpresse hetzt in schamloser Weise gegen uns. Die Kundgebung bleibt erlaubt, und es kommt nun auf eine Kraftprobe an.

Die Miesmacher knurren herum, der Führer solle bei dieser Demonstration nicht erscheinen. Er geht selbstverständlich hin. Von einem Zurückweichen kann jetzt gar keine Rede mehr sein. Wer wagt, der gewinnt.

Die Vorarbeiten für den Sturz des Schleicherkabinetts sind in vollem Gange. Auch werden schon die Modalitäten der Übernahme der Macht durch den Führer ernsthaft besprochen. Wir stellen uns nicht zu stark auf den Erfolg ein, um keinesfalls am Ende wiederum getäuscht zu werden. Es ist gut, wenn man immer an den Kampf denkt.

22. Januar 1933.

In Berlin herrscht dicke Luft.

Unser Aufmarsch am Bülowplatz hat die Geister in Bewegung gesetzt. Die Polizei durchfährt die Straßen des Scheunenviertels mit Maschinengewehren und Panzerwagen. Die KPD. hat trotz des Verbots zu einer Riesenkundgebung aufgefordert. Wenn sie unterliegt, dann wird sie einen nicht wieder gutzumachenden Prestigeverlust erleiden.

Wir wünschen nur, daß uns keine Polizei in die Quere kommt; dann würde das Karl-Liebknecht-Haus in einem einzigen Ansturm erobert werden.

Der Führer redet morgens in Frankfurt (Oder) und kommt dann in einer tollen Fahrt über spiegelblanke Chausseen nach Berlin zurück.

Unterdessen versammeln wir uns auf dem Bülowplatz. Es ist direkt lebensgefährlich, hier durchzufahren. Aber alles geht noch einmal gut.

Der Platz gleicht einem Heerlager. Die Kommune tobt in den Seitenstraßen. Überall Panzerwagen und Maschinengewehre. Die Schupo hat die gegenüberliegenden Fenster und Dächer besetzt und wartet darauf, was geschehen wird.

Punkt 2 Uhr trifft der Führer ein. Die SA. marschiert vor dem Karl-Liebknecht-Haus auf. Eine verwegene Sache, die einem das Herz höher schlagen läßt. Auf dem Friedhof redet der Führer. Er stellt das Andenken an Horst Wessel in seiner symbolischen Bedeutung heraus. Draußen vor dem Karl-Liebknecht-Haus steht die SA., und in den Seitenstraßen tobt die Kommune in ohnmächtiger Wut.

SA. marschiert. Siegreich setzt sie sich in dieser roten Domäne durch. Der Bülowplatz gehört uns. Die KPD. erhält eine furchtbare Niederlage.

Abends spricht der Führer vor den Sturmabteilungen im Sportpalast. Das Andenken an Horst Wessel ist wieder in voller Reinheit erstanden. Dieser Tag bedeutet einen stolzen, heroischen Sieg der SA. für die Partei. Die Kommune hat es nicht fertiggebracht, ernsthafte Zusammenstöße heraufzubeschwören. Wir haben eine Schlacht gewonnen. Berlin marschiert wieder.

In der Nacht fahre ich nach München.

23. Januar 1933.

Die Reichspropagandaleitung wird aufs neue in Schuß gebracht. Einige personelle Umänderungen verbürgen die Aktionsfähigkeit des ganzen Propagandaapparates.

Aber man findet in München keine Ruhe, wo in Berlin die Entwicklung unaufhaltsam weitergeht.

24. Januar 1933.

In einem Aufsatz unter dem Titel „General ohne Rückgrat" attackiere ich aufs neue das Kabinett Schleicher.

Der Führer gibt mir Aufklärung über den neuesten Stand der Dinge. In mehreren Unterredungen mit den in Betracht kommenden Männern ist nun das Terrain sondiert worden. Im großen und ganzen herrscht Übereinstimmung, aber es bedarf noch einer ganzen

Reihe von Klärungen, bis wir endgültig am Ziele sind. Allerdings ist die Ablehnung gegen das gegenwärtige Kabinett überall und allgemein festzustellen. Im neuen Kabinett, das der Führer übernimmt, soll Herr v. Papen Vizekanzler werden. Schleichers Stellung ist jetzt stark gefährdet. Er scheint im Augenblick noch nichts zu ahnen. Sein Sturz wird über Nacht kommen. Nun fällt er, so wie er so manchen anderen zu Fall gebracht hat.

Abends fahre ich nach Berlin zurück. Die Arbeit drängt jetzt so, daß man jede Minute ausnutzen muß und bis in die tiefe Nacht darüber zu Werk sitzt.

25. Januar 1933.

Kurzer Abstecher nach Oberschlesien. In Gleiwitz und Beuthen gesprochen. In einer rasenden Kälte von 24 Grad im offenen Wagen von der einen Stadt zur anderen gefahren. Dabei noch eine einstündige Panne unterwegs. Auch bei dem Oberschlesiervolk ist jetzt alles voll Spannung und harrt der Dinge, die da kommen sollen.

Nach zwei Stunden Schlaf wieder nach Berlin zurück.

Es steht um Schleicher sehr schlecht. Am Sonnabend soll er zu Fall kommen. Er wehrt sich verzweifelt, aber es wird ihm nichts mehr nutzen. Nun sind auch die Deutschnationalen sehr scharf gegen ihn eingestellt. Er ist absolut isoliert. Alle seine großen Pläne sind in nichts zerfallen.

Der Gedanke der Harzburger Front taucht aufs neue auf.

26. Januar 1933.

Der Führer ist wieder in Berlin. Er steht jetzt vor schweren Entscheidungen. Die Stellung Schleichers ist endgültig erschüttert. Das letzte Wort liegt beim Reichspräsidenten.

Allerdings müssen wir uns vor überschwenglichem Zweckoptimismus hüten.

Die gute und erfolgversprechende Entwicklung macht alle wieder frisch und aktionsfähig.

27. Januar 1933.

Besprechung mit maßgebenden Herren vom Reichslandbund. Jetzt steht alles gegen Schleicher auf. Es gibt nur noch eine Lösung: Hitler muß Reichskanzler werden!

Von seiten Schleichers wird der aussichtslose Versuch unternommen, den Führer zu überreden, eine ihm angebotene Kanzlerschaft nicht anzunehmen. Was denkt man sich dort eigentlich?

Der Führer selbst ist abwartend. Es besteht noch die Möglichkeit, daß Papen wieder betraut wird, aber das wäre eine aussichtslose, kurzfristige Sache.

Der Ältestenrat beschließt, daß der Reichstag am Dienstag zusammenberufen werden soll.

In einer Unterredung, die der Führer mit Göring, Frick und mir abhält, wird die augenblicklich einzuschlagende Taktik durchberaten.

Der Führer hat eine Besprechung mit Hugenberg. Es ergeben sich noch eine ganze Reihe von Schwierigkeiten, vor allem in Personalfragen. Zum großen Teil sind die Forderungen, die von der deutschnationalen Partei erhoben werden, unerfüllbar.

28. Januar 1933.

Abstecher nach Rostock. Dort vor der Studentenschaft gesprochen, die vor einer Wahl steht.

Es darf jetzt bei keiner Wahl mehr ein Mißerfolg unterlaufen.

Während meiner Rede kommt die Meldung, daß Schleicher soeben zurückgetreten sei. Der Fall wäre also ausgestanden. Der große Taktiker ist jetzt auch unter die Härte der Notwendigkeit gebeugt worden.

Herr v. Papen hat den Auftrag erhalten, bei den Parteien die weiteren Möglichkeiten zu sondieren.

Ich fahre gleich nach Berlin zurück. Die Journaille überkugelt sich in ihrer ratlosen Überstürzung.

Im Kaiserhof gibt der Führer mir über die jüngste Entwicklung nähere Aufklärung. Schleicher ist endgültig erledigt. Jetzt bleibt

nichts mehr übrig, als daß der Führer betraut wird. Wir sind alle noch sehr skeptisch und freuen uns nicht zu früh.

Das Tauziehen mit den Parteien darf nicht allzulange dauern. Überhaupt muß die Krise in kürzester Frist beendigt werden.

Der Führer bleibt ganz ruhig und läßt sich durch nichts überrumpeln. Eine Zwischenlösung kommt jetzt nicht mehr in Frage. Wenn der Führer zum Reichspräsidenten gerufen wird, dann nur, um mit der Kanzlerschaft betraut zu werden. Der Führer ist von einer fabelhaften Sicherheit. Er hat wieder einmal in allem recht behalten.

29. Januar 1933.

Der Führer steckt in ewigen Verhandlungen. Ich stoße ein letztes Mal in einem Aufsatz unter dem Titel „Endlich reiner Tisch" vor.

Nachmittags, als wir mit dem Führer beim Kaffee sitzen, kommt Göring plötzlich herein und teilt mit, daß alles perfekt sei. Am morgigen Tage werde der Führer mit der Kanzlerschaft betraut. Eine unserer Hauptbedingungen ist, daß der Reichstag aufgelöst wird; denn mit seiner jetzigen Zusammensetzung kann der Führer nicht arbeiten. Die Deutschnationalen sträuben sich dagegen mit Händen und Füßen. Ihre Motive sind allzu durchsichtig. Das ist gewiß Görings schönste Stunde. Und mit Recht. Er hat in monate-, ja man kann wohl sagen, jahrelangen, aufreibenden Verhandlungen für den Führer den Boden diplomatisch und geschickt vorbereitet. Seine Umsicht, seine Nervenkraft, vor allem aber seine Charakterfestigkeit und Treue zum Führer waren dabei echt, stark und bewundernswert. Seine Züge haben sich versteinert, als ihm mitten im schwersten Kampfe die geliebte Frau durch den grausamen Tod von der Seite gerissen wurde. Aber er hat nicht einen Augenblick gewankt. Ernst und fest ist er seinen Weg weitergegangen, dem Führer ein unerschütterlich ergebener Schildknappe.

Wie oft haben wir in den vergangenen Jahren zusammengesessen und uns aneinander aufgerichtet! Wie oft haben wir uns gemeinsam erhoben und gestärkt in der Liebe zum Führer und in der unermüdlichen Arbeit für die gemeinsame Sache! So verschieden auch manchmal unsere Wirkungskreise waren, in Achtung und Respekt

vor Persönlichkeit und Leistung des anderen sind wir treue Kameraden geworden, die keine Not und keine Krise jemals trennen könnte.

Dieser aufrechte Soldat mit dem Kinderherzen ist sich selber treu geblieben; und nun steht er vor seinem Führer und bringt ihm die glücklichste Botschaft seines Lebens. Wir sagen lange Zeit nichts; und dann erheben wir uns und reichen einander die Hände.

Ein wortloser Schwur dem Führer: Wie bisher, so soll es bleiben! Die Welt wird *in* uns und *an* uns ein leuchtendes Beispiel der Treue zum Führer und der edelsten Kameradschaft, die Männer verbinden kann, erleben.

Das soll ein Wort sein!

In einer Unterredung mit dem Führer wird festgelegt, daß ich bis zur Beendigung des Wahlkampfes frei vom Amte bleibe, um unbehindert die Agitation durchführen zu können. Ich habe also alle Gelegenheit, eine letzte, große Probe zu liefern.

Wir sitzen zu Hause am Reichskanzlerplatz und sind eben im Begriff, zum Reit- und Fahrturnier in die Ausstellungshallen zu fahren, da kommt die Meldung, daß von der Gegenseite ein letzter, gefährlicher Streich geplant sei. Nun aber heißt es, Nerven bewahren. Man weiß nicht, ob das Drohung oder Ernst oder Kinderei ist. Ich orientiere gleich den Führer und Göring, die im Nebenzimmer warten. Göring verständigt gleich Herrn v. Papen. Nichts wird unterlassen, um den morgigen Tag sicherzustellen.

Wir sitzen bis 5 Uhr nachts, sind bereit und überlegen. Der Führer geht wieder mit langen Schritten durchs Zimmer auf und ab. Ein paar Stunden Schlaf, und dann steht die Entscheidung vor der Türe.

Die große Stunde ist da!

30. Januar 1933.

Es ist fast wie ein Traum. Die Wilhelmstraße gehört uns. Der Führer arbeitet bereits in der Reichskanzlei. Wir stehen oben am Fenster, und Hunderttausende und Hunderttausende von Menschen ziehen im lodernden Schein der Fackeln am greisen Reichspräsidenten und jungen Kanzler vorbei und rufen ihnen ihre Dankbarkeit und ihren Jubel zu.

Mittags saßen wir alle im Kaiserhof und warteten. Der Führer war beim Reichspräsidenten. Eine unbeschreibliche Spannung nahm uns fast den Atem. Draußen standen die Menschen zwischen Kaiserhof und Reichskanzlei und schwiegen und harrten. Wie wird es drinnen?

Unsere Herzen werden hin und her gerissen zwischen Zweifel, Hoffnung, Glück und Mutlosigkeit. Wir sind zu oft enttäuscht worden, um uneingeschränkt an das große Wunder glauben zu können.

Ununterbrochen beobachten wir von einem Fenster aus den Ausgang zur Reichskanzlei. Hier muß der Führer herauskommen. Man wird es seinem Gesicht ansehen können, ob es gelungen ist.

Peinigende Stunde des Wartens. Endlich biegt ein Wagen um die Ecke des Eingangs. Die Massen rufen und grüßen. Sie scheinen zu ahnen, daß die große Wendung bevorsteht oder gar schon eingetreten ist.

Der Führer kommt!

Einige Minuten später ist er bei uns im Zimmer. Er sagt nichts, und wir alle sagen auch nichts. Aber seine Augen stehen voll Wasser. Es ist soweit!

Der Führer ist zum Kanzler berufen. Er hat bereits in die Hand des Reichspräsidenten seinen Eid abgelegt. Die große Entscheidung ist gefallen. Deutschland steht vor seiner historischen Wende.

Wir alle sind stumm vor Ergriffenheit. Jeder drückt dem Führer die Hand, und es ist, als würde unser alter Treuebund hier aufs neue beschlossen.

Wunderbar, wie einfach der Führer in seiner Größe und wie groß er in seiner Einfachheit ist.

Draußen toben die Massen vor dem Kaiserhof. Mittlerweile ist Hitlers Berufung überall bekanntgeworden. Aus den Tausenden werden Zehntausende. Ein unendlicher Menschenstrom ergießt sich in die Wilhelmstraße.

Wir gehen gleich wieder an die Arbeit. Der Reichstag wird aufgelöst. Es hat schwere Mühe gekostet, unsere Kabinettspartner dahin zu bringen. In 4 Wochen finden die Neuwahlen statt. Das Kabinett wird sich noch am heutigen Tag in einer Proklamation an das deutsche Volk wenden.

Ich fahre zum Gaubüro und verkünde dort in einer feierlichen Stille die Neuwerdung der Dinge. Alle sind ganz erschüttert und

aufs tiefste ergriffen. In diesem Saale, in dem wir so manche Nervenprobe bestehen mußten, herrscht großes Schweigen wie in einer Kirche.

Nun liegt die Etappe des Kampfes um die Macht hinter uns; nun müssen wir weiterarbeiten, um die Macht zu behaupten.

Im Kaiserhof bespricht sich der Führer bereits mit dem neuen Reichswehrminister v. Blomberg. Die Arbeit der Regierung beginnt.

Der weitere Tag verläuft wie ein Traum. Alles mutet an, als wäre es ein Märchen. Langsam sinkt der Abend auf die Reichshauptstadt herab.

Um 7 Uhr gleicht Berlin einem aufgescheuchten Ameisenhaufen.

Und dann beginnt der Fackelzug. Endlos, endlos, von 7 Uhr abends bis 1 Uhr nachts marschieren unten an der Reichskanzlei die Menschen vorbei. SA.-Männer, SS.-Männer, Hitlerjugend, Zivilisten, Männer, Frauen, Väter, die ihre Kinder auf dem Arm tragen und zum Fenster des Führers emporheben. Es herrscht ein unbeschreiblicher Jubel. Wenige Meter von der Reichskanzlei entfernt, steht der Reichspräsident an seinem Fenster, eine ragende Heldengestalt, ehrwürdig und von mythischem Zauber umwittert. Mit dem Spazierstock schlägt er hin und wieder zu den Rhythmen der Militärmärsche den Takt. Hunderttausende und Hunderttausende ziehen im ewigen Gleichschritt unten an den Fenstern vorbei.

Das ist der Aufbruch der Nation!

Deutschland ist erwacht!

In einer spontanen Explosion bekennt sich das Volk zur Revolution der Deutschen.

Es ist unbeschreiblich, was in unseren Herzen vor sich geht. Man möchte weinen und lachen.

Immer neue Menschen kommen und jubeln und rufen.

Vor der Reichskanzlei auf dem Wilhelmplatz sitzen Hunderte von Jungens in den Bäumen und schmettern dem Führer ihre Sprechchöre entgegen.

Sein Volk jubelt ihm zu.

Der Rundfunk überträgt zum ersten Male eine Kundgebung des deutschen Volkes. Wir sprechen zum ersten Male über alle deutschen Sender. Ich kann dabei nur sagen, daß wir maßlos glücklich sind, und daß wir weiterarbeiten wollen.

Als sich weit nach Mitternacht der Zug seinem Ende zuneigt, stehen noch immer Zehntausende von Menschen vor der Reichskanzlei und singen das Horst-Wessel-Lied. Ich rede kurz zu den Massen und schließe mit einem Heil auf Hindenburg und auf den Führer. In einem sinnlosen Taumel der Begeisterung geht diese Nacht des großen Wunders zu Ende.

Nun wird der Platz leer. Wir schließen die Fenster und sind nun von einer endlosen Stille umgeben. Der Führer legt mir die Hände auf die Schultern, ohne dabei ein Wort zu sagen.

Um 3 Uhr nachts komme ich nach Hause.

Sturmführer Hahn aus Charlottenburg bringt mir die furchtbare Nachricht, daß unser Kamerad Hanne Maikowski, der noch am Abend erhobenen Hauptes am Führer vorbeimarschierte, von kommunistischen Mördern erschossen worden ist. An seiner Seite fiel der Schupowachtmeister Zauritz.

Ein Wermuttropfen fällt in den schäumenden Becher der Freude. Nun aber wird ausgeräuchert. In 1 bis 2 Monaten haben wir Ruhe und Ordnung in Deutschland wiederhergestellt.

Das neue Reich ist erstanden. Es wurde mit Blut geweiht. Eine vierzehnjährige Arbeit wurde vom Sieg gekrönt. Wir sind am Ziel. Die deutsche Revolution beginnt!

31. Januar 1933.

Wir gehen gleich an die Arbeit. Der große, entscheidende Wahlkampf wird vorbereitet. Und wir werden haushoch gewinnen.

In kurzer, praktischer Konferenz werden unsere neuen Maßnahmen durchgesprochen. In einer Unterredung mit dem Führer legen wir die Richtlinien im Kampf gegen den roten Terror fest. Vorläufig wollen wir von direkten Gegenmaßnahmen absehen. Der bolschewistische Revolutionsversuch muß zuerst einmal aufflammen. Im geeigneten Moment werden wir dann zuschlagen.

Mit dem Reichstag werden auch die meisten Landtage und Kommunalparlamente aufgelöst. Nun wird reiner Tisch gemacht.

Von Verhandlungen mit dem Zentrum kann gar keine Rede mehr sein. Wir sprechen uns nach der Wahl wieder.

Der Führer paukt im Kabinett noch einmal die Auflösung des

Reichstags durch. Sie wird natürlich durchgesetzt, weil sie eine unabweisbare Notwendigkeit darstellt.

Die Judenpresse ergeht sich in Rückzugskanonaden. Wir unternehmen nichts dagegen. Wir wollen sie in Sicherheit wiegen, um sie im entscheidenden Augenblick um so besser einfangen zu können.

Der Führer ist ganz bleich vor Überarbeit und Übernächtigung.

Die Einigkeit in der Partei ist jetzt in jeder Beziehung fest.

Der erste Arbeitstag im neuen Regime ist zu Ende.

1. Februar 1933.

Ich bin schon vollkommen in Arbeit durch die neue Wahl eingesponnen. Wir werden noch einen sehr intensiven Kampf führen müssen. Auch ist die Lage im Lande noch nicht so eindeutig, daß man von einer absoluten Befestigung unserer Position reden kann. Wir hatten gestern vier Tote an einem Tag. Es bleibt also noch sehr viel zu tun übrig.

Der Führer hat die Auflösungsorder für den Reichstag schon in der Hand. Am 5. März finden die Neuwahlen statt. Der Schlag wird diesmal eindeutig gegen den Marxismus in seinen verschiedenen Schattierungen geführt.

Jetzt kommt das Glück in dicken Strömen. Meine Frau ist heute wieder aus der Klinik nach Hause zurückgekommen. Wir hören im Rundfunk die Proklamation des Führers an das deutsche Volk. Sie ist sehr schlagend und wundervoll in den Argumenten. Die Parole heißt: „Gegen den November 1918." Sie wird eindeutig durchgeführt.

Abends spät sind wir zum ersten Male wieder seit langer Zeit bei uns zu Hause. Der Führer ist in bester Stimmung. Er bringt General v. Epp mit, und nach den furchtbaren Zeiten schwerster Depression gibt es wieder zum ersten Male eitel Glück und Sonnenschein.

2. Februar 1933.

Die Vorbereitungen zum Wahlkampf lassen sich sehr gut an. Diesmal geht es auf Hauen und Stechen. Wir werden keinen Pardon geben und uns mit allen Mitteln durchzusetzen wissen.

Die Gauleiter sind in Berlin versammelt. Ich spreche vor ihnen über Technik und Taktik des zu beginnenden Wahlkampfes. Unser Ziel muß sein, mit den an der Regierung beteiligten Parteien die absolute Mehrheit zu bekommen. Das weitere wird sich dann finden.

Spätabends spricht der Führer vor den Gauleitern: von der Zähigkeit, die Triumphe verbürgt, und von der Härte, mit der wir unseren Sieg ausbauen wollen. Alle sind ganz ergriffen und stumm vor Erschütterung und Begeisterung. Welch eine Wendung, seitdem wir uns alle das letztemal sahen! Eine erhebende Kundgebung der Treue wie damals, aber diesmal im Besitze der Macht.

Die Wahlagitation ist schon wieder im Anlauf. Abends rede ich in Potsdam vor überfüllten Sälen. Jetzt hat man wieder ein Thema, und die Massen stehen wieder nachmittags an, um überhaupt in unsere Versammlungen hineinzukommen.

Spät um Mitternacht treffen sich beim Landtagspräsidenten Kerrl alle alten Gauleiter der Partei. Der Führer sitzt mitten unter ihnen und erzählt ihnen von seiner harten Jugend, und wie er sich durchkämpfen mußte, um auf diese Höhe heraufzugelangen. So wie wir jetzt zusammensitzen, werden wir bis zum letzten Atemzug und niemals voneinander lassen; dann ist der Sieg auch auf ewig unser.

3. Februar 1933.

Ich bespreche mit dem Führer ausführlich die jetzt beginnende Wahlkampagne durch. Nun ist es leicht, den Kampf zu führen, denn wir können alle Mittel des Staates für uns in Anspruch nehmen. Rundfunk und Presse stehen uns zur Verfügung. Wir werden ein Meisterstück der Agitation liefern. Auch an Geld fehlt es natürlich diesmal nicht.

Die einzige Schwierigkeit bietet nur die Organisation des Wahlkampfes. Wir kommen zum Beschluß, daß der Führer in allen Städten spricht, die eigene Sendestationen haben. Wir verlegen die Rundfunkübertragungen mitten ins Volk und geben so dem Hörer ein plastisches Bild von dem, was sich in unseren Versammlungen abspielt.

Ich selbst werde zu jeder Rede des Führers eine Einleitung

sprechen, in der ich versuchen will, dem Hörer den Zauber und die Atmosphäre unserer Massenkundgebungen zu vermitteln.

Abends spät fliegt der Führer zu dringenden Besprechungen nach München.

Der Rundfunk macht mir einige Sorgen. An allen entscheidenden Stellen sitzen noch immer die alten Systembonzen. Sie müssen möglichst schnell ausgebootet werden, und zwar bis zum 5. März so weit, daß der Schluß unserer Wahlaktion nicht mehr gefährdet werden kann.

Die Propagandaabteilung der Reichsleitung übersiedelt nach Berlin, damit wir den Wahlkampf in ganz konzentrischer Form durchführen können.

Die Agitation ist in ihren Linien im Rohbau fertig. Wir können also gleich an die Arbeit gehen. Es darf nicht lange gefackelt werden, denn allzuviel Zeit steht uns ja nicht zur Verfügung.

Abends rede ich vor der Hitler-Jugend im Ulap. Es ist wunderbar, mitten unter diesen Jungens zu stehen und mit ihnen auf ihre Art zu sprechen.

4. Februar 1933.

Der Wahlkampf rollt schon an. Die gegnerischen Parteien sind vor Verblüffung kaum erst zu Atem gekommen. Unterdessen haben wir schon einen gewaltigen Vorsprung erreicht. Etwas behindert werden unsere Vorbereitungen dadurch, daß die Grippe wie eine wahre Seuche unter unseren Mitarbeitern wütet.

Eine Besprechung jagt die andere. Man kommt keinen Augenblick zur Ruhe. Der Führer ist wieder in Berlin eingetroffen. Ich bespreche mit ihm die Fragen des Rundfunks und der Wahlpropaganda. Wir müssen jetzt auch einen schärferen Kurs gegen die immer frecher werdende Tonart der jüdischen Journaille einschlagen. An einer neuen Verbotsordnung werden wir nicht vorbeikommen.

Jetzt geht's aufs Ganze, und wir dürfen keine Rücksicht mehr kennen. Warum sollen wir heute mit unseren Gegnern besser verfahren, als sie es gestern mit uns getan haben?

Unsere Machtübernahme wirkt sich im Ausland vorläufig nicht allzu schlecht aus. In Italien ist man begeistert.

Die alten preußischen Instanzen haben eine Auflösung des Landtags abgelehnt; das kann uns jedoch nicht daran hindern, sie trotzdem vorzunehmen. Sie muß durch Notverordnung erfolgen.

In einem Film wird das Wort gesprochen: „Zu leben verstehen wir Deutschen vielleicht nicht; aber sterben, das können wir fabelhaft." Wie mancher SA.-Mann hat dieses Wort wahrmachen müssen!

5. Februar 1933.

Ich hole den Führer im Kaiserhof ab zum Begräbnis unseres ermordeten SA.-Kameraden Maikowski. Vor dem Dom steht im grauen Nebel des regnerischen Sonntags die Berliner SA. aufmarschiert. In einem ergreifenden Staatsbegräbnis werden Maikowski und der Schupowachtmeister Zauritz zur letzten Ruhe getragen.

Der Führer muß gleich nach der Feier im Dom nach München fliegen. Wir gehen stundenlang in strömendem Regen vom Dom zum Invalidenhof durch ewige Menschenmauern. An die 600 000 stehen an den Straßenrändern aufgestellt. Zum ersten Male erscheinen SA. und Schupo in einer Front.

Ich rede auf dem Friedhof zusammen mit Göring. Wir geben ein Bild des heldenhaften Lebens und Sterbens unseres gefallenen Kameraden.

Wie eine Ewigkeit wälzt sich der Trauerzug am Grabe vorbei. Es regnet und regnet. Berlin liegt grau in grau.

Zu Hause spreche ich mit dem neuernannten Reichspressechef Funk den Aufbau unseres gleich nach der Wahl zu errichtenden neuen Ministeriums für Volksaufklärung und Propaganda durch. Es wird genau der Reichspropagandaleitung unserer Partei nachgebildet und soll etwas durchaus Neues und einzigartig Neues darstellen.

Wir haben damit in der zu erringenden Weltgeltung unseres Landes allen anderen Ländern gegenüber einen Vorsprung.

Aber jetzt ist keine Zeit zum Theoretisieren; nun gilt es, praktische Arbeit zu leisten.

9. Februar 1933.

Der Wahlkampf ist groß in Vorbereitung. Ich instruiere die Kreisleiter und Redaktionsmitglieder in Berlin.

Der Landtag ist aufgelöst worden. Braun wurde dabei endgültig abgesetzt. Gespaßt wird jetzt nicht mehr. Die Juden in den Redaktionsstuben sind ganz kusch geworden.

Allerdings der Terror ist noch nicht zum Stillstand gekommen. Eine neue blutige Woge rast über das Land dahin.

Abends rede ich vor den Amtswaltern der Berliner Organisation in den überfüllten Tennishallen. Ich setze die letzten körperlichen Kraftreserven ein und bekomme dann meine für jede Wahl am Anfang der Kampagne fällige Grippe. Mit schwerem Fieber ins Bett.

Den ganzen nächsten Tag unfähig, auch nur eine Hand zu rühren. Gegen Abend lasse ich mir meine Leute ans Bett kommen, um das Notwendigste mit ihnen zu besprechen. Das bezahle ich dann für die Nacht mit 40 Grad Fieber.

Die Vorbereitungen für mein neues Ministerium sind auf der ganzen Linie im Gange. Der Führer selbst drängt stark dahin und wünscht, daß wir gleich nach der Wahl damit anfangen.

Auch den Mittwoch über bin ich noch zu jeder Arbeit unfähig. Das ganze Haus ist angesteckt und gleicht einem Lazarett. Ich arbeite mit meinen Leuten, soviel ich eben kann. Es gibt viel Ärger, der sich unter dem Einfluß der körperlichen Schwäche nur vergröbert und verstärkt.

Am Donnerstag bin ich schon wieder in der Lage, mich in die Arbeit einzuschalten. Meine Leute sitzen stundenlang an meinem Bett und sprechen die Einzelheiten des Wahlkampfes mit mir durch. Vorläufig haben wir noch einige Sorgen für die Finanzierung der Kampagne; aber auch da wird sich ja wohl ein Ausweg finden lassen. Und nun heraus aus dem Bett und wieder an die Arbeit!

Ich diktiere eine ganze Nacht durch Plakate und Aufsätze. Das setze ich bis zum Freitagmittag in einem Zuge fort. Es geht gleich wieder fest ins Geschirr, damit keine falsche Müdigkeit aufkommt.

Durch Arbeit und Hingabe an ein großes Ziel kann man alles überwinden.

10. Februar 1933.

Ich halte meine erste Konferenz wieder auf dem Gau ab. Der ganze Propagandaapparat der Reichs- und Berliner Gauleitung ist um mich versammelt. Unsere alten Techniker für Wahlkämpfe haben fabelhafte Vorarbeit geleistet. Wir werden es diesmal schaffen.

Abends ist der Sportpalast schon um 6 Uhr überfüllt. Auf allen Plätzen in der Stadt stehen die Menschenmauern und warten auf die Rede des Führers. Im ganzen Reich sitzen 20 bis 30 Millionen Menschen an den Lautsprechern, um wenigstens Zuhörer des großen Ereignisses zu sein.

Ich schleppe mich mit einer eben ausgestandenen Krankheit hin. Gebe zuerst vom Rednerpodium aus der Presse eine Lektion und spreche dann durch die Sender einen zwanzigminutigen Einführungsbericht über den Sportpalast. Das geht besser, als ich erwartet hatte. Allerdings ist es ein eigentümliches Gefühl, plötzlich vor einem toten Mikrophon zu stehen, während man bisher nur gewohnt war, vor lebendigen Menschen zu sprechen, sich von ihrer Atmosphäre hochheben zu lassen und aus ihren Gesichtern die Wirkung der Rede abzulesen.

Der Führer wird mit einem frenetischen Beifallssturm empfangen. Er hält eine phantastische Rede mit schärfster Kampfansage gegen den Marxismus. Zum Schluß gerät er in ein wunderbares, unwahrscheinliches, rednerisches Pathos hinein und schließt mit dem Wort „Amen!" Das wirkt so natürlich, daß die Menschen alle auf das tiefste davon erschüttert und ergriffen sind. Das ist so erfüllt von Kraft und Gläubigkeit, ist so neu und groß und mutig, daß man gar nichts Vorhergegangenes damit vergleichen kann.

Diese Rede wird in ganz Deutschland einen Aufstand der Begeisterung entfachen. Die Nation wird uns fast kampflos zufallen.

Die Massen im Sportpalast geraten in einen sinnlosen Taumel. Nun erst beginnt die deutsche Revolution aufzubrechen.

Ich erfahre abends durch Ferngespräche mit den verschiedenen Gauen, daß die Rede von einer fabelhaften Wirkung auch im Lautsprecher war. Der Lautsprecher ist ein Instrument der Massenpropaganda, das man in seiner Wirksamkeit heute noch gar nicht abschätzen kann. Jedenfalls haben unsere Gegner nichts damit anzufangen gewußt. Um so besser müssen wir lernen, damit umzugehen.

Eine Reihe von roten Bonzen ist durch Göring abgesetzt worden, unter ihnen auch der Oberpräsident Noske in Hannover. Wie klein sind doch diese Knirpse, die das Schicksal uns zum Spott als Gegner gemacht hat! Sie leisten keinen Widerstand, sträuben sich nicht einmal, sondern bitten nur darum, daß man ihnen ihr Umzugsgeld vergütet.

So stelle ich mir Arbeiterführer vor.

11. Februar 1933.

Die Presse schäumt vor Wut über die Rede des Führers. Man kann unschwer daraus ersehen, daß sie gesessen hat.

Zwischen den Zeilen ist zu lesen, daß die marxistisch-demokratischen Juden innerlich ganz klein geworden sind. Es wird ihnen nicht wohl zumute sein.

Der Führer eröffnet die Automobilausstellung und gibt zum erstenmal in groben Umrissen seine Gedanken über die organische Ankurbelung der deutschen Wirtschaft der Öffentlichkeit bekannt. Sie wirken revolutionierend bei Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Es wird uns schon gelingen, den Produktionsprozeß wieder in Gang zu bringen. Wir müssen nur den Mut haben, mit neuen Methoden zu arbeiten. Die alten sind verbraucht und führen zu keinem Ergebnis.

Ich tobe mich in Plakaten und Leitaufsätzen gegen die Sozialdemokratie aus. Jetzt endlich, eben entronnen dem Druck, der auf uns in der Opposition lastete, und noch nicht von einem Ministeramt gehemmt, kann man frisch vom Leder ziehen und braucht aus seinem Herzen keine Mördergrube zu machen.

Hugenberg, Papen und Seldte reden am Rundfunk. Sie haben einen Kampfblock Schwarz-Weiß-Rot gegründet; aber das ist gewiß eine Institution auf Zeit.

Das ganze in Massen zu verarbeitende Propagandamaterial muß meist während der Nacht korrigiert und überprüft werden. Es darf uns diesmal um Gottes willen kein taktischer Fehler unterlaufen. Es ist sehr schwer, die Partei in einem Zuge aus der bisherigen Siedehitze der Opposition in den Staat überzuführen.

12. Februar 1933.

Hauptsache ist, wenn man sich wieder bei Gesundheit befindet und seine ganze Kraft an die Arbeit setzen kann.

Ich höre die Sportpalastrede des Führers noch einmal von Platten übertragen. Sie ist von einer ganz ausgezeichneten psychologischen Wirkung. Das ist Propaganda im besten Sinne des Wortes.

Ich rede am Sonntagmittag bei klirrender Kälte, in Frost, Schnee und Eis auf dem Schloßhof in Potsdam. Hätte ich nicht eben die Grippe überwunden, dann würde ich sie mir bestimmt holen.

Nach einer kurzen Ansprache in Steglitz habe ich den Sonntag für Schreibtischarbeit frei.

13. Februar 1933.

Die Besprechungen unserer Propagandaabteilung lösen einander ununterbrochen ab. Jetzt ist auch unsere Wahlkasse in Ordnung.

Göring räumt in Preußen auf mit einer herzerfrischenden Forschheit. Er hat das Zeug dazu, ganz radikale Sache zu machen, und auch die Nerven, um einen harten Kampf durchzustehen.

Ich bin jetzt nahezu mit den schriftlichen Vorbereitungen des Wahlkampfes fertig; dann geht es wieder an die Agitation.

15. Februar 1933.

Unser Eherverlag schießt uns eine hohe Geldsumme für den Wahlkampf vor. Damit können wir nun in ganz großem Stil arbeiten.

Göring mistet aus. Ein Oberpräsident nach dem andern wird umgekippt. Namen, die gestern noch eine Welt bedeuteten, verblassen heute zu wesenlosen Schemen.

Admiral Levetzow wird zum Berliner Polizeipräsidenten ernannt, Lutze wird Polizeipräsident in Hannover und Scheppmann in Dortmund. Das läßt man sich gefallen. Wir nisten uns allmählich schon in der Verwaltung fest. Eins kommt nach dem andern. Das Tempo der Revolution darf nicht überstürzt werden, sonst könnten wir am Ende die Zügel aus der Hand verlieren.

Jetzt haben wir auch eine neue Handhabe gegen die Presse, und nun knallen die Verbote, daß es nur so eine Art hat. „Vorwärts" und „8-Uhr-Abendblatt", alle jene jüdischen Organe, die uns so viel Ärger und Kummer bereitet haben, verschwinden mit einem Schlage aus dem Berliner Straßenbild. Das beruhigt und wirkt wie eine Wohltat für die Seele.

Ich fliege nachmittags mit dem Führer nach Stuttgart. Spreche zu seiner Versammlung eine Einleitung, und dann redet er. Er wendet sich sehr scharf gegen den noch immer amtierenden Staatspräsidenten Boltz und die schmierigen Intrigen des Zentrums. Ein Teil der Rede kann nicht übertragen werden, weil infolge der Unzulänglichkeit der amtlichen Vorbereitungen ein Kabel durch Kommunisten zerstört worden ist.

Da wir in der Nacht nicht zurückfliegen können, lasse ich gleich die verantwortlichen Herren vom Rundfunk im Hotel antanzen und geige ihnen die Meinung in einer Art und Weise, daß ihnen Hören und Sehen vergeht. Gleich am anderen Tage sollen zwei von ihnen telegraphisch ihres Amtes enthoben werden. Jetzt wird den anderen wohl die Lust vergehen, uns durch Sabotage zu stören.

Es scheint sich im übrigen in Deutschland noch nicht herumgesprochen zu haben, daß eine Revolution im Gange ist. Man hat unsere anfängliche Duldsamkeit als Schwäche ausgelegt und glaubt, uns auf der Nase herumtanzen zu können. Man wird sich auf das grausamste getäuscht sehen. Eines Tages wird das Schwert unseres Zornes auf die Übeltäter herniedersausen und sie in ihrem frechen Hochmut zu Boden schlagen.

Ich sitze bis in die tiefe Nacht mit dem Führer zusammen und spreche die Einzelheiten meines neu zu errichtenden Ministeriums mit ihm durch. Gleich nach der Wahl werden wir damit anfangen. Die Arbeitsgrenzen sind schon genau abgesteckt. Ich werde es schwer haben, weil ich einen ganz neuen Apparat aufziehen muß, andererseits aber auch wieder leicht, weil ich an nichts Bestehendes anzuknüpfen brauche und von vorne beginnen kann.

2 Stunden Schlaf. Um 6 Uhr früh wieder aus den Federn. Im Auto zum Flugplatz und wegen eines dichten Schneegestöbers gleich auf nahezu 6000 Meter emporgestiegen. Wir alle können nur noch aus Sauerstoff-Flaschen atmen. Die meisten Mitfahrer sind grün und gelb vor Atemlosigkeit, nur der Führer bleibt unerschüttert

und ist auch nicht einen Augenblick auf irgendein Behelfsmittel angewiesen.

Es ist für uns alle wie ein Wunder, wie er körperliche und seelische Strapazen übersteht. Man hat den Eindruck, als berühre ihn das gar nicht. Er raucht nicht und trinkt nicht, ißt nur vegetarische Kost, lebt einfach wie irgendeiner aus dem Volk, hat kein Vergnügen und keine Ausspannung als nur seine Arbeit und seine Aufgabe. Wenn das deutsche Volk ihn einmal in seiner ganzen Größe erkannt hat, wird es ihm in allen seinen Millionenmassen bedingungslos Gefolgschaft leisten.

In 3 Stunden sind wir von Stuttgart nach Berlin geflogen. Gleich wieder in die Büros zum Dienst. Die Organisation der Wahlkampagne ist fertig. Nun stecken wir ganz tief in der Arbeit. Aber wenn es einen großen Erfolg gibt, dann soll es drum nicht schade sein.

16. Februar 1933.

Am Abend ist der Führer bei uns zu Hause. Er sucht kurze Entspannung von seinen schweren Aufgaben. Er erzählt mit Begeisterung von seinem so anderen Arbeitskreis und hat sich mit einer überraschenden Schnelligkeit in all das Neue, das ihn umgibt, eingelebt. Er wird auch diese Aufgabe meistern, wie er bisher alles gemeistert hat.

17. Februar 1933.

Im Eiltempo in Berlin die dringendsten Arbeiten erledigt und dann mittags um 3 Uhr mit dem Führer nach Westdeutschland abgeflogen.

Es schneit dichte Flocken. Oben über den Wolken ist herrlichstes Wetter. Wir sehen nichts von alledem, was unter uns liegt. Erst als wir über dem Ruhrgebiet kreuzen, erscheinen Städte und Dörfer. Eben geht die Sonne ganz blutrot unter. Unten liegen in unübersehbarem Gewimmel die Fabrikschornsteine, Zechen und Arbeitswerke dieser wunderbaren Provinz des Fleißes. Das alles bietet einen phantastischen Anblick. Man ist ganz gefangen davon und stolz und glücklich, mit an die Führung dieses Volkes berufen zu werden.

Wir fahren von Essen, wo wir niedergehen, mit dem Auto nach Dortmund herein. Die große Westfalenhalle ist natürlich überfüllt. Ich spreche über den Sender eine Einführung für Westdeutschland, und dann redet der Führer. Eine Rede für den Arbeiter, dem Kumpel, so wie ich ihn kenne, so recht aus dem Herzen gesprochen.

In der Nacht fahre ich von Dortmund über Bochum in meine Heimatstadt. Wir haben unser kleines Töchterchen im Wäschekorb per Auto von Berlin mitgenommen. Ein riskantes Wagnis, bei dem aber gottlob alles gut geht.

Der Führer ist im Flugzeug nach München weitergeflogen.

Zu Hause gibt es eine große Überraschung, da wir nichts von unserer Ankunft mitgeteilt hatten. Und nun erscheint nach und nach einer nach dem anderen, nachdem er bei der Haustür angeklingelt hat, und wird mit großen Freudenausbrüchen ins Haus geleitet. Die Mutter ist ganz gerührt über diesen Besuch nach Mitternacht. Das ist eine Freude nach so viel Kämpfen und Strapazen.

Wie wunderbar es sich zu Hause schlafen läßt! Für ein paar Stunden fernab von den Sorgen der Arbeit, unbelästigt und unbehelligt, niemand weiß, wo man ist und was man tut, und man ist ganz sich selbst und seinen Angehörigen hingegeben.

18. Februar 1933.

Seltene Stunden, die man zu Hause verlebt! Die ganze wunderbare Jugend taucht wieder vor dem geistigen Auge auf. Vieles, was man schon ganz vergessen wähnte, wird wieder wach und steht lebendig vor der Erinnerung. Eine ganze Schar von Kindern tollt im Hause herum, und es macht fast den Eindruck, als wären die vergangenen 15 Jahre wie ein Tag.

Es hat sich doch nicht verheimlichen lassen, daß wir hier eingetroffen sind, und nun ist die ganze kleine Stadt, aus der ich vor wenigen Monaten mit Flüchen und Steinwürfen herausgetrieben wurde, in einen unglaublichen Aufruhr hineingeraten. Der Lokalpatriotismus rast und sucht sein Opfer. Hier wird das Wort wahr: Eine Stadt steht kopf.

Abends fahre ich auf Umwegen aus der Stadt heraus und rede in Essen in den überfüllten Ausstellungshallen.

19. Februar 1933.

Ein heller Sonntag. Wir fahren nach Köln, wo ich wieder mit dem Führer zusammentreffe.

Der Abschied von der Mutter fällt schwer; man weiß niemals, wie oft man sie noch wiedersehen wird, und man hat so selten Gelegenheit, bei ihr zu Hause zu sein.

Die drei Riesenhallen auf dem Ausstellungsgelände in Köln sind mit 100 000 Menschen überfüllt. Ein unbeschreibliches Bild der Massendemonstration. Ich komme kaum dazu, meinen Einführungsbericht zu Ende zu sprechen, denn der Führer wird mit einem Orkan von Beifall empfangen, der jedes Begleitwort überflüssig macht.

Er wendet sich in seiner Rede scharf gegen das Zentrum und hält eine vernichtende Abrechnung mit den politisierenden Prälaten. Das ist gut und für Westdeutschland außerordentlich notwendig. Es wird auch seine Wirkung nicht verfehlen.

Gleich nach der Versammlung fahren wir zusammen zum Flugplatz und starten dann zu einem wilden Nachtflug durch Nebel und Schneestürme nach Berlin zurück. Ein romantisches Abenteuer. Unten brodelt das Ruhrgebiet, dann erscheint das Lichtergewimmel von Hannover, und nach 3 Stunden kreuzen wir über dem Häusermeer der Reichshauptstadt, die sich eben zur Ruhe begeben will.

Der Führer ist wie immer von einer wunderbaren Frische und Lebendigkeit. Der ganze Wahlkampf wird von ihm wie eine Spielerei erledigt.

Zu Hause bis nachts 4 Uhr die aufgelaufenen Berge von Arbeit durchgeackert; dann todmüde ins Bett hineingefallen.

20. Februar 1933.

Draußen liegt hoher Schnee.

Ich sehe die Filmaufnahmen von der Sportpalastrede des Führers. Sie sind sehr gut gelungen. Sie werden uns als Propagandawaffe unentbehrlich sein. Überall in den Städten, in denen der Führer nicht sprechen kann, muß dieser Film laufen. Er wirkt vor allem durch die Geschlossenheit der Darstellung und die Übereinstimmung in Wort, Mimik und Geste.

Abends rede ich wieder in den überfüllten Tennishallen. Jetzt ist es eine wahre Lust, Versammlungen abzuhalten. Man hat wieder ein Thema, man hat Begeisterung, Schwung und Hingabe an die Sache, man hat ein Publikum, das mitgeht, man darf reden, wie es einem ums Herz ist, und braucht den Gegner nicht zu schonen.

Wir treiben für die Wahl eine ganz große Summe auf, die uns mit einem Schlage aller Geldsorgen enthebt. Ich alarmiere gleich den ganzen Propagandaapparat, und 1 Stunde später schon knattern die Rotationsmaschinen. Jetzt werden wir auf Höchsttouren aufdrehen.

Wenn keine außergewöhnliche Panne mehr unterläuft, dann haben wir bereits auf der ganzen Linie gewonnen.

21. Februar 1933.

Wir beschließen, am 4. März das ganze deutsche Volk zum „Tag der erwachenden Nation" aufzurufen. Der Führer wird abends von Königsberg aus über das ganze Reich sprechen. In einer noch nie dagewesenen Konzentration aller propagandistischen und agitatorischen Möglichkeiten soll der Wahlkampf seinen einzigartigen Höhepunkt finden. Damit reißen wir dann die letzten noch Zaudernden auf unsere Seite herüber. Unsere Propaganda wird nicht nur von der deutschen, sondern auch von der internationalen Presse als vorbildlich und nie dagewesen anerkannt. Wir haben uns in den vergangenen Wahlkämpfen so umfassende Kenntnisse auf diesem Gebiet angeeignet, daß wir schon vermöge unserer besseren Routine unschwer über alle Gegner triumphieren können. Die sind ohnehin so verschüchtert, daß sie kaum Laut geben. Jetzt zeigen wir ihnen, was man mit dem Staatsapparat machen kann, wenn man ihn zu gebrauchen versteht.

Die Rotationsmaschinen donnern und speien unser millionenfaches Wahlmaterial aus ihren eisernen Mündern. Ein wunderbares Lied der politischen Kraft und Aktion.

Abends gehen wir mit dem Führer zur Entspannung in die Linden-Oper und hören zum erstenmal Wagners „Liebesverbot". Es ist darin schon sehr vieles von den späteren Wagnerwerken enthalten. Die Ansätze sind zwar noch primitiv, aber die Musik ist im ganzen gesehen kühn und meisterhaft hingeworfen.

Zu Hause erzählt der Führer uns vom Kapp-Putsch und all den anderen verfehlten Unternehmungen, an denen er irgendwie immer beteiligt war. Er war stets Aktivist, und wenn er keine eigene Aktion unternehmen konnte, hat er sich grundsätzlich an den Aktionen anderer beteiligt.

Man kann dem Führer dabei stundenlang zuhören.

23. Februar 1933.

In Hannover in einem provisorisch hergerichteten Zelt vor 50 000 Menschen gesprochen. Der Unterschied zwischen diesem und dem vergangenen Wahlkampf ist unbeschreiblich.

Viktor Lutze sitzt bereits als neuinstallierter Polizeipräsident mit seinen Polizeioffizieren zusammen. Jetzt weht ein anderer Wind. Früher schlug man uns mit Knüppeln, jetzt sind wir die Herren des Landes.

In der Nacht nach Berlin zurück und gleich von Berlin zum Flugplatz, um mit dem Führer nach Frankfurt zu fliegen.

Die Maschine schraubt sich herauf durch die Wolkendecke bis in die strahlende und leuchtende Höhe hinein. In 2 Stunden sind wir in Frankfurt.

Überflüssig zu betonen, daß die Festhalle überfüllt ist. Der Führer ist in diesem Wahlkampf in großer rednerischer Form und übertrifft sich ein über das andere Mal.

Es sind ein paar englische Journalisten mitgeflogen, die starr vor Staunen sind beim Anblick dieser Riesenkundgebung. Sie kommen zu Studienzwecken nach Deutschland, um festzustellen, ob die im Ausland verbreiteten Greuelmeldungen den Tatsachen entsprechen. Sie erleben hier ihr blaues Wunder.

Der Führer fliegt nach der Versammlung nach München. Wir fahren mit dem Nachtzug nach Berlin zurück.

24. Februar 1933.

Herrliches Winterwetter mit Schnee und Sonne. Man kommt ausgeschlafen aus dem Nachtzug heraus und geht frisch wieder an die Arbeit.

Abends reite ich meine Attacke gegen die SPD. im Sportpalast. Hier redet es sich immer am besten. Der Sportpalast ist doch die große Tribüne des Nationalsozialismus, und nirgendwo gibt es ein so leicht zu entzündendes Publikum wie gerade in Berlin.

25. Februar 1933.

Alles konzentriert sich jetzt auf den Wahlkampf. Wenn wir d e n gewinnen, dann geht alles andere wie von selbst. Wir müssen nur dafür sorgen, daß das Tempo im Anfang nicht überspannt wird; denn bis zum letzten Tage soll immer noch eine Steigerung möglich sein.

26. Februar 1933.

Einen Sonntag Ferien vom Ich. Zu Hause wird gelesen, geschrieben und musiziert. Abends hören wir in der Städtischen Oper die „Götterdämmerung" und sind ergriffen von dem ewigen Genius Wagners.

Nun hat man wieder Kraft für eine ganze Woche Arbeit.

27. Februar 1933.

Die große Propagandaaktion zum „Tage der erwachenden Nation" ist nun in allen Einzelheiten festgelegt. Sie wird wie eine herrliche Schau in ganz Deutschland abrollen.

Der Führer ist von München zurück. Er hat dort und in Nürnberg mit ganz großem Erfolg gesprochen. Er ist begeistert von dem bisherigen Verlauf der Wahlkampagne.

Ich gebe der Presse Anweisungen für die Vorbereitung des „Tages der erwachenden Nation". Auf diesen einzigen Punkt konzentrieren wir nun das ganze öffentliche Interesse. Es wird uns gelingen, mit diesem Tag alles herauszureißen.

Abends sitze ich zu Hause und arbeite. Um 9 Uhr kommt der Führer zum Abendessen. Wir machen Musik und erzählen. Plötzlich ein Anruf von Dr. Hanfstaengl: „Der Reichstag brennt!" Ich halte das

für eine tolle Phantasiemeldung und weigere mich, dem Führer davon Mitteilung zu machen. Ich orientiere mich nach allen Seiten und erhalte dann die furchtbare Bestätigung: es stimmt. Lichterloh schlagen die Flammen aus der großen Kuppel. Brandstiftung!

Ich benachrichtige gleich den Führer, und dann rasen wir im 100-Kilometer-Tempo die Charlottenburger Chaussee herunter zum Reichstag. Das ganze Gebäude steht in Flammen. Über dicke Feuerwehrschläuche gelangen wir durch das Portal 2 in die große Wandelhalle. Auf dem Wege dahin kommt Göring uns entgegen und bald danach ist auch v. Papen da. An vielen Stellen wurde schon Brandstiftung festgestellt. Es besteht kein Zweifel, daß die Kommune hier einen letzten Versuch unternimmt, durch Brand und Terror Verwirrung zu stiften, um so in der allgemeinen Panik die Macht an sich zu reißen.

Nun ist der entscheidende Augenblick gekommen. Göring ist ganz groß in Fahrt. Der Führer verliert nicht einen Augenblick seine Ruhe; bewundernswert, ihn hier seine Befehle erteilen zu sehen, denselben Mann, der vor einer halben Stunde noch sorglos plaudernd bei uns beim Abendessen saß.

Das Plenum bietet ein einziges Bild der Verwüstung. Die Flammen schlagen zur Decke herauf, die jeden Augenblick einzustürzen droht. Nun aber heißt es handeln.

Sofort verbietet Göring die gesamte kommunistische und sozialdemokratische Presse. Die kommunistischen Funktionäre werden in der Nacht dingfest gemacht. Die SA. wird alarmiert, um für jeden Eventualfall bereitzustehen.

Ich rase zum Gau, um dort alles zu informieren und für jede Möglichkeit instand zu setzen. Der Führer berät sich in einem eilig zusammengerufenen Kabinettsrat. Wir treffen uns kurz darauf wieder im Kaiserhof und besprechen die Situation. Ein Täter ist bereits gefaßt, ein junger holländischer Kommunist mit Namen van der Lubbe.

Ich fahre mit dem Führer zur Redaktion des „Völkischen Beobachters". Wir gehen dort beide gleich an die Arbeit, schreiben Leitartikel und Aufrufe. Ich ziehe mich in den Gau zurück, um ungestört diktieren zu können. Mitten in der Nacht noch erscheint Oberregierungsrat Diels vom preußischen Innenministerium und gibt mir eingehend Bericht über die bisherigen Maßnahmen. Die Verhaf-

tungen sind reibungslos verlaufen. Die ganze kommunistische und sozialdemokratische Presse ist bereits verboten. Wenn Widerstand geleistet wird, dann Straße frei für die SA.

Es ist schon Morgen, da treffe ich wieder den Führer im Kaiserhof. Pressemäßig ist nun alles in Ordnung. Die Linie unserer Agitation ist durch die Ereignisse selbst festgelegt. Nun können wir aufs Ganze gehen. Die KPD. soll sich getäuscht haben. Sie glaubt uns zu stürzen, in Wirklichkeit hat sie sich selbst den Todesstoß versetzt.

2 SA.-Männer sind in der Nacht in Berlin erschossen worden. Sie werden nicht ungesühnt von uns gegangen sein.

Aufgerieben und abgehetzt komme ich morgens um 8 Uhr nach Hause. 1 Stunde Schlaf und dann gleich wieder ins Geschirr.

28. Februar 1933.

Ich schreibe ein wirkungsvolles Plakat gegen die KPD. und SPD. Es erscheinen im ganzen Reiche keine marxistischen Zeitungen mehr. Göring hat in Preußen einen großen Feldzug gegen die roten Parteien eröffnet; er wird mit ihrer vollständigen Vernichtung enden.

Das Kabinett hat eine sehr scharfe Verordnung gegen die KPD. beschlossen. Diese Verordnung sieht die Todesstrafe vor. Das ist auch notwendig. Das Volk verlangt das jetzt.

Es erfolgen Verhaftungen über Verhaftungen. Nun wird die rote Pest mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Widerstand zeigt sich nirgendwo. Das gegnerische Lager scheint durch unser plötzliches und scharfes Durchgreifen so verblüfft zu sein, daß es sich gar nicht mehr zu wehren wagt.

Ich schaue mir im Reichstag die Folgen der Brandnacht an. Das Plenum bietet ein einziges Bild der Verwüstung. Trümmer über Trümmer. Das wird der KPD. teuer zu stehen kommen. Im ganzen Volk herrscht eine unbeschreibliche Empörung über dieses feige Attentat.

Nun läuft die Arbeit wie von selbst. Das Schlimmste ist vorbei. Die hoffentlich letzte Panne ist glücklich überwunden. Noch ein paar Tage, und dann werden wir unseren großen Triumph feiern können.

Es ist wieder eine Lust zu leben.

1. März 1933.

Ich bin eben dabei, das große Gebiet des Rundfunks in meine Hand zu nehmen. Es ist hier sehr viel an schlechtem Personal abzubauen; besonders in den Spitzen muß grundlegend reformiert werden. Endgültig werden wir dies entscheiden, wenn die Wahlen vorbei sind.

Wir starten zu einem herrlichen Flug nach Breslau. Der Führer wird schon auf dem Flugplatz von jubelnden Menschenmassen empfangen und fährt dann bis zum Hotel durch ein ewiges Schlesierspalier.

Die Versammlung in der überfüllten Jahrhunderthalle wird wieder ein Erlebnis. Jede dieser Versammlungen zieht eine ganze Provinz in ihren Bann. Meine Aufgabe besteht jeweils darin, in einem geschickten Einleitungsbericht die Rundfunkhörer in die Atmosphäre einer solchen Versammlung geistig und seelisch einzuführen. Dann spricht der Führer und hat gleich zu Anfang ein bereites Publikum.

In Breslau wendet er sich vor allem gegen die kommunistische Partei, weist scharf ihre Terrorpläne zurück und erklärt, daß er entschlossen sei, sie rücksichtslos zu zerbrechen.

In einem wunderbaren Nachtflug gleiten wir wieder nach Berlin zurück und sitzen abends noch lange bei uns zu Hause. Durch die Reichshauptstadt gehen fürchterlich übertriebene Attentatsgerüchte. Alle sind froh, als der Führer wieder heil in unserer Wohnung angekommen ist. Man hatte die Meldung verbreitet, man habe ihm in Breslau nach dem Leben getrachtet.

Solche nervöse Hiobsposten kommen immer in aufgeregten Zeiten. Ich habe noch nicht ein einziges Mal bei einer großen Versammlung erlebt, daß nicht irgend jemandem im Traum ein furchtbares Unglück prophezeit worden sei. Man darf sich dadurch nicht aus der Ruhe bringen lassen. Eine gewisse Portion Fatalismus tut manchmal gut.

2. März 1933.

Wir stecken tief in den Vorbereitungen für den „Tag der erwachenden Nation"; wir werden in einer noch nie dagewesenen Konzentration alle unsere Propagandamöglichkeiten ausspielen. Das ganze deutsche Volk wird daran Anteil haben.

Göring räumt in Preußen auf, mit sehr viel Schneid und Zivilcourage. Das ist auch nötig, um in diesem Saustall Ordnung zu schaffen. Die Roten haben uns eine Erbschaft hinterlassen, die jeder Beschreibung spottet. Wären wir nicht in die Macht gekommen, dann hätte alles in einer furchtbaren Katastrophe geendet.

Abends sind Sportpalast und Autohallen von Menschenmassen überfüllt. Der Führer spricht und hat einen selten guten Tag. Die Berliner Parteigarde feiert ihn mit unbeschreiblichen Jubelstürmen.

Danach wird zu Hause Musik gemacht.

4. März 1933.

Die SA. marschiert in langen Zügen durch Berlin. Die letzten Wahlvorbereitungen werden getroffen. Der Kampf steht auf seinem Höhepunkt.

Die ganze Strecke nach Hamburg ist vernebelt. Wir können deshalb nicht mit dem Flugzeug starten, sondern müssen im Zug fahren. Unterwegs wird beraten und gearbeitet. Die Dinge in Hamburg stehen auch auf des Messers Schneide. Gleich nach der Wahl soll hier durchgegriffen werden. Die Versammlung ist ausgezeichnet vorbereitet, und der Führer hält hier in diesem Wahlkampf seine weitaus beste Rede. Er läuft auf zu einer Wunderleistung oratorischer Rhetorik. Die Massen rasen.

Am anderen Morgen fliegen wir in aller Frühe nach Berlin zurück, machen dort eine Zwischenlandung und starten gleich wieder, nachdem das Dringendste erledigt ist, zu einem herrlichen Flug nach Königsberg. Der große „Tag der erwachenden Nation" ist angebrochen. Um 2 Uhr landen wir in der Krönungsstadt.

Die letzten Vorbereitungen für die Abendversammlung werden getroffen. Es wird klappen wie am Schnürchen.

Ich gebe bereits im Einleitungsbericht ein plastisches Bild des Tages und seiner zu erwartenden Auswirkungen. Der Führer redet mit letzter Glut und Hingabe. Als er am Ende davon spricht, daß der Reichspräsident und er sich die Hände gereicht hätten, der eine, der Ostpreußen als Feldmarschall vom Feinde befreite, während der andere unterdessen als einfacher Gefreiter im Westen seine Pflicht tat, da liegt über der ganzen Versammlung eine feierliche Stille,

Rührung und tiefste Ergriffenheit. Mächtig klingt in den Schlußakkord der Rede das Niederländische Dankgebet, in der letzten Strophe übertönt vom Glockenläuten des Königsberger Doms. Über den Rundfunk schwingt diese Hymne durch den Äther über ganz Deutschland. 40 Millionen Menschen stehen nun auf den Plätzen des Reiches, in den abendlichen Straßen oder sitzen in den Wirtshäusern und Privatwohnungen an den Lautsprechern und werden sich der großen Wende der Zeit bewußt. Hunderttausende werden in dieser Stunde den letzten Entschluß fassen, hinter Hitler zu treten und in seinem Geiste für die Wiedererstehung der Nation zu kämpfen.

Am Flugplatz erfahren wir, daß ein Nachtflug unmöglich ist. Die ganze Strecke ist vernebelt und daher eine Landung in Berlin gänzlich ausgeschlossen. Wir müssen zum Hotel zurückfahren und finden hier schon Berge von Telegrammen aus dem ganzen Reich vor. In Berlin herrscht eine unbeschreibliche Begeisterung. Die ganze Stadt ist aufgestanden. Singend ziehen die Menschenzüge durch die Straßen. Die SA. ist mit klingendem Spiel durchs Brandenburger Tor marschiert. Hunderttausende und Hunderttausende gehen durch die Stadtviertel im Zentrum wie draußen in den Vororten.

Überall auf den Bergen im Lande brennen die Freiheitsfeuer. Ganz Deutschland gleicht einem einzigen, großen, leuchtenden Fanal. Es ist in der Tat, wie wir das wollten, der „Tag der erwachenden Nation" geworden. Aufbruch des Volkes!

5. März 1933.

Bevor wir von Königsberg abfliegen, genügen wir in einem kleinen Wahllokal auf dem Wege unserer Wahlpflicht. Der Wahlvorsteher ist baß erstaunt, als plötzlich der Führer sein Wahllokal betritt und wie jeder andere seinen Wahlzettel in die Urne hineinwirft.

Unter uns liegen die Nebel und Regenwolken, donnernd heulen die Motoren ihr jubelndes Lied. Über uns steht die Sonne. Mittags um 1 Uhr durchstoßen wir den Nebel und schießen in einem kurzen Gleitflug auf den Tempelhofer Flugplatz herunter. Ganz Berlin ist in ein einziges Flammenmeer getaucht.

Es wird ein ganz großer Sieg werden.

Nachmittags sitzen wir alle in der Reichskanzlei und warten mit Spannung auf die ersten Ergebnisse. Der Führer ist ruhig und gelassen wie immer; diesmal kann es kaum schiefgehen.

Abends hören wir in der Staatsoper die „Walküre". In Wagners berückend schöne Musik klingen von draußen die Marschrhythmen vorbeiziehender Stahlhelmkolonnen, die in Berlin ihren großen Tag hatten.

Dann kommen die ersten Resultate. Sieg über Sieg, phantastisch und unglaubhaft.

Als wir nach der Aufführung in die Reichskanzlei zurückkommen, ist der gloriose Triumph errungen. Er ist in seinen Ausmaßen überwältigender, als einer von uns das zu hoffen gewagt hatte. Aber was bedeuten jetzt noch Zahlen? Wir sind die Herren im Reich und in Preußen; alle anderen sind geschlagen zu Boden gesunken.

Eine lange Arbeit wird mit letztem Erfolg gekrönt.

Deutschland ist erwacht!

Vor allem Süddeutschland hat sich an die Spitze des ganzen Wahlerfolges gestellt. Das ist um so erfreulicher, als wir jetzt die Möglichkeit haben, gegen den separatistischen Föderalismus radikal durchzugreifen.

Berlin hat über 1 Million Stimmen zu verzeichnen. Unglaubliche Zahlen; wir sind alle wie in einem Rausch. Jede Stunde bringt eine neue, unwahrscheinliche Überraschung. Der Führer ist ganz gerührt vor Freude.

Draußen auf dem Wilhelmplatz ein buntes, zehntausendfaches Gewoge von Menschen, die dem Führer ihre Glückwünsche heraufrufen. Nun sind wir also so weit. Jetzt kann der Aufbau im Durchbruch der deutschen Revolution beginnen.

Ich sinke nachts um 4 Uhr müde und beseligt ins Bett hinein. Jetzt haben wir es geschafft.

6. März 1933.

Auf dem Gau die letzten Aufräumungsarbeiten. Die Mandate werden verteilt und einige Finanzfragen geregelt. Alle Mitarbeiter sind in einer wunderbar beseligten Stimmung.

Ich ziehe in einem Aufsatz die Schlußbilanz. Der Titel ist stolz und selbstbewußt: „Das Volk will es!"

Nun geht die Arbeit wunderbar von der Hand. Nirgendwo fast sieht man mehr Schwierigkeiten; was gestern noch unlösbar schien, heute löst es sich von selbst.

Nachmittags habe ich in der Reichskanzlei Gelegenheit, mit dem Führer in mehrstündiger Besprechung den ganzen Aufbau meines Ministeriums durchzuberaten. Jetzt, nachdem die Wahlen vorbei sind, sind wir damit soweit, und es darf nun keine Zeit mehr verloren werden. Das Ministerium soll Presse, Rundfunk, Film, Theater und Propaganda in einer einzigen großzügigen Organisation vereinigen. Der Reichspressechef Funk ist von mir zum Staatssekretär ausersehen. Ich besichtige bereits mit ihm mein Haus am Wilhelmplatz, wo wir unseren Sitz nehmen werden. Es ist ein wunderbarer Schinkelbau, aber in der Ausstattung so veraltet und überlebt, daß wir zuerst einmal gründlich werden aufräumen müssen.

Abends ist im Sportpalast die alte Garde versammelt. Ich rede zu ihr aus vollem Herzen heraus, und all die tapferen Parteigenossen, die mit mir nun über 6 Jahre lang gekämpft haben, sind auf das tiefste gerührt, wo sie die Erfüllung ihres Traumes eben miterleben.

In ganz Deutschland wehen die Hakenkreuzfahnen. Die Nation trägt ein neues Gesicht.

7. März 1933.

Ich habe den Gau nun endgültig in Ordnung gebracht. Die Finanzen sind trotz der vielen Wahlkämpfe in bester Balance. Görlitzer übernimmt in meiner Stellvertretung die Leitung des Gaues. Ich habe noch einen Rest von dringenden Arbeiten wegzuschaffen, und dann kann ich mich an mein neues Werk begeben.

Abends in der Reichskanzlei treffe ich die Münchener Herren. Die Situation in Bayern ist nun reif. In Hamburg wurde bereits am Abend des Wahltages ein Reichskommissar eingesetzt. Warum soll das nicht überall anderswo auch möglich sein? Jetzt, wo die Feinde zerschmettert am Boden liegen, müssen wir durchgreifen und die Situation ausnützen. Als nächstes Land kommt Baden an die Reihe. Dort werden wir jetzt Ordnung schaffen.

Wir dürfen nicht über Zwirnsfäden stolpern. Eine Revolution ist

eben eine Revolution. Auch wenn sie legal an die Macht kommt, hat sie trotzdem die Aufgabe, einen neuen Rechtszustand zu formen.

Und vor allem ist es notwendig, daß wir den günstigen Augenblick abfassen. Was heute noch leicht erscheint, morgen wird es vielleicht schon unmöglich geworden sein.

Also zupacken und nicht zaudern!

8. März 1933.

Der Reichstagswahlkampf ist bereits liquidiert. Wir haben nicht nur kein Geld verloren, sondern schließen mit einem gewaltigen Überschuß ab. Wie anders diesmal als beim Novemberkampf! Aber weil wir damals nicht nachgaben, können wir heute aus dem vollen ernten. Das ist immer so im Leben. Von nichts kommt nichts, und wer nicht säen will, kann auch nicht mähen.

Mein Ministerium habe ich nun im Rohbau fertiggestellt. Es wird in fünf große Abteilungen aufgerissen, die das Gebiet des Rundfunks, der Presse, des Films, der Propaganda und des Theaters umfassen. Das sind alles Gebiete, die mir persönlich sehr naheliegen, und denen ich mich deshalb schon mit ganzem Eifer und mit ganzer innerer Hingabefreudigkeit widmen werde.

Unter den Linden marschiert die Hitler-Jugend. Man kann stundenlang zuschauen und wird nicht müde vor Freude.

Die deutsche Revolution geht unentwegt weiter und macht nirgendwo halt. Auf allen öffentlichen Gebäuden wehen schon die Hakenkreuzfahnen. Hier und da leistet eine Beamtenseele Widerstand, aber ein gelinder Druck genügt, um sie in die Knie zu zwingen.

Bisweilen taucht irgendwo auch eine Gruppe des deutschnationalen Kampfringes auf und zieht da, wo von uns noch keiner war, ihre Fahne hoch. Die typischen Schlachtenbummler, die immer zu treffen sind, wenn die Gefahr vorbei ist.

In Baden, Sachsen und Württemberg sind nationalsozialistische Kommissare eingesetzt worden. Alles geht glatt in Ordnung, nirgendwo wird Widerstand geleistet.

Abends sind wir alle beim Führer; dort wird beschlossen, daß nunmehr Bayern an die Reihe kommen soll. Zwar machen einige ängstliche Gemüter außerhalb der Partei noch Vorbehalte, faseln von

Widerstand der Bayerischen Volkspartei und ähnlichem, aber wir sind davon überzeugt, daß Herr Held kein Held sein wird.

In der Durchführung der Revolution dürfen wir jetzt keine Rücksicht mehr kennen; denn wir haben ja die Macht, um sie zu gebrauchen. Widerstand haben wir nicht zu befürchten. Unser Feind ist so zu Boden geworfen, daß er keine Hand mehr zu rühren wagt.

Das Schicksal Bayerns hängt nun an einem seidenen Faden. Keine andere Regierung wäre in der Lage, ein Gleiches zu tun, was der Führer jetzt zu tun beabsichtigt. Er kann sich das leisten, weil das bayerische Volk auf seiner Seite steht.

9. März 1933.

In Bayern sind die Dinge zur Entscheidung gekommen. General Epp hat als Kommissar der Reichsregierung die Macht an sich genommen. Alte, bewährte Nationalsozialisten sind ihm als Minister beigegeben worden. Die klerikale föderalistische Clique versucht noch Widerstand zu leisten, wird aber durch die Wucht der Ereignisse überrannt.

Immer neue Nachrichten treffen aus München ein. In der Bevölkerung herrscht ein unbeschreiblicher Jubel. Die alte Regierung hat sich ein paar Stunden Bedenkzeit ausgebeten und ist dann jämmerlich zusammengebrochen. Kurz vorher hat der nunmehr abgegangene Innenminister noch einen Schießerlaß an die Polizei herausgegeben. Eben wird eine Riesenkundgebung der Münchener Bevölkerung auf dem Odeonsplatz durch den Rundfunk übertragen.

Die Revolution geht unaufhaltsam durchs ganze Reich. Wir leben in einer großen und gewaltigen Zeit. Die Gnade des Schicksals gibt uns die Möglichkeit, an ihr formend mitzuwirken.

Aus schweren Geburtswehen erhebt sich ein junges, neues Deutschland.

10. März 1933.

In Bayern ist alles ruhig vonstatten gegangen. Jetzt haben wir das ganze Reich in unserer Hand. Wir können also mit dem Neubau beginnen.

Ich mache im Gau letzte Aufräumungsarbeiten, um ein klares, übersichtliches und fertiges Werk aus meiner Hand herauszugeben. Ich liebe es nicht, halbgetane Arbeit weiterzureichen.

11. März 1933.

Hoch am Himmel steht die Sonne und strahlt Frühlingswärme auf dies wunderbare Deutschland hernieder. Es ist wieder eine Freude, zu arbeiten und zu schaffen.

Eine Überprüfung der Arbeitsmöglichkeiten in meinem neuen Hause auf dem Wilhelmplatz fällt sehr unbefriedigend aus. Zuerst einmal müssen Maurer und Aufräumer in diese Zimmer hineingeschickt werden; die sollen den Stuck von den Wänden schlagen, die schweren, muffigen und mottigen Plüschvorhänge herunterreißen, damit wieder einmal die Sonne durch die Fenster kommt. In dieser Dämmerung kann ich nicht arbeiten. Ich muß Klarheit, Sauberkeit und reine, übersichtliche Linien um mich haben. Zwielicht ist mir zuwider.

Und wie in den Zimmern aufgeräumt werden muß, so auch unter den Menschen. Die von gestern können nicht Wegbereiter von morgen sein.

Mittags bin ich beim Führer. Der Reichspräsident hat gerade einen Erlaß unterzeichnet, demzufolge die schwarzweißrote und die Hakenkreuzfahne zu den Fahnen des Reiches erhoben werden. Welch ein unausdenkbarer Triumph! Unsere verfemte, verlachte und verhöhnte Flagge geht als Symbol über dem ganzen Reich auf. Es ist die Fahne der deutschen Revolution!

Im Lustgarten sind 150 000 Arbeiter aufmarschiert. Es ist ein berauschendes Gefühl, vor diesen unübersehbaren Menschenmassen zu reden. Im Abenddämmer erglüht das ganze Schloß im roten Licht. Durch endlose Menschenmassen fahren wir zu den Ausstellungshallen. Die Straßen sind weit bis ans Knie herunter und über die Charlottenburger Chaussee hinweg von Menschen und Menschen überfüllt.

Ich leite in einem ausführlichen Bericht die Rede des Führers ein. Er spricht noch einmal zu den morgen überall stattfindenden Kommunalwahlen.

Er wird von den Massen mit spontanen Ovationen gefeiert. Nun ist es mit der Wählerei endgültig zu Ende.

Zu Hause schmiede ich mit dem Führer zusammen Zukunftspläne für mein neues Ministerium. Ich werde etwas zaghaft, wenn ich daran denke, daß ich erst wenig über 35 Jahre alt bin und jetzt mit einer so großen Last von Verantwortung beladen werde. Ich danke dem Führer, daß er mir dieses Maß an Vertrauen entgegenbringt.

12. März 1933.

In der Linden-Oper gedenken wir der Gefallenen des großen Krieges. Der Reichspräsident betritt die große Loge. Er wirkt fast wie ein mythisches Denkmal. Hitler und Hindenburg, Symbole der Jugend und des Alters, die sich in diesen beiden Männern die Hände gereicht haben. Draußen marschiert bei gleißendem Sonnenschein Reichswehr, SA. und Stahlhelm an Hindenburg vorbei. Ein farbenschillerndes Bild prächtiger Parade.

Ich fahre mit dem Führer in die Reichskanzlei zurück und stehe neben ihm, als er, bebend vor Erregung und feierlicher Rührung, über den Rundfunk die Proklamation an das deutsche Volk verliest, derzufolge über der deutschen Nation die neuen Fahnen aufgehen. Es ist mir, als wenn ein Schauer der Geschichte über uns hinwegginge.

Der Führer fliegt nach München, um dort mit den zuständigen Parteistellen die dringlichsten bayerischen Fragen persönlich durchzusprechen.

Abends kommen die Ergebnisse der Kommunalwahlen. Wir haben in allen Städten, selbst in Berlin, die roten Mehrheiten gebrochen. Das ist ein Triumph ohnegleichen. Nun ist der Satz: „Berlin bleibt rot!" ad absurdum geführt. Selbst in den schwärzesten Hochburgen sind wir auf der ganzen Linie im Vormarsch. Man kann das im Augenblick gar nicht fassen, so unglaublich ist es.

Ich telephoniere spät in der Nacht nach Hause mit meiner Mutter. Sie kann vor Rührung kaum sprechen.

Wir sitzen bis zum Morgengrauen in der Redaktion des „Angriff" und beratschlagen über die Zukunft Berlins. Ich delegiere Dr. Lippert zum vorläufigen Beauftragten. Diese Stadt werden wir neu gestalten.

Es wird unser ganzer Ehrgeiz sein, ihr wieder ein deutsches Gesicht aufzuprägen.

Wir wollen arbeiten bis zum Umfallen. Keiner von uns wird sich schonen. Mit ganzer Hingabefreudigkeit wollen wir ans große Werk gehen.

13. März 1933.

Ich bin im Gau Berlin mit meinen Arbeiten fertig. Heute hat der Reichspräsident mein Ernennungsdekret unterschrieben. Gleich schon fängt der Ansturm von Post und Besuchen an. Man hat nicht viel Zeit, sich mit den Glückwünschen aufzuhalten.

Ich versammle noch einmal meine Mitarbeiter auf dem Gau und rede zu ihnen. Spreche ihnen meinen Dank aus dafür, daß sie Kampf und Sorge mit mir geteilt haben, gebe jedem die Hand und verspreche ihnen allen, daß ich sie niemals verlassen werde. Möge das große Werk weitergedeihen!

Im Ministerium ist alles schon im Umbau begriffen. Es wird noch einige Zeit dauern, bis ich fertig bin und mich überall durchgesetzt habe. Die Bürokratie versucht, Schwierigkeiten zu machen, aber das nutzt nichts.

Am liebsten sähen es diese Bürokraten, wenn ich nur gelegentlich einmal zu Besuch käme; aber ich werde schon mit ihnen fertig werden.

Da mir von allen Seiten Schwierigkeiten im Umbau und in der Einrichtung selbst meines eigenen Zimmers gemacht werden, nehme ich mir kurzerhand einige Bauhandwerker aus der SA. und lasse während der Nacht Gips und Holzverkleidung herunterschlagen; uralte Zeitungen und Akten, die seit Anno Tobak in den Regalen herumvegetieren, werden mit Donnergepolter die Treppe hinunterbefördert. Nur noch trübe Staubwolken zeugen von verschwundener Bürokratenpracht.

Als die würdigen Herren, die ich nun als nächste an die Luft befördern werde, am anderen Morgen erscheinen, sind sie aufs tiefste erschüttert: Einer schlägt die Hände über dem Kopf zusammen und murmelt nur noch entsetzt: „Herr Minister, wissen Sie auch, daß Sie dafür ins Gefängnis kommen können?"

Nun schieb ab, mein guter Alter! Und wenn es sich bis zu dir

noch nicht herumgesprochen haben sollte, dann sei es hiermit noch einmal feierlich gesagt, daß in Deutschland gerade Revolution gemacht wird, und daß diese Revolution auch vor Akten keinen Halt macht.

Dr. Lippert ist zum Kommissar über Berlin ernannt worden.

14. März 1933.

Ich werde vom Reichspräsidenten vereidigt. Es ist für mich ein großer, feierlicher Augenblick. Welch ein Glück für uns alle, diesen alten, ragenden Mann noch über uns zu wissen, und welch eine Wendung des Schicksals, daß wir jetzt mit ihm einen Weg gehen!

Nun schreitet im Ministerium der Umbau mit einer bewunderungswerten Schnelligkeit vorwärts. Alle Widerstände sind gebrochen, nur in den Ecken wimmert noch kaum vernehmlich ein sterbender Amtsschimmel.

15. März 1933.

Ich spreche zum erstenmal vor der Pressekonferenz. Entwickle die Richtlinien einer neuen, modernen Zeitungspolitik. Auch hier muß gründlich aufgeräumt werden. Viele von denen, die hier sitzen, um öffentliche Meinung zu machen, sind dazu gänzlich ungeeignet. Ich werde sie bald ausmerzen.

Mittags beim Führer erfahren wir von ihm die neuesten Nachrichten aus München. Die ganze Stadt ist wie von einem Alpdruck befreit. Der Führer wurde mit unbeschreiblichem Jubel empfangen. Von Widerstand kann nirgendwo die Rede sein.

Göring und Frick sind auch da. Wir beraten über das im Reichstag durchzusetzende Ermächtigungsgesetz. Es bedarf gar keiner Frage, daß man uns plein pouvoir geben wird.

Einige Schwierigkeiten bereitet noch die Abgrenzung meines neuen Ressorts den anderen schon bestehenden Ministerien gegenüber. Aber wir Nazis werden immer sehr schnell einig, da wir an solche Fragen mit gesundem Menschenverstand herangehen.

Zum erstenmal nehme ich an einem Kabinettsrat teil.

Nun häuft sich die Arbeit wieder zu Bergen. Man steht wie vor einem Rätsel, woher all die vielen Briefe kommen.

16. März 1933.

Reichsbankpräsident Dr. Luther hat um seine Amtsenthebung gebeten, Dr. Schacht ist an seiner Stelle zum Reichsbankpräsidenten ernannt worden.

Wir haben einen großen Plan für die feierliche Eröffnung des neuen Reichstages in Potsdam entworfen. Dort wird der neue Staat sich zum ersten Male symbolisch präsentieren.

Der Etat meines neuen Ministeriums wird festgelegt.

17. März 1933.

Ein paar Oberschlaue aus den Christlichen Gewerkschaften machen bei mir Besuch, um über die Teilnahme ihrer Anhänger am neuen Staat zu verhandeln. Ich lasse sie ganz kurz abfahren. Sie werden nicht mehr lange von ihren Anhängern reden können.

Staunenswert, was sich nicht alles dem neuen Staat zur Verfügung stellt!

Aber Vorsicht ist hier in jeder Beziehung angebracht. Gefährlich sind diejenigen, die sich eben erst mit dem Hakenkreuz schmückten, um dann als frischgebackene Parteigenossen auf die Menschheit loszugehen.

Die Potsdamer Feier soll zum erstenmal im Stil nationalsozialistischer Formgebung abgehalten werden. Der Rundfunk wird für ganz Deutschland eingeschaltet. Die Nation muß an diesem Tage teilnehmen. Ich arbeite das Projekt bis tief in die Nacht hinein in allen Einzelheiten durch, rufe in einem kurzen Aufruf die Nation zur Teilnahme auf und tue alles, um diesen feierlichen Staatsakt unverlöschlich in das Gedächtnis der lebenden Generation einzuprägen.

Im Rundfunk haben wir nun die für alle Kulturgebiete so notwendige Vereinheitlichung bereits durchgeführt. Er befindet sich ausschließlich in den Händen des Reiches. Die ewige Zwischenschaltung ist abgestellt; somit haben wir eine klare Führung gewährleistet. Ich nehme gleich eine Reihe von Kündigungen vor, um das Personal wenigstens in den Spitzen zu säubern. An alle wichtigen Stellen werden einwandfreie Nationalsozialisten gesetzt. Nun kommt es nur darauf an, daß sie sich in die schwierige Materie einarbeiten.

Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß ein neues Ministerium so viel Arbeit machen könnte. Man schaut kaum über die Aktenberge hinweg. Und dabei ist mir nichts mehr zuwider, als mich mit Akten herumzuplagen. Aber ich werde bald schon neue Arbeitsmethoden erfinden, mit denen ich zu einer fruchtbringenden Tätigkeit komme.

18. März 1933.

Der Potsdamer Tag geht in Ordnung. Er wird von nachhaltiger Wirkung sein.

19. März 1933.

Ich orientiere mich in Potsdam an Ort und Stelle, ob alle Vorbereitungen getroffen sind. Bei solchen großen Staatsfeiern kommt es auf die kleinsten Kleinigkeiten an.

20. März 1933.

Im Kabinett wird das Ermächtigungsgesetz auf 4 Jahre angenommen. Wir haben Nachricht, daß auch das Zentrum es im Reichstag akzeptieren wird. Das Kabinett beschließt harte Strafen für Provokateure, die in Uniform auftreten. Das ist um so notwendiger, als sich überall schwere Unruhen bemerkbar machen, die meistens von solchen feindlichen Elementen angezettelt werden. Wir dürfen am Ende nicht vor der Todesstrafe zurückschrecken, da sonst die Gefahr besteht, daß die Revolution, die unentwegt weitergehen muß, den Händen des Führers entrissen wird.

Der Führer spricht vor den Gauleitern und danach vor den Fraktionsmitgliedern des Reichstags und Landtags im Landtag. Ein herrlicher Anblick, das ganze Plenum von Braunhemden übersät zu sehen. Der Führer spricht in ganz großen Linien. Wir bleiben unbedingt und geben nicht nach. Die Revolution wird zu Ende geführt.

Der Führer ist derselbe geblieben, innerlich und äußerlich. Er

umgibt sich nicht mit Prunk und Aufwand, er erscheint in seinem einfachen Braunhemd, und so wie er sich äußerlich gibt, so ist er auch im Innern. Er redet nicht anders, als er immer geredet hat, genau so unentwegt und kompromißlos wie früher, als wir noch nicht die Macht besaßen.

22. März 1933.

Der große Tag von Potsdam wird unvergeßlich sein in seiner historischen Bedeutsamkeit.

Morgens fahre ich mit dem Führer zum Luisenstädtischen Friedhof. Wir gehen nicht zum Gottesdienst, sondern stehen an den Gräbern unserer gefallenen Kameraden.

Die Fahrt nach Potsdam geht von Berlin aus durch ewig jubelnde Menschenmassen. Potsdam ist in Flaggen und Grün getaucht. Der Weg des Kabinetts und der Abgeordneten von der Nikolai- zur Garnisonkirche ist fast nicht durchzuhalten. Wir werden von den Menschenmassen nahezu erdrückt. Hindenburg betritt mit dem Führer zusammen die Garnisonkirche. Ein feierliches Schweigen legt sich über alle Anwesenden. Knapp und ernst verliest der Reichspräsident seine Botschaft an die Abgeordneten des Reichstags und an das deutsche Volk. Sein Ton ist stark und gesammelt. Mitten unter uns steht ein Mann, der Generationen in sich vereinigt.

Dann spricht der Führer. Er redet mit harter und zwingender Eindringlichkeit. Am Schluß sind alle auf das tiefste erschüttert. Ich sitze nahe bei Hindenburg und sehe, wie ihm die Tränen in die Augen steigen. Alle erheben sich von ihren Plätzen und bringen dem greisen Feldmarschall, der dem jungen Kanzler seine Hand reicht, jubelnde Huldigungen dar.

Ein geschichtlicher Augenblick. Der Schild der deutschen Ehre ist wieder reingewaschen. Die Standarten mit unseren Adlern steigen hoch.

Hindenburg legt an den Gräbern der großen Preußenkönige Lorbeerkränze nieder. Draußen donnern die Kanonen.

Nun klingen die Trompeten auf, der Reichspräsident steht auf erhöhter Estrade, den Feldmarschallstab in der Hand, und grüßt Reichswehr, SA., SS. und Stahlhelm, die an ihm vorbeimarschieren.

Er steht und grüßt. Über all dem liegt die ewige Sonne, und Gottes Hand steht unsichtbar segnend über der grauen Stadt preußischer Größe und Pflicht.

Das Kabinett tagt mittags im Innenministerium. Einstimmig wird die Notverordnung gegen unbefugtes Uniformtragen, die sehr harte Strafen vorsieht, beschlossen. Dann tagt das Plenum. Der ausgebrannte Reichstag bietet keine Unterkunft. Wir sind zur Kroll-Oper übergesiedelt.

Ein feierlicher Augenblick, als der Führer die Kroll-Oper betritt. In einer halben Stunde sind alle Formalitäten, die sonst fast eine Woche in Anspruch nahmen, erledigt. Göring wird wieder zum Präsidenten gewählt und führt sich mit einer festen und männlichen Rede ein.

Man kommt abends kaum durch die gewaltigen Menschenmassen hindurch, die in unendlichen Fackelzügen durch die Linden marschieren. Auf den Straßenbahnen und Autobussen stehen Männer, Frauen und Kinder und jubeln und singen. Ein phantastisches, niegesehenes Bild. Wenn man hier erkannt würde, würde man wahrscheinlich erdrückt werden.

Den Abschluß dieses Abends bildet eine berauschend schöne „Meistersinger"-Aufführung in der Linden-Oper. Alles ist in Musik getaucht. Nun hat der strahlende „Wacht-auf!"-Chor wieder seinen Sinn erhalten.

Abends spät schildert General v. Epp mir die Vorgänge in Bayern. Es ist alles prompt und präzise vor sich gegangen. Der Widerstand, der von seiten der Königsmacher geleistet wurde, war nur noch als lächerlich zu werten. Er wurde im ersten Ansturm niedergebrochen.

Mittwoch:

Jetzt ziehe ich endgültig ins Ministerium ein. Meine neuen Räume entsprechen meinem Geschmack, Sonne, Luft, Licht, hier kann man arbeiten.

Abends sitze ich mit meinen Bauhandwerkern, alles alte SA.-Kameraden, zusammen und feiere mit ihnen das Baufest. Es sind lauter prachtvolle Kerls, die sich natürlich ein Vergnügen daraus gemacht haben, mit mir der Bürokratie einen Streich zu spielen.

24. März 1933.

Der Führer spricht zum Deutschen Reichstag. Er ist fabelhaft in Form. Seine ganze Rede ist die Rechenschaftslegung eines überlegen klugen Staatsmannes. Viele im Hause sehen ihn zum ersten Male und sind ganz benommen von der Größe seines Auftretens. Es werden 2 Stunden Pause eingelegt, um den Parteien Gelegenheit zur Stellungnahme zu geben.

Der SPD.-Führer Wels läßt sich tatsächlich zu einer Antwort hinreißen. Sie ist eine einzige wimmernde Jeremiade des Zuspätgekommenen. Alles das wollten auch die Sozialdemokraten, und nun greinen sie über Terror und Ungerechtigkeit. Als Wels geendet hat, steigt der Führer aufs Podium und gibt ihm eine Antwort, daß die Fetzen fliegen. Man sah niemals, daß einer so zu Boden geworfen und erledigt wurde wie hier. Der Führer spricht ganz frei und ist groß in Form. Das Haus rauscht vor Beifall, Gelächter, Begeisterung und Applaus. Es wird ein Erfolg ohnegleichen.

Das Zentrum und gar die Staatspartei stimmen dem Ermächtigungsgesetz zu. Es gilt auf 4 Jahre und gibt der Regierung alle Handlungsfreiheit. Es wird mit Vier-Fünftel-Mehrheit angenommen, nur die SPD. stimmt dagegen. Jetzt sind wir auch verfassungsmäßig die Herren des Reiches.

Ein Mitglied des Kabinetts, Arbeitskommissar Gereke, wird schwerer Vergehen beschuldigt. Das Kabinett beschließt einstimmig, ihn sofort verhaften zu lassen. So nur ist es möglich, die Korruption auszurotten. Man darf keine Gnade kennen, weder nach oben noch nach unten.

Freitag:

Im Kabinett dankt Hugenberg dem Führer für die Klugheit und Geradlinigkeit seiner Politik, vor allem für die glänzende Abfertigung, die er dem Marxistenführer Wels zuteil werden ließ.

Ich bringe als ersten Gesetzentwurf die Erklärung des 1. Mai zum nationalen Feiertag des deutschen Volkes durch und werde vom Kabinett mit seiner Durchführung betraut. Wir werden das in größtem Rahmen aufziehen und zum erstenmal das ganze deutsche Volk in einer einzigen Demonstration zusammenfassen.

Von da ab beginnt dann die Auseinandersetzung mit den Gewerkschaften. Wir werden nicht eher Ruhe bekommen, bis sie restlos in unserer Hand sind.

Die Greuelpropaganda im Ausland macht uns viel zu schaffen. Die vielen aus Deutschland emigrierten Juden verhetzen das ganze Ausland gegen uns. Jetzt rächt es sich, daß der alte Staat auf dem Gebiet der Auslandspropaganda keinerlei Vorbereitungen getroffen hat. Wir sind wehrlos den Attacken unserer Gegner preisgegeben.

Wir beginnen bereits mit den Vorbereitungen zum 1. Mai. Diese Feier soll ein Glanzstück der Organisation und demonstrativen Gestaltungskraft werden.

Ich schreibe für eine große englische Zeitung einen sehr sachlichen und objektiven Aufsatz gegen die Greuelpropaganda. Wir tun so viel, wie wir können. Aber alles das ist nur ein Tropfen auf einen heißen Stein.

26. März 1933.

Samstag:

Ich entwickle vor den Intendanten des Rundfunks mein Programm und finde ihre Zustimmung. Ein Teil der Leitenden muß noch weg. Sie sind aus der alten Zeit übriggeblieben und eignen sich nicht für die neue Aufbauarbeit.

Mein Aufsatz gegen die Greuelhetze erscheint im „Sunday-Expreß" und wirkt gut. Er verschafft uns in England einige Erleichterungen.

In der Nacht fahre ich nach München und von dort nach Berchtesgaden, wohin mich der Führer gerufen hat. Er hat sich oben in der Einsamkeit der Berge die ganze Situation reiflich überlegt und ist nun zum Entschluß gekommen.

Wir werden gegen die Auslandslüge nur ankommen, wenn wir ihre Urheber oder doch wenigstens Nutznießer, nämlich die in Deutschland lebenden Juden, die bisher unbehelligt blieben, zu packen bekommen. Wir müssen also zu einem großangelegten Boykott aller jüdischen Geschäfte in Deutschland schreiten. Vielleicht werden sich dann die ausländischen Juden eines Besseren besinnen, wenn es ihren Rassegenossen in Deutschland an den Kragen geht.

Pg. Streicher wird zum Leiter der Aktion ernannt.

Ich schreibe gleich einen Boykottaufruf und gebe eine kurze Erklärung für die Presse heraus, die schon wie ein Wunder wirkt.

Abends fahre ich wieder nach Berlin zurück. Jetzt ist der Kurs klar. Der Führer steht immer wie ein Stern über uns. Ihm allein haben wir es zu verdanken, daß Deutschland sich wieder erhoben hat.

27. März 1933.

Ich diktiere einen scharfen Aufsatz gegen die Greuelhetze der Juden. Schon seine Ankündigung läßt die ganze Mischpoke zusammenknicken. Man muß solche Methoden anwenden. Großmut imponiert den Juden nicht. Man muß ihnen zeigen, daß man zu allem entschlossen ist.

Ich gebe meinen Aufruf gleich mit Fernschreiber nach München weiter, damit er dem Führer übermittelt wird. Er wird entscheiden, wann die Aktion in Bewegung gesetzt werden soll.

Die jüdische Presse wimmert vor Entsetzen und Angst. Sämtliche Judenverbände in Deutschland erklären ihre Loyalität der Regierung gegenüber.

Wir arbeiten mit Interviews, soviel wir können; aber nur eine ganz große Aktion kann uns jetzt noch aus der Kalamität heraushelfen.

Ein herrlicher Frühling liegt über Deutschland.

28. März 1933.

Ich telephoniere mit dem Führer: Der Boykottaufruf wird heute veröffentlicht. Panik unter den Juden!

Klagges hat in Braunschweig den Stahlhelm verboten. Dort hatten sich die Roten ein neues Stelldichein gegeben. Ich rede abends im Kaiserhof zum erstenmal vor den Filmschaffenden und entwickle mit großem Erfolg ein neues Programm für die Filmkunst. Ich habe die Überzeugung, daß alle Beteiligten ehrlich bestrebt sind, mitzuarbeiten. Der Film kann nur gesund werden, wenn er sich wieder auf sein Deutschtum besinnt und im deutschen Wesen die Wurzeln seiner Kraft sucht.

Abends gebe ich dem Führer telephonisch Bericht über die Auswirkungen des Boykottaufrufs. Wie ein Gewitterregen hat er die Atmosphäre gereinigt.

29. März 1933.

Ich versammle meine Referenten um mich und entwickle ihnen die Organisation des Boykotts. Sie muß bis zum Abend fertig sein. Wir wollen sie aus dem Boden stampfen.

Im Kabinett wird die Gleichschaltung beschlossen. Länder und Kommunen sind nun in unserer Hand. Der Boykottaufruf wird von der ganzen Regierung gebilligt.

Das Ministerium ist nun auch im Umbau fertig. Nun kann die Arbeit im Großen beginnen.

30. März 1933.

Der Boykott ist in der Organisation fertig. Wir brauchen jetzt nur auf einen Knopf zu drücken, dann läuft er an.

31. März 1933.

Viele lassen die Köpfe hängen und sehen Gespenster. Sie meinen, der Boykott würde zum Krieg führen. Wenn wir uns wehren, können wir nur Achtung gewinnen.

Wir halten in kleinem Kreise eine letzte Besprechung ab und beschließen, daß der Boykott morgen in aller Schärfe beginnen soll. Er wird einen Tag durchgeführt und dann von einer Pause bis Mittwoch abgelöst. Geht die Hetze im Ausland zu Ende, dann wird er abgestoppt, im anderen Falle beginnt dann der Kampf bis aufs Messer. Nun sollen die deutschen Juden auf ihre Rassegenossen in der Welt einwirken, damit es ihnen hier nicht an den Kragen geht.

Ich gebe vor der Pressekonferenz in einer atemlosen Stille eine diesbezügliche Erklärung ab. Hier paßt das Wort: Die Juden haben eine Judenangst.

Abends rede ich vor den Amtswaltern in den Tennishallen. Die Rede wird auf alle Sender übertragen. Ich entwickle noch einmal die ganze Situation und die Notwendigkeit, die uns den Boykott fast unabwendbar aufzwingt.

Diese Rede wird im ganzen Lande aufklärend wirken. Und morgen fängt der Boykott an.

1. April 1933.

Der Boykott gegen die Weltgreuelhetze ist in Berlin und im ganzen Reich in voller Schärfe entbrannt. Ich fahre, um mich zu orientieren, über die Tauentzienstraße. Alle Judengeschäfte sind geschlossen. Vor den Eingängen stehen SA.-Posten. Das Publikum hat sich überall solidarisch erklärt. Es herrscht eine musterhafte Disziplin. Ein imponierendes Schauspiel! Alles verläuft in vollster Ruhe, auch im Reich.

Auf dem Amt nehme ich eine Reihe von Personaländerungen vor, die vor allem den Rundfunk betreffen. Auch die Presseabteilung ist jetzt neu aufgebaut und aktionsfähig. Nun steht uns allen noch ein schwerer Kampf gegen die Bürokratie bevor, mit der wir uns wohl ein paar Jahre herumraufen müssen.

Die Lage im Gau ist wahrscheinlich gut. Die Finanzen befinden sich in bester Ordnung.

Nachmittags sind im Lustgarten 150 000 Berliner Arbeiter aufmarschiert, die mit uns gegen die Hetze im Ausland Protest einlegen. Es herrscht eine unbeschreibliche Siedestimmung.

Abends marschieren ebendaselbst 100 000 Hitlerjungen auf. Sie bieten im Nebel der Großstadt einen überwältigenden Anblick. Ich rede auch vor ihnen zum Bismarck-Gedenktag.

Von da in einer wilden Fahrt zu den Müggelbergen, wo sich dem Auge ein wundervoll romantisches Bild am Bismarckturm bietet. Die deutsche studentische Jugend legt ihr Gelöbnis für den Reichsgedanken ab.

Die Presse arbeitet jetzt schon in vollster Einheitlichkeit. Der Boykott ist für Deutschland ein großer moralischer Sieg. Wir haben dem Ausland gezeigt, daß wir die ganze Nation aufrufen können, ohne daß es dabei im mindesten zu turbulenten Ausschreitungen kommt. Der Führer hat wieder das Richtige getroffen.

Um die Mitternachtsstunde wird der Boykott nach unserer eigenen Entscheidung abgebrochen. Wir warten jetzt den Widerhall in der ausländischen Presse und Propaganda ab.

2. April 1933.

Die Auswirkungen unseres Boykotts sind schon deutlich zu verspüren. Das Ausland kommt allmählich zur Vernunft. Die Welt wird einsehen lernen, daß es nicht gut tut, sich von den jüdischen Emigranten über Deutschland aufklären zu lassen. Es steht uns ein geistiger Eroberungsfeldzug bevor, der in der Welt genau so durchgesetzt werden muß, wie wir ihn in Deutschland selbst durchgesetzt haben.

Am Ende wird die Welt uns verstehen lernen.

3. April 1933.

Ich beschäftige mich jetzt vielfach damit, nach Berlin kommende Ausländer zu empfangen und ihnen Aufklärung über das neue Deutschland zu geben. Sie kommen alle bis oben hin beladen mit Einwendungen. Die meisten gehen bekehrt wieder weg. Es ist ein großer Fehler der Gegenseite, daß sie die Welt über uns so schamlos belügt. Auf die Dauer kann sie es doch nicht verhindern, daß das Ausland mit uns in Berührung kommt, und dann ist die Reaktion nach der positiven Seite um so stärker.

Genau so haben es die Juden in Deutschland früher selbst gemacht; mit welchem Erfolg, das liegt ja offen zutage.

Sie täten heute gut daran, Deutschland endgültig aufzugeben und von ihren Sorgen kein Aufhebens zu machen. Denn je mehr sie davon reden, desto akuter wird die Judenfrage, und wenn die Welt einmal anfängt, sich damit zu beschäftigen, dann wird sie immer zu der Juden Ungunsten gelöst werden.

Abends sind wir bei der Reichswehr in Potsdam zu Gaste. Ich diskutiere viel mit den jungen Offizieren. Sie sind außerordentlich beschlagen und wißbegierig. Der Typ des Gardeleutnants, wie man ihn vor dem Krieg kannte, existiert nicht mehr.

4. April 1933.

Der Aufbau der Verwaltungsabteilung meines neuen Ministeriums ist mit großen Schwierigkeiten verbunden. Aber es wird uns auch hier gelingen, eine feste Organisation zu schaffen.

Die Auslandsgreuelhetze ist ganz merklich abgeflaut. Das Kabinett beschließt deshalb, den Boykott vorläufig nicht wieder aufzunehmen, ihn aber weiterhin als ständige Drohung in der Hinterhand zu halten.

Abends sind bei uns die führenden Herren der Reichswehr zu Besuch. Der Führer erzählt von den Anfängen der Partei und von seinen früheren Lebensschicksalen, die allen meistenteils noch unbekannt sind. In diesen Erzählungen ist der Führer unübertrefflich. Sein Leben hört sich an wie ein spannender Roman. Er hat die phantastischste Laufbahn hinter sich, die man überhaupt kennt.

5. April 1933.

Am ermüdendsten wirken die täglichen ewigen Besprechungen. Man muß mit 15 bis 20 Leuten verhandeln und sich jede Viertelstunde auf ein neues Thema umstellen. Am Abend ist man dann vollkommen zermürbt und wie zerschlagen.

Trotzdem aber klagen die Leute darüber, daß man sie nicht sprechen lasse. Ein jeder möchte mit seinen Sorgen gleich bis nach oben kommen, und gelingt ihm das nicht so ohne weiteres, dann glaubt er, man sei von einer chinesischen Mauer umgeben. Aber davon kann gar keine Rede sein.

In diesen Tagen ist es vor allem wichtig, Menschen aus dem Ausland zu empfangen und ihnen ein richtiges Bild des neuen Deutschlands zu vermitteln. Ich hatte heute ein paar englische Journalisten zu Besuch und nach ihnen einen Schweizer Bankier. Wenn man sich Zeit und Mühe nimmt, dann gelingt es, jeden Ausländer von der Richtigkeit unseres Handelns zu überzeugen.

Die Organisation des Ministeriums ist nun fertig. Organisationen an sich bedeuten ja nicht viel, wenn man an die entscheidenden Stellen nicht auch entscheidende Menschen zu setzen weiß. Im übrigen organisieren wir Deutschen viel zu viel. Man soll nicht organisieren, was man organisieren kann, sondern nur, was man organisieren muß.

6. April 1933.

Die Familie ist mit dem kleinen Töchterchen, das eben etwas älter als ein halbes Jahr ist, nach Köln geflogen.

Ich sitze bis über die Ohren in der Arbeit.

Ich wende mich in einem Aufruf gegen den überhandnehmenden nationalen Kitsch an die Öffentlichkeit. Das ist sehr vonnöten, denn Konjunkturritter übelster Art sind überall am Werk, um das Wiedererwachen des deutschen Volkes zu verbalhornisieren und dilettantisch umzufälschen. Das verdient die Bewegung nicht, daß sie nun in den schmierigen Händen von üblen Geschäftemachern verkitscht wird.

Dr. Luther verabschiedet sich; er geht als Botschafter nach Amerika. Er wird seine schwierige Mission gewiß mit aller Umsicht erfüllen. Er hat auch für unsere spezielle Arbeit das weitest gehende Verständnis.

Abends ist im Propagandaministerium die auswärtige Presse versammelt, zusammen mit dem ganzen Kabinett und dem Diplomatischen Korps. Der Führer und ich reden; wir setzen uns mit dem Begriff der sogenannten Pressefreiheit zum erstenmal öffentlich auseinander. Die Presse wird noch sehr viel lernen müssen, bis sie den Geist der neuen Zeit erfaßt hat. Aber man muß auch hier Geduld haben, wenn die Menschen wenigstens guten Willens sind.

Spät noch sind wir beim Führer zu Gast. Der Stahlhelm hat die Absicht, sich eindeutig der Führung Hitlers zu unterstellen. Das wäre ein mächtiger Schritt vorwärts. Die Vereinheitlichung der Organisationen wird dann zwangsläufig eine Vereinheitlichung des Reiches nach sich ziehen. Wir kommen nur dann zu einer zentralen Willensgestaltung der deutschen Nation, wenn wir eine zentrale Autorität und elastisch arbeitende Führung besitzen. Die Partei kann da für den ganzen Staat das Vorbild abgeben.

Die Revolution, die wir begonnen haben, geht ununterbrochen weiter. Es wird nicht lange mehr dauern, dann gibt es keine Parteien mehr, sondern nur noch die den Staat tragende und verantwortende nationalsozialistische Bewegung. Was wir jetzt erleben, ist nur die Übertragung unserer Dynamik und Gesetzlichkeit auf den Staat. Es geschieht das in einem derart atemberaubenden Tempo, daß man darüber kaum zur Besinnung kommt. Es kann jetzt schon

gar nicht mehr heißen, daß man die Partei in den Staat einbauen muß: die Partei muß vielmehr der Staat werden. Dann erst haben wir jene Homogenität der Führung, die Deutschland anderen Staaten gegenüber in den vergangenen Jahrhunderten so bitter vermissen mußte.

Gott sei Dank sind sich alle Verantwortlichen über die Notwendigkeit dieser Linienführung absolut im klaren. Der Führer selbst hat ein festes und sicher erschautes Ziel. Ihm dient er mit unverminderter Zähigkeit, wie in der Opposition so jetzt in der Macht.

7. April 1933.

In einer sechsstündigen Kabinettssitzung werden eine Reihe von einschneidenden Gesetzentwürfen angenommen. Es handelt sich um die Gesetze der Gleichschaltung, der Reichsstatthalterschaften, des Beamtenrechtes mit den Arierparagraphen, und zum Schluß wird offiziell der 1. Mai zum nationalen Feiertag proklamiert.

Wir machen ganze Arbeit. Woran sich unsere Gegner die Zähne ausbeißen, das wird hier in ein paar Stunden ohne jeden Widerstand erledigt. Man kann sagen, daß heute in Deutschland wieder Geschichte gemacht wird. Unser Ziel ist eine absolute Vereinheitlichung des Reichs. Schritt für Schritt kommen wir diesem Ziele näher. Und so wie die Zusammenschmiedung des Volkes fortschreitet, so schreitet auch die Konzentration unserer nationalen Willenskraft fort. Am Ende dieses Prozesses steht ein einiges Volk im einigen Reich.

Unsere Devisenlage hat sich wider Erwarten sehr günstig entwickelt. Das zielbewußte Wirken Dr. Schachts ist heute schon ganz unverkennbar.

Glück muß eine Regierung haben. Aber auf die Dauer hat sie es selbstverständlich nur, wenn sie tüchtig ist; aber eine Regierung, die ausschließlich vom Pech verfolgt wird, kann einem Volke nichts nützen. Wenn unsere Gegner uns heute vorwerfen, wir hätten eben Glück gehabt, so ist darauf zu erwidern, daß eine Nation immer noch besser daran ist, eine Regierung zu besitzen, die Glück, als eine, die Unglück hat.

8. April 1933.

Es müssen überall noch sehr starke personelle Änderungen vorgenommen werden, wenn wir den Staat auf festen Fundamenten aufbauen wollen. Das ist heute um so schwieriger, als die Konjunkturritter sich mit lautem Geschrei in den Vordergrund arbeiten und unsere alten Anhänger kaum erkennbar sind, weil die anderen ihnen gegenüber viel tiefere Verbeugungen zu machen pflegen als unsere eigenen Leute. Aber mit etwas Instinkt wittert man hier schnell, wer zu den Schafen gehört und wer zu den Böcken.

Man merkt erst jetzt, da man mitten in der Maschine des Staates steht, wieviel noch fehler- und mangelhaft ist, und wie notwendig es war, daß wir an die Macht kamen.

Abends ist die Berliner SA. im Sportpalast vor dem Führer zum Appell angetreten. Im ganzen Reich finden zu gleicher Zeit SA.-Appelle statt. 600 000 Mann stehen vor dem, der sie aus der Dumpfheit rief und sie emporführte zu einem neuen Staatsbewußtsein. Es ist der größte Massenappell, den die Welt jemals gesehen hat. Ich gebe zuerst über alle deutschen Sender den im Reich versammelten SA.-Männern einen Einleitungsbericht über den Berliner Appell, und dann spricht der Führer zu seiner SA. Wie Bäume stehen die Männer, ein weiter Wald heroischen Heldentums, ein harter Männerbund, der auf Treue und Gefolgschaft aufgebaut ist.

Wir haben eine große Presse. Die Gleichschaltung ist auf fast allen Gebieten des öffentlichen Lebens durchgeführt. Die Reichsreform entwickelt sich in den ersten Anfängen. Allmählich merken auch die Herren Journalisten, was gespielt wird und wohin die Reise geht.

Über all diesen großartigen Reformarbeiten steht ein herrlicher, eben ausbrechender Frühling. Das deutsche Volk gibt sich mit freudiger Begeisterung dem Führer in die Hand. Wir haben wieder Arbeit zu tun, die ein Leben lebenswert machen kann.

9. April 1933.

Es kommt immer noch eine ganze Reihe von komplizierten Schwierigkeiten. Am ersten lassen sie sich unter Nationalsozialisten lösen. Man darf sie auch nicht unterschätzen. Früher wurden um diese

Dinge wochenlange parlamentarische Kämpfe ausgefochten. Wir erledigen das heute in ein paar Stunden.

10. April 1933.

Der Gau Berlin ist in bester Ordnung. Er hat jetzt bereits ein Barvermögen von RM. 240 000.—. Die wollen wir uns als Reserve für schwere Zeiten aufsparen.

Der Führer fährt nach München. Ostern werden wir uns wiedersehen.

Die Arbeit läßt etwas nach. Langsam beginnen schon die Feiertage. Man hat hier wieder Zeit für Musik und Lektüre, kann sich wieder in ein bestimmtes Thema vertiefen, braucht nicht täglich an allem und jedem herumzuarbeiten, sondern hat die Möglichkeit, sich mit einer Sache grundsätzlich auseinanderzusetzen. Das ist notwendig, wenn man nicht allmählich den Blick für das Wesentliche verlieren will.

11. April 1933.

Ich habe einen Briefwechsel mit Generalmusikdirektor Dr. Furtwängler über die Prinzipien deutscher Kunstgestaltung. Sein Erscheinen erregt einiges Aufsehen.

Ich versuche, in meiner Antwort an Furtwängler das Wesen nationaler Kunstbegriffe darzulegen. Man hat bisher gar nicht für möglich gehalten, daß wir uns überhaupt darüber Gedanken machten. Die Hetze der Judenpresse wirkt heute noch nach. Man hält uns für gute Politiker, aber schlechte Kunstfreunde. Die Zukunft wird erweisen, wie gründlich man sich da geirrt hat.

Ich empfange die Vertreter der Christlichen Gewerkschaften, die in plumper Vertraulichkeit um gut Wetter bitten und dafür versprechen, daß ihre Gefolgschaft am 1. Mai mit uns marschieren werde. Harmlose Naivlinge! Als wenn wir bei unserem Appell an das deutsche Volk auf die Christlichen Gewerkschaften angewiesen wären! Sie scheinen noch gar nicht zu ahnen, was sich wirklich abspielt. Nicht ein halbes Jahr wird mehr ins Land gehen, und sie sind vollkommen ausgebootet und ohne Einfluß.

So was hat 14 Jahre lang Deutschland regiert!

Es ist fast schon Ostern.

Göring zum preußischen Ministerpräsidenten ernannt. Damit ist auch für dies größte Land ein klarer und scharfer nationalsozialistischer Kurs garantiert.

Epp als Erster zum Reichsstatthalter in Bayern ernannt. Jetzt werden die weiteren Ernennungen Schlag um Schlag folgen. Eine Spitze nach der anderen wird von unseren Leuten besetzt.

Im vorigen Jahr um Ostern standen wir mitten in den schwersten Kämpfen um die Behauptung unserer Partei. Wer hätte damals voraussagen wollen, daß wir ein Jahr später schon im Besitz der Macht sein würden?

12. April 1933.

Die Arbeit flaut ab. Man fährt ins Blaue hinein, an die märkischen Seen, und freut sich des aufsprossenden Frühlings.

13. April 1933.

Im Flugzeug nach Köln, durch schwere Böen und Gewitter. In knapp 3 Stunden sind wir da.

Und nun fahren wir über Düren, Godesberg den Rhein herunter, Koblenz, Mainz, über die Bergstraße nach Heidelberg. Alles liegt schon im süßen Blütenduft.

Wie dieses Heidelberg alte Erinnerungen wieder auferstehen läßt! Es wird einem ganz wehmütig ums Herz dabei. Hier ist man als Student durch die Straßen gegangen, mit großen Plänen und Ehrgeizen im Kopf. Und das alles ist noch gar nicht so lange her, als daß es irgendwie im Gedächtnis verblaßt wäre.

Dieses wundervolle Freiburg! 15 Jahre lang habe ich die Stadt nicht mehr gesehen, und sie ist immer noch, wie sie damals war: Karlsplatz, Schloßberg, die alten Kastanien, die eben ihre Kerzen aufstecken.

Ein Ostern, als sei auch der Himmel mit uns im Bunde.

16. April 1933.

Wir schlendern durch Freiburg, durch die alten Straßen und Gassen am Münster vorbei. Ich bin ganz voll Schwermut.

Es ist alles noch so wie in meiner Studentenzeit. Einzigartige Blütenfahrt nach Konstanz. Der Ostersonntag geht in einer unbeschreiblichen Farbenpracht auf. Der Bodensee schwimmt in Sonne.

Wir fahren am Bodensee entlang über Meersburg, Lindau, Innsbruck, St. Johann. Es ist schon dunkel, als wir über Reichenhall nach Berchtesgaden kommen. Eine traumhaft schöne Fahrt; nur Berge, Täler, Seen, Schlösser, Dörfer.

Abends um 9 Uhr sind wir auf dem Obersalzberg beim Führer und fühlen uns gleich wie zu Hause.

Leider kann ich nur einen Tag hier bleiben.

17. April 1933.

Hier oben habe ich mit dem Führer die schwebenden Fragen eingehend durchgesprochen. Den 1. Mai werden wir zu einer grandiosen Demonstration deutschen Volkswillens gestalten. Am 2. Mai werden dann die Gewerkschaftshäuser besetzt. Gleichschaltung auch auf diesem Gebiet. Es wird vielleicht ein paar Tage Krach geben, aber dann gehören sie uns. Man darf hier keine Rücksicht mehr kennen. Wir tun dem Arbeiter nur einen Dienst, wenn wir ihn von der parasitären Führung befreien, die ihm bisher nur das Leben sauer gemacht hat.

Sind die Gewerkschaften in unserer Hand, dann werden sich auch die anderen Parteien und Organisationen nicht mehr lange halten können. Jedenfalls ist der Entschluß gestern auf dem Obersalzberg gefaßt worden. Ein Zurück gibt es nicht mehr. Man muß den Dingen nur ihren Lauf lassen.

In einem Jahr wird ganz Deutschland in unserer Hand sein.

Während wir in dem einsamen Sommerhäuschen auf dem Obersalzberg überlegen und beratschlagen, steht draußen in Massen unentwegt das Volk. In immer wiederholten Sprechchören ruft die Menge nach dem Führer, bis er schließlich heruntergeht und Hunderten die

Hand gibt. Man kann sich nicht satt sehen an dieser reinen und kindlichen Begeisterung, die das Volk für Hitler empfindet.

Durchreisende Hitlerjungens aus Braunau, der Geburtsstadt des Führers, werden mit ins Haus genommen. Sie essen mit uns zu Mittag und sind ganz selig, mit dem Führer an einem Tisch zu sitzen.

Auch der Führer muß nach Berlin zurück. Wir fahren zusammen; ich lasse meine Familie oben auf dem Obersalzberg zurück. Es ist ergreifend, mit dem Führer durchs Land zu fahren. In allen Dörfern stehen die Straßen schwarz voll von Menschen. Es gibt Ovationen und spontane Begeisterungsausbrüche. Die Kinder reichen ihm Blumen in den Wagen hinein. Ganz nahe treten sie an den Schlag und halten ihm die kleinen Patschhändchen hin.

In Traunstein haben die Massen die Straße versperrt. Ein SA.-Führer kommt an den Wagen heran und bittet den Führer, eine halbe Stunde haltzumachen, ein alter Parteigenosse liege sterbend im Krankenhaus und habe nur noch einen Wunsch, den Führer zu sehen. Der Führer macht sofort kehrt, fährt zum Krankenhaus und gibt seinem sterbenden Parteigenossen zum letzten Male die Hand. Wenige Stunden darauf stirbt er.

In halsbrecherischem Tempo nach München weiter. Ich bekomme im letzten Augenblick den Nachtzug, der mich nach Berlin bringt.

18. April 1933.

Die Arbeit hat gleich schon wieder begonnen. Überall im Volk spricht man von einer zweiten Revolution, die kommen müsse. Das heißt nichts anderes, als daß die erste Revolution noch nicht zu Ende ist. Wir werden uns jetzt bald mit der Reaktion auseinandersetzen müssen. Die Revolution darf nirgends haltmachen.

Mein Ministerium ist fast ausschließlich von jungen Nationalsozialisten besetzt. Sie verstehen zwar den bürokratischen Kram nicht so gut wie die alten Beamten, sie bringen dafür aber Feuer, Begeisterung und unverbrauchten Idealismus mit.

Der 1. Mai wird großzügig vorbereitet. Wir arbeiten daran wie an einer Generalstabsaufgabe. Der Aufmarschplan ist fertig. Schwierigkeiten ergeben sich nur aus den beschränkten Aufmarschmöglichkeiten. Die Demonstration muß sich mit einer präzisen Pünktlichkeit

abwickeln. Alle Eventualitäten müssen vorberechnet und einkalkuliert werden. Ein kleiner Fehler könnte bei den Riesenmassen, die wir auf die Beine bringen wollen, zur Katastrophe führen.

19. April 1933.

Ich habe nun die Kompetenzabgrenzung zu den in Frage kommenden anderen Ministerien vorgenommen. Die Zuständigkeiten meines Amtes sind nach allen Seiten hin festgelegt. Die ganze Kulturabteilung des Reichsinnenministeriums ressortiert nun bei mir.

20. April 1933.

Der Führer hat Geburtstag. Er selbst weilt irgendwo in Bayern und entzieht sich allen Ovationen in Berlin. Hier stehen die Menschen vor der Reichskanzlei und schauen zu seinem Fenster empor.

Heute ist für die Reichshauptstadt die Parole ausgegeben worden, daß keiner hungern darf. Ein großes soziales Hilfswerk sorgt für die Armen der Stadt, wie hier so im ganzen Reich. Sie sollen wenigstens nicht wie in alten Zeiten bei Geburtstagsfeiern mit leeren Phrasen abgespeist werden.

Ich rede mittags in der Städtischen Oper über Hitlers Geburtstag vor den Künstlern der Reichshauptstadt und halte am Nachmittag dem Reichspräsidenten Vortrag über den 1. Mai. Der Reichspräsident ist von einer fabelhaften Frische und geistigen Beweglichkeit. Möge das Schicksal ihn uns noch lange erhalten!

Abends spreche ich über alle Sender zum Geburtstag des Führers und schildere ihn als Menschen aus meiner persönlichen Bekanntschaft. Ich glaube so am besten diesem denkwürdigen Tag gerecht zu werden.

21. April 1933.

Beim Führer, der vormittags nach Berlin zurückkehrt, liegt das ganze Haus voll von Geburtstagsgeschenken. Es ist rührend, was die Menschen ihm nicht alles geschickt haben. Vom wertvollsten Präsent bis zur kleinen, bescheidenen Kinderzeichnung oder Stickerei eines

alten Mütterchens aus dem Volk. Wie glücklich muß ein Mensch sich schätzen, der so von der Liebe des Volkes umgeben ist!

Der 1. Mai bereitet uns eine Unsumme von Arbeit. Aber ich glaube, auch der Erfolg wird dementsprechend sein.

Abends sitzen wir beim Führer. Göring ist von Rom zurückgekommen und gibt ausführlichen Bericht. Er hatte dort große persönliche und politische Erfolge zu verzeichnen.

22. April 1933.

Im Kabinett ist die Autorität des Führers nun ganz durchgesetzt. Abgestimmt wird nicht mehr. Der Führer entscheidet. Alles das geht viel schneller, als wir zu hoffen gewagt hatten.

Mit dem Führer zusammen im Flugzeug nach München. Der Stabschef ist mit dem Stahlhelm einig geworden. Der Stahlhelm wird nun der SA. eingegliedert.

In München spricht der Führer vor den Gauleitern und SA.-Führern. In dreistündigen Darlegungen entwickelt er die politische Situation. Er steigert sich jetzt ganz in seine großen staatsmännischen Aufgaben hinein. Alle seine Mitarbeiter stehen vollkommen in seinem Bann. Er gibt weitgesehene außenpolitische Richtlinien, und zwar für die nähere und fernere Zukunft. Die Revolution im Lande selbst aber wird weiter fortgesetzt. Es gibt unendlich viele Begrüßungen. Alle die alten Kameraden sind hier zusammengekommen und feiern ein sehr herzliches Wiedersehen. Nun sind wir an der Macht, und nun können wir mit ganz anderen Augen auf die vor uns liegenden Aufgaben schauen.

Auch im Braunen Haus sind zwei Zimmer bis zur Decke vollgestopft mit Geburtstagsgeschenken für den Führer. Er freut sich sehr darüber, und das muß doch der schönste Lohn für all die sein, die ihm diese Freude bereitet haben.

23. April 1933.

Sonntag:

Im Flugzeug nach Köln. Ein sehr stürmischer Flug. In drei Stunden allerdings sind wir schon da. Meine Fahrt in die Heimat-

stadt Rheydt gleicht einem einzigen Triumphzug. Ich nehme den großen Empfang in meiner Heimatstadt auf mich, meiner Mutter zu Ehren. Sie ist jahrelang in dieser kleinen Stadt verleumdet, umklatscht, mißachtet und verfolgt worden und hat darunter unendlich zu leiden gehabt. Man weiß ja, wie das in diesen kleinbürgerlichen Kreisen vor sich geht. Gesellschaftlich geächtet, das heißt am Lebensnerv getroffen. Es ist eine Qual für eine alte Frau, jahrelang nur Bedauern und Entrüstung zu vernehmen wegen des ungeratenen Sohnes, der mit Kirche, Staat und Gesellschaft in Feindschaft lebt.

Wenn so ein wehrloser Mensch dann obendrein noch zart besaitet ist, dann kann er vollkommen an diesen Gemeinheiten zerbrechen.

Ich hatte immer in Berlin noch Freunde und Mitkämpfer; ich konnte mich wehren. Ich hatte eine Presse, hatte Säle, in denen ich reden konnte, hatte ein Publikum, das mir zuhörte: ich war niemals ganz verlassen. Meine Mutter aber war schutzlos den Intrigen und Bosheiten einer feigen, dummen und gemeinen bürgerlichen Gesellschaft ausgeliefert. Eine jahrelange Qual und Gewissenspein soll nun nach meinem Willen mit einem großen Triumph ausbezahlt werden.

Deshalb bin ich nach Rheydt gekommen, um ihr an diesem Tag zu zeigen, daß alles, was sie in den ungezählten Tagen meinet- und unserer Sache wegen zu erleiden hatte, nicht umsonst gewesen ist.

Das ist eine Rehabilitierung, wie sie für eine einfache Frau eindringlicher gar nicht denkbar ist: daß die Menschen zehntausendweise in den Straßen stehen, daß eine ganze Stadt sich auf den Kopf gestellt hat, daß die Viertel in einem einzigen Flaggenmeer schwimmen.

Am Montagmittag gehe ich in meine alte Schule, auf der ich 9 Jahre lang tagaus, tagein mit meinen alten Kameraden gelebt und gearbeitet habe, und rede von demselben Podium der Aula herunter, von dem ich als Abiturient meine erste, die Abschiedsrede meines Jahrganges hielt. Damals, das ist nun 16 Jahre her, kam nach meinen Ausführungen unser alter Ordinarius, der nun längst schon unter der Erde liegt, zu mir, klopfte mir freundlich-jovial auf die Schulter und sagte: „Talentiert sind Sie ja, aber zum Redner leider nicht geboren."

Ein Beweis dafür, wie liebe- und verständnisvoll er sich mit meinem Charakter und mit meinen Anlagen in 9 Jahren beschäftigt hatte.

Ich rede nachmittags noch zweimal in Köln vor dem Rundfunk

und vor der Presse und finde abends meine ganze Vaterstadt in einem unbeschreiblichen Taumel wieder. Es ist noch kein Jahr her, da haben sie mich mit Steinen beworfen.

Ich bin froh, als ich am Dienstag dem Trubel wieder entrinnen kann und nach Berlin zurückfliege.

Im Kabinett wird die neue Judengesetzgebung angenommen.

Ein entscheidender Schritt nach vorwärts.

27. April 1933.

Der 1. Mai steht auf dem Papier fertig. Ich habe mich in einem großen Aufruf an die Öffentlichkeit gewandt und den Sinn dieses nationalen Feiertages klargelegt.

Der Führer spricht vor den preußischen Gauleitern. Er ist hier wie immer der Führer.

Der Frühling ist in voller Blüte aufgebrochen.

28. April 1933.

Ich arbeite tagelang an der technischen Durchführung des 1. Mai.

Es soll ein Meisterwerk der Organisation und Massendemonstration sein.

Das Kabinett nimmt für die SA. ein Dienststrafgesetz an. Immer stärker dringt die Partei mit ihrer Organisation in den Staat ein.

Wir veranstalten im Lustgarten und auf dem großen Festplatz, dem Tempelhofer Feld, eine Art Generalprobe für den 1. Mai. Nach menschlichem Ermessen wird alles präzise und reibungslos verlaufen. In Tempelhof sind gigantische Anlagen gebaut worden. Sie bieten ein grandioses Bild nationalsozialistischen Gestaltungswillens. Der 1. Mai wird ein Massenereignis, wie es die Welt noch nicht gesehen hat. Das ganze Volk soll sich vereinigen in e i n e m Willen und in e i n e r Bereitschaft. Im ersten Jahre unserer Revolution wird der Arbeit ihre Ehre und dem Arbeitertum seine Geltung zurückgegeben.

Ein kompliziertes Räderwerk soll nun in Bewegung gesetzt werden. Jetzt kommt uns unsere vielfältige Erfahrung auf dem Gebiet der

Massenführung zunutze. Keine andere Bewegung als die unsere, die Massen zu dirigieren versteht, wäre zu einer gleichen Riesendemonstration fähig.

30. April 1933.

Ich fahre den Sonntag über nach Potsdam und durch die Provinz. Alles steht schon in Flaggenschmuck. Ein ganzes Volk setzt sich in Bewegung. Es ist herrlich, an diesem Aufmarsch einer Nation mitwirken zu dürfen.

Aus dem ganzen Reich treffen schon die Arbeiterdelegationen in Berlin ein. Es soll ein Festtag des ganzen Volkes werden.

Nach Tempelhof ergießt sich schon eine wahre Völkerwanderung. Gigantische Lautsprecher sind aufgestellt, die die Rede des Führers auf das Feld der Hunderttausende übertragen. Von hohem Kommandoturm überschaut man das phantastisch flimmernde Gelände. Alles in fast schwindelnden Dimensionen aufgebaut und hergerichtet.

Ich nehme eine letzte Überprüfung vor, und nun steht der Erfolg in den Sternen.

1. Mai 1933.

Der große Tag des deutschen Volkes ist angebrochen. Gestern drohte noch Regen, heute strahlt die Sonne. Richtiges Hitlerwetter! Nun wird alles zum besten verlaufen. Es kommt auch nicht mehr so sehr auf die Durchführung des Tages an; wichtig ist der Gehalt und Sinn, der hier zum Durchbruch kommt.

Morgens sind im Lustgarten die Berliner Schulkinder aufmarschiert. Schon die Anfahrt ist überwältigend. Wohin man schaut: Unter den Linden, im großen Lustgarten, Kinder, Kinder, Kinder. Ich rede zu ihnen aus innerstem Herzen heraus.

Vor Kindern spricht's sich gut, wenn man Kinderseelen versteht.

Dann ein Jubelsturm: im Auto erscheinen, nebeneinander sitzend, der Reichspräsident und der Führer. Alter und Jugend vereinigt. Ein wunderbares Symbol des neuen Deutschlands, das wir aufgerichtet haben.

Harald überreicht dem Reichspräsidenten einen großen Rosenstrauß. Er ist ganz stolz und glücklich.

Der Reichspräsident spricht zur Jugend, als wäre er einer aus unserem Alter. Er ermahnt zur Treue, Beharrlichkeit, Fleiß und Achtung vor der Vergangenheit. Der Führer bringt auf ihn ein dreifaches Hoch aus, in das die Jugend mit Begeisterung und Inbrunst einstimmt.

Die Durchfahrt durch die Massen der Jungens und Mädels gleicht einem Triumphzug. Auf dem Tempelhofer Feld herrscht ein unbeschreibliches Menschengewimmel. Der Berliner ist schon unterwegs mit Kind und Kegel, Arbeiter und Bürger, hoch und niedrig, Unternehmer und Untergebener, jetzt sind die Unterschiede verwischt, nur ein deutsches Volk marschiert.

Vor ein paar Jahren noch knatterten in Berlin die Maschinengewehre.

Auf dem Flugplatz empfangen wir die Arbeiterdelegationen aus dem ganzen Reich, die im Flugzeug nach Berlin gekommen sind. Auf den Gesichtern dieser ernsten, harten Männer steht die reinste Freude. Mittags sind wir beim Führer zum Essen eingeladen und werden danach vom Reichspräsidenten empfangen. Dieser Empfang ist erschütternd in seiner monumentalen Einfachheit. Der große Soldat dreier Kriege, der getreue Ekkehard der deutschen Nation, steht unter den Ärmsten des Landes und reicht ihnen seine Hand zum Bunde.

Nun wälzen sich die Menschenmassen durch Berlin. Ein unendlicher, nie abreißender Strom von Männern, Frauen und Kindern ergießt sich zum Tempelhofer Feld. Abends gegen 7 Uhr kommt die Meldung, daß ein und eine halbe Million Menschen hier aufmarschiert seien. Ähnliches wird aus den Städten und Dörfern des Reiches durchgegeben.

Ich sitze hinten im Wagen des Führers, als er im Triumphzug durch die Arbeitermassen fährt, die von der Reichskanzlei aus bis zum Tempelhofer Feld die Straßen umsäumt halten. Es ist unbeschreiblich. Auf dem Tempelhofer Feld kann man dies ungeheure Menschenmeer gar nicht mehr überschauen. Blitzend und leuchtend fahren die Scheinwerfer darüber hinweg. Man sieht nur Kopf an Kopf die grauen Massen stehen.

Ich eröffne kurz und lasse 1 Minute Schweigen eintreten für die in Essen am selben Tage verunglückten Bergleute. Nun steht die

ganze Nation still. Die Lautsprecher tragen die Stille über Stadt und Land. Ein erschütternder Augenblick der Gemeinsamkeit und Verbundenheit aller Schichten und aller Stände.

Dann spricht der Führer. Noch einmal faßt er zusammen, was wir sind und was wir wollen. Er gibt der Arbeit ihr neues Ethos zurück. Das Arbeitertum umschließt jetzt alle guten Deutschen. Die Nation hat wieder einen Sinn bekommen.

Nun wollen wir arbeiten und nicht verzweifeln.

Es geht um Deutschland, um seine Zukunft und um die Zukunft unserer Kinder.

Ein toller Rausch der Begeisterung hat die Menschen erfaßt. Gläubig und stark klingt Horst Wessels Lied in den ewigen Abendhimmel hinauf. Die Ätherwellen tragen die Stimmen der anderthalb Millionen Menschen, die hier in Berlin auf dem Tempelhofer Feld vereinigt stehen, über ganz Deutschland, durch Städte und Dörfer, und überall stimmen sie nun mit ein: die Arbeiter im Ruhrgebiet, die Schiffer vom Hamburger Hafen, die Holzfäller aus Oberbayern und der einsame Bauer oben an Masurens Seen. Hier kann keiner sich ausschließen, hier gehören wir alle zusammen, und es ist keine Phrase mehr: wir sind ein einzig Volk von Brüdern geworden.

Und der uns den Weg dahin wies, der fährt nun, aufrecht im Auto stehend, zu seiner Arbeitsstätte in der Wilhelmstraße zurück, durch eine Via triumphalis, die sich rund um ihn herum aus lebenden Menschenleibern gebildet hat.

Morgen werden wir nun die Gewerkschaftshäuser besetzen. Widerstand ist nirgends zu erwarten. Der Kampf geht weiter!

Oben in der Reichskanzlei stehen wir in des Führers Wohnung mit ihm am Fenster. Von ferne klingen bis hier herauf die Gesänge und Heilrufe der vom Tempelhofer Feld abmarschierenden Massen.

Berlin will nicht schlafen gehen, und mit dieser Riesenstadt zittert noch das ganze Reich in seligem Erleben und wird sich der großen Stunde, die die Wende zweier Zeiten in sich schließt, bewußt.

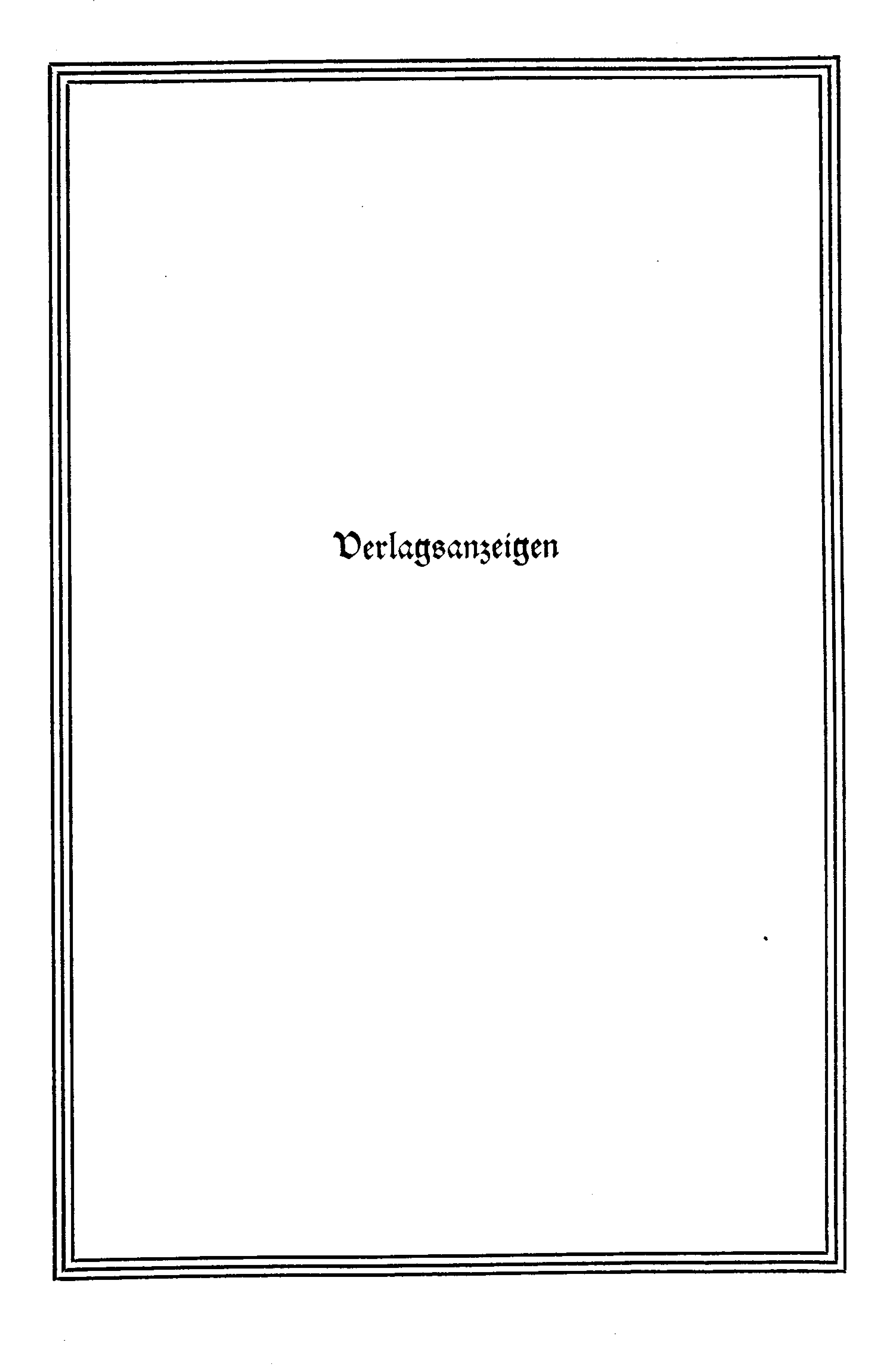
Eben biegt eine Marschkolonne von der Voßstraße in die Wilhelmstraße ein. Unten vor der Reichskanzlei leuchten die Hakenkreuzstandarten auf, die roten Fahnen verneigen sich vor dem Führer und grüßen stumm und voll Ehrfurcht ihn und sein Werk.

Und aus den jungen Männerkehlen klingt Horst Wessels ewiges Lied:

„Nun flattern Hitlerfahnen über allen Straßen ...“

Wir sitzen zusammen, bis der Morgen tagt.
Die lange Nacht ist zu Ende.
Die Sonne ist wieder aufgegangen über Deutschland!

Ende.



Verlagsanzeigen